P. o. germ.
393 r f - 1

Frenzel

Auf heimischer Erde.

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

15 C 1

= Rio 303

Digitized by Google

Auf heimiſcher Erde.

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover.

Dichter und Frauen.
Studien von Karl Frenzel.

Octav. Broſchirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Dante Alighieri. 2. Torquato Taſſo. 3. Luis de Camoëns. 4. Calderon's hiſtor. Dramen. 5. Bertrand de Born. 6. François Regnard, ein franzöſiſcher Luſtſpieldichter. 7. Louiſe de la Vallière. 8. Julie Leſpinaſſe. 9. Louiſe d'Epinay und 3. Jacques Rouſſeau.

Dichter und Frauen.
Studien von Karl Frenzel.
Zweite Sammlung.

Octav. Broſchirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Firduſi. 2. Madonna Laura. 3. Machiavelli. 4. Miguel de Cervantes. 5. Molière. 6. Aiſſé. 7. Voltaire's Trauerſpiele. 8. Die Dichter der Freiheitskriege.

Dichter und Frauen.
Studien von Karl Frenzel.
Dritte Sammlung.

Octav. Broſchirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Publius Terentius. 2. Quintus Horatius Flaccus. 3. Königin Eliſabeth von England. 4. William Shakſpeare. 5. Swift und Stella. 6. Manon Lescaut. 7. Aus Voltaire's Leben. 8. Beaumarchais. 9. Noch einmal Dante.

Büſten und Bilder.
Studien von Karl Frenzel.

Octav. Broſchirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Zur engliſchen Literatur: 1. Macaulay. 2. Ein chriſtlicher Roman. 3. Lord Byron. — II. Zur franzöſiſchen Literatur: 1. Marie de Lafayette. 2. Pierre de la Chauſſée. 3. Zwei Romantiker im 18. Jahrhundert. — III. Zur deutſchen Literatur: 1. Jean Paul. 2. Ludwig Uhland. 3. Annette von Droſte-Hülshoff. 4. Karl Gutzkow. 5. Der Zauberer von Rom. — IV. Zur modernen Malerei: 1. Zur deutſchen Geſchichtsmalerei. 2. Eduard Hildebrandt, ein Landſchaftsmaler. 3. Leopold Robert. 4. Ludwig Knaus. 5. Stryowsky.

Vanitas.
Ein Roman in ſechs Büchern von Karl Frenzel.

3 Bände. Octav. Broſchirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Watteau.
Ein Roman von Karl Frenzel.

2 Bände. Octav. Broſchirt 2 Thlr.

Charlotte Corday.
Hiſtoriſcher Roman von Karl Frenzel.

Octav. Broſchirt 1 Thlr.

Auf heimiſcher Erde.

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.

Erſter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Seite

Bei den drei Kiefern 1

Beatrix 73

Auf stiller Haide 185

Bei den drei Kiefern.

I.

Ein feuchter, dunkler Herbſtabend lag über der Landſchaft — es war um die Stunde, wo der Abend in die Nacht übergeht.

In den Häuſern des abſeits am Waldſaum liegenden Dörfchens erloſch Licht um Licht, während langſam ein ſchwerer, alterthümlicher Reiſewagen an ihm vorbei auf der einſamen Fahrſtraße zu dem Herrenhauſe dahinrollte, das jetzt Finſterniß und Nebel noch den Blicken der Kommenden verbargen. Wenn indeß das junge Mädchen im ſchwarzen Kleide, das allein im Wagen ſaß, neugieriger geweſen wäre, hätte ſie, da eben der Vollmond über die Wipfel des Tannenwaldes emporſtieg und leiſe mit ſeinen Strahlen hier und dort die Nebelſchleier zerriß, die breite Façade des alten Gebäudes, ſeine vorſpringenden Giebel und Erker durch das Wagenfenſter erblicken und, wenn ſie es aufgezogen, auch deutlich in einiger Entfernung die weite, ſilberſchimmernde Fläche des Sees bemerken müſſen, die es zu umgeben

schien. So aber hatte sie den Reisehut mit schwarzem Band und Schleier nachlässig im Schoß, den Kopf in die Wagenkissen gedrückt, die Augen geschlossen und fuhr nur zuweilen aus dieser Stellung halb in die Höhe, wenn die Pferde schärfer anzogen oder die Räder härter an einen Stein stießen. Aber auch dann öffnete sie kaum die dunklen Wimpern, starrte vor sich hin und versank wieder in ihr Grübeln und Träumen.

Jetzt hielt der Wagen in dem gepflasterten Vorhof des Hauses; sie war erwartet worden, auf der Schwelle stand ein Diener mit einer Leuchte, ein älterer half ihr beim Aussteigen. Wie sie leicht an seiner Hand vom Wagentritt herabsprang, ihren Hut in der Hand, das schwarze Flortuch um ihren Hals ein wenig verschoben, den Kopf zurückgeworfen, war jede Spur ihrer Träumerei verschwunden und sie mit jedem Nerv, mit jedem Gedanken in die Wirklichkeit zurückgekehrt. An dem prüfenden Blick, den der alte Diener auf sie richtete und den sie, mit großer Verstellung ihr Forschen hinter ihrer Unbefangenheit verbergend, erwiederte, konnte man leicht erkennen, daß sie sich gegenseitig noch durchaus fremd waren. Anfangs wechselten sie darum nach stummer Begrüßung kein Wort, sondern schritten schweigend über die steinernen Stiegen in die Hausflur des weitläufigen Gebäudes.

Erſt hier ſagte der Alte: „Sie werden von Ihrer langen Fahrt ermüdet ſein, Fräulein Elſen, und der Ruhe bedürfen. Ich habe Auftrag von dem gnädigen Herrn, Sie nach Ihrem Zimmer zu geleiten.“

„Iſt Herr von Wolfram noch auf?“

„Der Freiherr begibt ſich erſt um Mitternacht zu Bett, aber er wünſcht heute nicht geſtört zu werden.“

„So bringen Sie ihm meinen ehrerbietigen Gruß.“

Damit waren ſie eine Wendeltreppe hinauf und durch einen engen, nur an zwei Stellen von Lampen dürftig erhellten Gang geſchritten. An ſeinem Ende öffnete der vorangehende Diener eine in der Mauerniſche faſt verborgene Thür.

„Hier iſt Ihr Gemach, Fräulein Elſen, vorausgeſetzt, daß es Ihnen zuſagt. Gefällt es Ihnen nicht, ſo habe ich Auftrag, Ihnen in dieſem Theil des Schloſſes dasjenige anzuweiſen, was Ihnen am beſten behagt.“

„Ich danke noch einmal dem Freiherrn für ſo viel Güte, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bemühung.“

Auf dem Tiſche brannten ſchon im ſilbernen Armleuchter zwei Wachskerzen; eine Magd ordnete in einem kleineren Nebenzimmer das Himmelbett mit Vorhängen und Decken. Nun ward auch der Reiſekoffer des Fräuleins herbeigeſchafft, und da ſie die Fragen, ob ſie noch etwas bedürfe, freundlich ablehnte und mit einer An-

muth, die ihrem selbstbewußten Wesen und Auftreten einen ganz eigenen verklärenden Reiz verlieh, dem alten Diener die Hand reichte und gute Nacht wünschte, so war sie einen Augenblick nachher allein. Sie horchte, bis der letzte Schritt der Davongehenden auf den Fliesen des Ganges verklungen und Alles still geworden war, dann erst schob sie leise den Riegel vor ihre Thür. Ihre Züge nahmen wieder die Milde, das Träumerische, Abgespannte an, welches ihr ursprünglicher Ausdruck war und den sie nur bei dem Eintritt in dies Haus, in eine ihr noch fremde Lebensstellung gewaltsam in Schärfe und Bestimmtheit verwandelt. Seit fünf Jahren war sie einen so dornigen Lebensweg gegangen, so oft gezwungen worden, mit den Lippen zu lächeln, während ihr Herz stückweis zerbrach, daß sie diese Maske des Trotzes, der Unbeugsamkeit wie ihr zweites Gesicht, wie einen Schild gegen die Welt und die Menschen zu betrachten gelernt hatte, unter denen sie sich nun einmal bewegen mußte. Schwer lassen sich im Drang des Dienens, in abhängigen Lebensstellungen der Adel des Herzens, die Freiheit der Gesinnung bewahren; auch die Seele dieses jungen Mädchens hatte ihren süßesten Duft, ihre erste Frische darüber verloren, sich längst in die harten Willensäußerungen Derer gefügt, deren Brod sie aß — das harte Brod der Knechtschaft. Wie oft hatte

ſie das Wort der Wahrheit, ihres angebornen Stolzes auf der Zunge zurückhalten, wie oft den lauten Schlag ihres Herzens dämpfen müſſen!

Eine bittere Erinnerung daran mochte ſie auch jetzt überſchleichen; ein böſes, zuckendes Lächeln ſpielte um ihren feinen Mund. Das Halstuch hatte ſie abgenommen, das Band ihres weichen, braunen Haares ein wenig gelöſt, ſo kniete ſie auf dem bunten Teppich des Bodens und ſuchte in ihrem Koffer nach Dieſem und Jenem. Zuweilen unterbrach ſie ihre Arbeit und ſchaute mit ihren klugen ſinnigen Augen langſam und gedankenvoll in dem Raum umher, der nun bis zu den Oſtertagen des künftigen Jahres wenigſtens die Stätte ihrer geheimſten Empfindungen, ihrer Träume und Wünſche ſein ſollte. Weder an dem Gemach mit ſeiner grünen Sammettapete, den beiden hohen Fenſtern, noch an den Geräthſchaften darin hätte die vornehmſte Dame viel zu tadeln gefunden. Vielleicht wären ihr die alterthümlichen Formen der Seſſel, des Schrankes aufgefallen, die zu den erſten Offenbarungen des Rococcogeſchmacks zu gehören ſchienen — allein das junge Mädchen hatte eine beſondere Vorliebe für dieſe gewundenen Formen und Schnörkellinien, und fühlte ſich von ihnen und den chineſiſchen Blumenvaſen auf der Kommode noch inniger angeheimelt und freudiger überraſcht, als von der Pracht

und der Kostbarkeit der ganzen Einrichtung. Wie in ihre Kindheit war sie zurückversetzt, in die Wohnung ihres Vaters, der noch viel mehr und prächtigere alte Kunstsachen und Bilder zusammengebracht, freilich nur, um einen Handel damit zu treiben. Ihr Lächeln verlor in diesem Angedenken seine Bitterkeit, in ihrem Auge leuchtete ein erhöhter Glanz — eine Weile ließ sie die Hände unbeschäftigt auf dem Rand des Koffers ruhen und sättigte ihre Blicke gleichsam an einer Umgebung, die sie so reich und eigenthümlich nicht erwartet hatte. Noch nahm sie dann ein Tuch, ein Häubchen hastig aus ihrem Gepäck, die innere Unruhe gestattete ihr schon kein längeres aufmerksames Suchen, sie stand auf und ging, die Arme über die Brust gefaltet, ein- und noch einmal durch die ganze Länge des Gemaches. Je sorgfältiger sie nun alle Gegenstände betrachtetete, die seidenen Gardinen, die reichen Decken, desto lauter drängte sich ihr die Frage auf: „Wofür halten sie Dich hier nun? Geht die Wunderlichkeit dieses alten Herrn von Wolfram so weit, Dich wie eine verkleidete Prinzessin zu behandeln, die er nur aus Scherz zu seiner Vorleserin macht?"

Darüber wandten sich ihre Gedanken fast unwillkürlich wieder den Verwickelungen zu, die sie hierher geführt. Vor zwei Monaten hatte sie in einem öffentlichen Blatt die seltsame Anzeige des Freiherrn gelesen,

daß er, da seine Augen schwach zu werden anfingen und er gichtgequält an seinen Lehnstuhl gebannt sei, ein junges Mädchen zur Vorleserin wünsche; er fordere außer der Kenntniß der französischen und italienischen Sprache von ihr die seltene Tugend des Schweigens, Enthaltung aller unnützen Spielerei auf dem Clavier und beständig ein Erscheinen in schwarzer Kleidung. Damals sah sie einer sorgenumdüsterten Zukunft entgegen. Die Stellung, in der sie sich bisher als Gesellschafterin bei der Gräfin Weilen befunden, war ihr durch den launenhaften und hochmüthigen Charakter ihrer Gebieterin, durch die vielfachsten Verletzungen gerade ihrer feinsten und tiefsten Seelenregungen verbittert und jetzt durch die bevorstehende Heirath der Gräfin mit einem jüngeren Manne nach ihren ernsten und strengen Anschauungen des Schicklichen und der Sitte unmöglich geworden. Sehr gegen den Willen der Gräfin, die sich allmählig an sie gewöhnt, hatte sie deshalb um ihre Entlassung gebeten und da sie darauf bestand, sie endlich erhalten. Lange aber wollte sich auch ihren eifrigsten Bemühungen keine neue Stellung bieten, die ihren Wünschen und Ansprüchen genügt hätte: etwas war sie doch durch den längeren Umgang mit der Gräfin, den Verkehr mit der vornehmen Welt, die sich ihr nicht ganz verschlossen und bei den Festen ihrer Gebieterin, wenn sie mit ihrer

wunderschönen Stimme ein Lied von Goethe oder Heine gesungen, sie oft mit ihren Lobsprüchen überhäuft hatte, verwöhnt worden und hatte ein ausschließliches Wesen angenommen. Andererseits erzeugten wieder die bitteren Erfahrungen, die sie zuletzt in diesen Kreisen gemacht, in ihrem Herzen eine solche Sehnsucht nach tiefster Stille und Einsamkeit, daß sie zuweilen daran dachte, mit ihren geringen Ersparnissen in irgend ein halbverschollenes Dorf zu flüchten und dort, allen Hoffnungen entsagend und frei von jeder Furcht, ihren Erinnerungen und ihrem Schmerz allein zu leben. Alle diese Betrachtungen und Gefühle wirkten vereint auf sie ein, als sie jene Anzeige des Freiherrn las, und gaben ihr in demselben Augenblick auch die Feder in die Hand, ihm zu schreiben. Schneller als diesen hatte sie nie einen ähnlichen Brief geschrieben, eine geheime Gewalt schien ihr Wort und Hand zu beflügeln und ihr im Voraus Erfüllung ihrer Bitte zu versprechen. Erst nach der Absendung des Schreibens kam ihr die ruhigere Ueberlegung, sie zog bei der Gräfin und Andern Kunde über den Freiherrn von Wolfram ein. Wenn sie das Lob der Einen wie den Tadel der Andern billig mäßigte, blieb immer so viel, daß der Freiherr ein wunderlicher aber großmüthiger Herr sei, mit seinen sechzig Jahren und altaristokratischen Ansichten, seinen romantischen

Liebhabereien, die er ſich noch aus ſeiner Jugendzeit bewahrt, nicht recht für die Stimmung dieſer Tage paſſe und ſich darum auf eines ſeiner Güter, Waldſee, zurückgezogen habe, übrigens mit ſeinem einzigen Sohne Egbert in unverſöhnlichem Zwieſpalt lebe. Alle verhießen ihr, um ſo mehr, da es gegen den Herbſt und Winter ginge, ein ebenſo trauriges wie eintöniges Leben auf Waldſee und baten ſie, ihren Entſchluß nicht zu übereilen. Den Bedenklichkeiten, die in ihr aufzuſteigen drohten, machte indeß die Antwort des Freiherrn ein ſchnelles Ende. Er nahm ihr Anerbieten an, er erhöhte ſogar zu ihren Gunſten das Gehalt, das er urſprünglich für ihre Bemühungen feſtgeſetzt, da er, wie er ſich ausdrückte, von Allen gehört, daß eine gleiche Vortrefflichkeit ſie in Tugenden und Talenten auszeichne, und er ſich für beglückt halten würde, noch im Ausgang ſeines Lebens eine ſchöne Seele kennen zu lernen. Dieſe Worte überraſchten ſie, aber entſchieden zugleich ihr Loos.

So war ſie nach Waldſee gekommen.

Wie ſie jetzt ſinnend in der Mitte des Zimmers ſtehen geblieben war, konnte ſie ſich ſagen: „Dein Eingang iſt ein glücklicher geweſen, deine Erwartungen ſind weit übertroffen worden. Du wollteſt einſam ſein, nun biſt du es ja, durch Wald und See von den Menſchen, von ihren Lügen, ihrer Eitelkeit getrennt, wenige Stun-

den deines Dienstes ausgenommen mit dir allein. Und dieser Dienst wird nicht allzuschwer sein. Du hast so viel schlechte Musik hören und bewundern, so oft wider deinen Willen mit weinendem Herzen dem Clavier Tanzmelodieen entlocken müssen, daß es eine Wohlthat für dich ist, einmal damit aufzuhören. Und schwarze Kleider trägst du ja gern — um was, um wen alles trauerst du nicht!"

Da die Vorhänge ihrer Fenster noch nicht niedergelassen waren und der Mond, der immer höher am Himmel aufgestiegen, seinen glänzenden Schimmer auf die hellen Scheiben warf, trat sie näher und öffnete, so geräuschlos sie es vermochte, den einen Flügel. Der heftig hereinströmende Wind verlöschte die beiden Kerzen, so daß sie im Dunkeln an der Fensterbrüstung stand, während von unten aus gesehen ihr Antlitz und ihre Gestalt vom Mondlicht umstrahlt und wie verklärt erscheinen mußte. Es bot sich ihren Blicken ein entzückendes Schauspiel. Meist hatten sich die Nebel aufgelöst, nur hier und dort flatterten sie noch wie dünne Streifen eines silbernen Gewebes an den Wipfeln der Bäume, zogen so über die stillwallende Fläche des Sees und ballten sich dichter und fester an dem jenseitigen fernliegenden Ufer zusammen. Ihr zu Füßen breitete sich auf einer Landzunge, die sich in den See allmälig

enger werdend ausſtreckte, der Park des Schloſſes aus — alte, mächtige Stämme, jetzt freilich mit ſchon halb entblätterten Kronen, hoben ſich bis zu ihrem Fenſter empor, dazwiſchen lagen Blumenbeete, Raſenflächen, dicht von Epheu umſchlungene Lauben. Zumeiſt aber feſſelte ſie ein hellerleuchtetes, kleines Haus — einem Pavillon ähnlich, das auf der äußerſten Spitze der Landzunge faſt in das Waſſer hineingebaut lag. Obgleich der Raum, der ſie von ihm trennte, nicht unbeträchtlich war, glaubte ſie doch zuweilen einen fröhlichen Lärm lauter Stimmen, Geſang und das Klingen der Gläſer herüberſchallen zu hören. Dieſe geräuſchvolle Luſt ſtand im ſeltſamen Widerſpruch zu der tiefen, faſt ängſtlichen Stille in dem großen Gebäude, im Garten und rings um ſie her. Weit bog ſie ſich über das Fenſtergeſims und ſchaute die Front des Schloſſes entlang, um wenigſtens den Schein eines Lichtes, eine noch ſo leiſe Bewegung zu entdecken — aber alles blieb düſter, traurig, lichtlos. Wer wohnte denn nur drüben, der es wagen durfte, unter den Augen des ſtolzen und gebieteriſchen Freiherrn ihm zu trotzen? Denn ohne ſich einen Grund für ihr Gefühl angeben zu können, fand ſie in dem Jubel und dem Klang wilder Lieder, den der Wind jetzt deutlicher zu ihr trug, eine Beleidigung gegen den Ernſt und die Schwermuth ihrer Umgebung.

Indem verkündigte die Schloßuhr mit unangenehmem, kreiſchendem Schall die elfte Stunde. In dem Pavillon klangen noch einmal die Gläſer in einem lauten: „Hoch!“ zuſammen, dann traten mehrere Männer über die Schwelle in den Garten hinaus. Deutlich konnte ſie ſehen, daß man Abſchied von einander nahm, daß Alle bis auf Einen in die beiden Kähne ſtiegen, die im Schatten der Weidengebüſche und Binſen hart am Ufer verborgen lagen. „Gute Nacht! Gute Nacht!“ hinüber, herüber — es waren fröhliche kräftige Stimmen. Die Ruder ſchlugen das Waſſer, nun ſtießen die Kähne ab. Eine Furcht ergriff das Mädchen, daß man ſie am Fenſter, von dem ſie hinablauſchte, erkennen möchte, und ſie flüchtete tiefer in das Dunkel des Gemachs. Anfangs näher, dann immer ferner verrauſchte der eintönige Schlag der Ruder. Da ſie ſich ſicher wähnte, eilte ſie wieder zu ihrem früheren Platz. Unerwartet aber trafen ſie ſo die Blicke des Mannes, der, was ſie nicht beachtet hatte, im Garten zurückgeblieben und unzweifelhaft der Bewohner des Pavillons war. Sie erkannte freilich nur die Umriſſe einer ſchlanken und hohen Geſtalt, um ſo ſchärfer mußte ſie ſelbſt in dem klaren Mondlicht ſeinen Blicken ausgeſetzt ſein und haſtig, über ihre eigene Unvorſichtigkeit wie über ſeine Gegenwart erröthend, ſchlug ſie das Fenſter zu und ließ, als ſei ſie noch nicht

geſchützt genug, die Vorhänge nieder. Nicht einmal die Kerzen wagte ſie anzuzünden, um ſich auch durch ihren Schatten nicht ihm zu verrathen, ſo löſte ſie im Finſtern ihr Haar und ſuchte ihr Lager.

Bei der Dienerin, die ſie am nächſten Morgen bediente, mochte ſie nicht nach dem Bewohner des Gartenhauſes, nach ſeinem Namen und Treiben auch nur in entfernteſter Weiſe forſchen; zu dem Freiherrn ward ſie erſt um Mittag beſchieden.

Wenn nicht ſchon auf ihrer ganzen, zweitägigen Reiſe, ſo hatte ſie doch in der Nacht und den Morgen über Zeit genug gefunden, ſich auf dieſe Unterredung vorzubereiten, um, ſo viel an ihr lag, einen erſten günſtigen Eindruck hervorzurufen. Sie hatte wieder ihre ernſte und entſchloſſene Miene angenommen, die ihr ein älteres Ausſehen gab, als es ihren Jahren zukam und ſie es in Wirklichkeit beſaß, aber zugleich ihre Würde und die Ruhe ihrer Haltung verſtärkte. Schön, regelmäßig ſchön hätte ſie kaum ein Schmeichler nennen können; man mußte ſich allmählig an ihre aufgeworfene Lippe, an ihre kleine Stirn, die etwas matte Farbe ihrer Haut gewöhnen, ehe man trotz dieſer Mängel dem milden Reiz ihres Geſichts gerecht ward. Eigen war ihr der ſtrahlende, blitzähnliche Glanz der Augen, wenn ſie im leidenſchaftlichen Geſpräch oder im Feuer der

Erregung ihre dunklen Wimpern, die sie anfangs halb geschlossen hielt, plötzlich aufschlug. Heute umschloß ein einfaches schwarzes Seidenkleid ihre feinen Glieder bis hoch an den Hals hinauf, weite Spitzenärmel umgaben ihre schmale Hand. Ihr Haar umrahmte fast ihr Antlitz mit seinen breiten Flechten.

In seinem Bibliothekzimmer erwartete sie der Freiherr von Wolfram in einem kunstvoll geschnitzten, mit dunkelbraunem Leder überzogenen Sessel. Bei ihrem Eintritt erhob er sich ein wenig, auf einen Stock gestützt, und grüßte sie mit leichtem Nicken des Kopfes. Auf seinem trotz des Alters und vieler tief in die Stirn eingeschnittenen Furchen noch männlich schönen und geistvollen Gesicht malte sich eine gewisse Enttäuschung, als ihm das junge Mädchen ganz nahe getreten war und er jeden ihrer Züge unterscheiden konnte. Er mußte sich ein anderes Bild von ihr entworfen haben und die Spannung, die ihn bei ihrem Eintritt beherrscht und, als er zuerst ihren Namen ausgesprochen: „Fräulein Dorothea Elsen", seine Stimme leise erbeben ließ, wich jetzt von ihm und auf einen Sessel deutend und sie zum Sitzen einladend, sprach er weiter: „Fräulein Dorothea Elsen! Seien Sie mir willkommen in Waldsee. Ich bereue fast, soviel Jugend und Lebenslust, als sie besitzen, in diese Oede gerufen zu haben. Es wird hier

wenig Zerſtreuung für Sie geben, nicht einmal Naturſchauſpiele, ſchöne Ausſichten, romantiſche Gegenden, für die man in Ihrem Alter ſo empfänglich zu ſein pflegt, von allen andern Vergnügungen gar nicht zu reden."

„Herr Baron, ich habe es ſeit dem Tode meiner Eltern immer für ein großes Glück gehalten, einſam zu ſein."

„Sie ſind ſchon lange verwaiſt?"

„Seit fünf Jahren."

„Und ſtanden dann immer allein, ohne Freunde, ohne Verwandte in der Welt?"

„Ich habe von Seiten meiner Mutter eine zahlreiche Verwandtſchaft; alle, wie ich glaube, ſind vom beſten Willen für mich erfüllt, aber ich habe ihre Hülfe nie in Anſpruch genommen, könnte es auch nicht; ich muß, Herr Baron, wie mein Vater, in eigenen Schuhen ſtehen."

Der Freiherr lächelte über den entſchiedenen Ton des Mädchens, aber er fing ſchon an, ſich mit ihrer Erſcheinung, ſo ſehr ſie auch ſeiner früheren Vorſtellung von ihr widerſprechen mochte, zu verſöhnen. „In allen Lagen des Lebens", ſagte er, „wie rühmlich iſt ſolcher Muth, ſolcher Stolz. Er allein läßt uns die Widerwärtigkeit des Daſeins, im Grunde vielleicht das Daſein ſelbſt ertragen. Nur wenn wir es uns täglich nach des

Dichters Wort aufs Neue erbeuten, ist es erst unser Eigenthum. Bleibt freilich noch die große Frage", und dies warf er mehr vor sich hin, als daß er sich bestimmt an sie gewandt, „ob dies Leben überhaupt der Qual und des Lärms, der Verwirrung und des Schmerzes werth ist, die es erregt."

Er traf da eine Saite, die oft in ihr erklungen und die auch jetzt bei seiner Berührung widerhallte. „Ich glaube, Herr Baron", antwortete sie, „wenn ich eine Meinung darüber wagen darf, daß wir uns eben bescheiden müssen, daß es nie weder hüben noch drüben eine Lösung dieses Räthsels geben wird. Alles zu leiden und nichts zu wissen, das ist unser Loos. Und was uns dann noch im Dasein festhält? Es wird für Alle, die im Elend leiden, unter fremder Unterdrückung, in den Ketten widersinnigster Verhältnisse langsam verkümmern, während sie sich doch so leicht von ihnen befreien könnten, die Pflicht, für die andern die Gewohnheit sein."

„Die Gewohnheit geb' ich Ihnen zu; wir leben, weil wir eben da sind — aber die Pflicht, was ist sie? Wollen Sie ihr eine Göttlichkeit verleihen?"

„Ja, Herr Baron, nur dieser Anker hält das Lebensschiff im Sturm. Und wenn wir darum leiden, dafür sterben — dann wissen wir ja, wozu wir auf Erden gewesen."

„Einem Wahn, einem Irrthum des Geiſtes ſich opfern!“

„Immer noch beſſer als dem Nichts!“

Nun flammte ihr Auge, ihr Geſicht hatte ihre frühere, etwas erzwungene Starrheit verloren. Verwundert, doch mit Wohlgefallen betrachtete ſie der Freiherr ſchweigend einige Minuten. „Schade“, ſagte er darauf, „ſchade, daß Ihre Mutter ſo früh geſtorben, welch' eine Tochter wären Sie ihr geworden!“

„Herr Baron“, ſtammelte die erglühende Dorothea, denn ihr fielen plötzlich die Gerüchte von dem langjährigen, unverſöhnlichen Zwiſt des Freiherrn mit ſeinem Sohn ein, und ſie fühlte erſchrocken, daß ſie mit ihren unbedachten Aeußerungen einen wunden Fleck in dem Herzen des alten Mannes berührt habe. Auch ihm verſchattete eine finſtere Erinnerung das Geſicht, er wandte es von ihr ab und ſchloß die Augen, als ſchmerzten ihn die Strahlen der Mittagsſonne, die voll ſtechenden Glanzes durch die Scheiben fielen. Raſch erhob ſich Dorothea und zog die Vorhänge zuſammen. Darüber gewann der Freiherr ſeine Faſſung und Kälte wieder.

„Ich danke Ihnen, mein Kind; es iſt nun ſchon entſchieden, daß wir uns gegenſeitig verſtehen, obgleich“ — und wieder erſchien ſein freundliches, nur ganz leiſe

überlegenes Lächeln — „Sie eine viel größere Philosophin sind, als ich; wir wollen gute Freunde werden. Und wenn wir uns nun zuerst über unsere gegenseitigen Pflichten einigen, so schenken Sie mir Ihre Abende und speisen, wenn es Ihnen so gefällt, mit mir, darf ich Sie darum bitten, immer in dieser Kleidung. Schwarz steht allen Frauen gut. Ich stelle Ihnen dafür mein Haus, meinen Garten, Wagen und Pferde zu Diensten. Endlich sagen Sie mir offen, wenn Ihnen Waldsee und meine Gesellschaft nicht mehr behagt; ich mag das geheime Leiden, das Verschweigen der wichtigsten Dinge, der Forderungen unseres Herzens aus leeren Rücksichten nicht ausstehen; ich rechne auf Ihre volle Aufrichtigkeit. Auf diese Bedingungen einen ehrlichen Handschlag!"

Dorothea drückte die rechte Hand, die er ihr damit entgegenstreckte, leicht an ihre Lippen: sie empfand ein wunderbares Vertrauen für den alten Herrn.

„So ist unser Bund denn geschlossen", redete er weiter, „und es bleibt mir nur noch übrig, Sie als Hausherr mit den Bewohnern Waldsees bekannt zu machen. Im Schloß, so nennen die Leute das Vorderhaus noch aus Zeiten her, die nun vergangen, sind wir Beide und der alte Andreas, dessen Bekanntschaft Sie schon gemacht, die einzigen Personen von Wichtigkeit; drüben in dem Pavillon am See" — Dorothea horchte

hoch auf, obwohl sie ihre Erregung unter der vornehmsten und kühlsten Gleichgültigkeit zu verbergen wußte, und nur die Hand, wie in zufälliger Bewegung, auf die Brust legte, deren Wallen zurückzuhalten — „drüben also“, fuhr stirnrunzelnd Wolfram fort, „wohnt seit einer Woche mein Sohn Egbert, der unerwartet und sehr zur Unzeit heimgekehrt. Zum Glück herrscht keine Gemeinschaft, keine Verbindung zwischen dem Schloß und dem Pavillon, Sie brauchen das Begegniß mit einem Manne nicht zu fürchten, der Ihr schönes Wort von der Pflicht als eine überwundene Thorheit betrachtet. Ihm wird es genügen, zu wissen, daß Sie meine Freundin sind, um Ihnen nie in den Weg zu treten. Alles, was von mir kommt, weht ihn wie Gifthauch an.“

In steigende Verbitterung redete sich so der Alte hinein, und Dorothea, der jede Heftigkeit, welche die Schranke der Form durchbrach, im Grunde verhaßt war, suchte umsonst nach einem Wort, einem Einwand, der den Zürnenden besänftigen oder doch seine Gedanken auf einen andern Gegenstand richten könnte.

Zuletzt sagte sie entschlossen: „Um so mehr werde ich dies Zusammentreffen zu vermeiden suchen, da ich schon gestern Abend, als ich mein Fenster schloß, von Herrn Egbert, wie ich nicht zweifeln kann, gesehen worden bin.“

„Sie thun Recht daran, es ist das keine Bekanntschaft, die Freude bringt.“

„Jeder Verkehr mit Andern, scheint mir, hat seine Schmerzen, sein Unangenehmes — den ausgenommen, den wir mit unseren Erinnerungen und der Kunst führen.“

„Dann wollen wir für diesen Winter dem letzten wenigstens vertrauen, daß er uns über dem Sumpf der Langeweile hält.“

Und da er nach der Uhr, die ihm gegenüber auf der Console stand, einen flüchtigen Blick warf, glaubte Dorothea dies als ein Zeichen ihrer Entlassung deuten zu dürfen und stand auf.

„Gehen Sie, mein liebes Kind“, sagte ihr Wolfram, „gehen Sie jetzt, um vier Uhr bitte ich Sie, wieder herabzukommen.“

Darauf nickte er noch mit dem Kopfe genau so, wie bei ihrem Eintritt, erhob sich halb in seinem Sessel, mit tiefer Verneigung entfernte sich Dorothea.

Noch unter dem Eindruck dieses Gesprächs, das sie im Ganzen wohlthuend berührt und ihr von dem Freiherrn die vortheilhafteste Meinung gegeben, den Stimmungen, die es in ihr erweckt, nachhängend, schritt sie durch die breite Flur des Hauses und kam, selbst nicht recht wissend wie, in den Garten hinab.

Ein kühler, ſcharfer Wind ſpielte mit dem gelbröthlichen Laube, das die Stege zum Theil bedeckte, und riß noch ein und ein anderes letztes Blatt von den Bäumen, als wolle er ſeine reiche Siegesbeute damit vermehren. Aber die glänzendſte Octoberſonne verklärte mit ihren goldigſten Strahlen dies Spiel und ließ es in ſolchem Schimmer weniger grauſam erſcheinen; dazu blitzte weithin durch die längſt entblätterten Gebüſche, nicht mehr dem Auge verborgen, die Fläche des Sees wie ein mächtiger Schild von leuchtendem Stahl mit goldenen Buckeln darauf. Dorothea's blaſſe Wangen färbten ſich höher und ihr gewöhnlich etwas ſchwerfälliger Schritt bekam eine ſchnellere, freiere Bewegung. Alles an und in ihr wurde wie neu belebt und beſeelt von dem erfriſchenden Hauch der Natur. Wie ſo ganz anders, urſprünglicher und reiner war es hier, als in den Gärten der großen Stadt, durchſichtiger war die Luft, offener zeigte ſich die Natur in ihren geheimſten Reizen. Die Verwüſtung des Herbſtes beachtete Dorothea nicht, es ſtörte ſie nicht, wenn das Laub unter ihrem Fuß raſchelte — im Gegentheil, dieſen eigenthümlichen Ton empfand ſie bis in die feinſten Fibern ihres Herzens als ihrer Melancholie wahlverwandt, lieb und vertraut — es rauſche darin, hatte ſie einmal geſagt, das Leben des Alls unerklärlich ſüß und ſchaurig aus.

Und dann gab es im Garten auch noch wohlgepflegte und gut erhaltene Stellen — Beete mit spätblühenden Blumen, Astern und purpurnen Georginen, wie ein Kranz um die ein wenig verkümmerte und verwitterte Statue einer Flora geschlungen, eine weinumrankte Laube, Gewinde, die von Stamm zu Stamm sich rankten, die breite Buchenallee, die jetzt im farbigsten Schmucke von dem Schlosse in gerader Richtung zu dem Pavillon führte.

Letzterer war ein rundes, zweistöckiges Gebäude; um das obere Stockwerk lief eine Gallerie mit eisernem Gitter, an Sommerabenden mußte sich dort eine herrliche Aussicht über den See und das jenseitige, berg- und waldgeschmückte Ufer im Sonnenuntergang aufthun. Die Fenster aber, die Dorothea in der vergangenen Nacht hell erleuchtet gesehen, waren jetzt alle von den herabgelassenen grünen Jalousieen bedeckt. Neugierig betrachtete sie aus einiger Entfernung das Haus, im Laubgange stillstehend, — näher zu gehen, hielt sie wegen ihrer Stellung zu dem Freiherrn nicht für schicklich — und verglich so unwillkürlich in Gedanken den kleinen Raum, der, irdisch genommen, Vater und Sohn trennte, mit dem großen und wie es schien unausfüllbaren Abgrund, der sich zwischen ihren Seelen aufgethan.

Darüber überhörte sie, daß die Thür des Pavillons

ſich öffnete und ein junger Mann im dunkelgrünen Jagdrock, eine Flinte über die Schulter geworfen, hinaustrat, ein Windſpiel ſprang ihm voran . . .

Das laute Gebell des Hundes, als er Dorothea gewahr wurde, ſchreckte dieſe aus ihrer Träumerei. Aufſehen, den Herankommenden an dem ausdrucksvollen Geſicht als den Sohn des Freiherrn erkennen, war ihr eins. Erſt wollte ſie fliehen, dann faßte ſie ſich und blieb, unter den Zweigen der Buche, unbeweglich wie vorher . . .

Der junge Mann pfiff indeß ruhig ſeinem Hunde, richtete einen flüchtigen, gleichgültigen, ja wie die beleidigte Eitelkeit es ihr ſagte, vornehm verächtlichen Blick auf ſie und ſchritt dann zwiſchen den Bäumen hindurch, über die Raſenbeete hinweg, als ſei es ihm läſtig, auch nur an ihr vorübergehen zu müſſen.

Mit bebenden Lippen ſtand Dorothea; doch verfolgte ihn ihr Blick, bis er im weiten Umweg um das Schloß auf der andern Seite ihr in einem dichteren Gehölz entſchwand. Dieſe Verachtung hatte ſie nie erfahren und ſie war ſich bewußt, ſie weder in ihrer Stellung noch in ihrer Erſcheinung, die immer doch zu den ſeltenen und anziehenden gehörte, zu verdienen. Zugleich war ihr Stolz und ihre Mädcheneitelkeit unheilbar verletzt — heftiger ſtieß ihr Fuß in die Haufen des dürren

Laubes, daß es ängstlich kreischend auseinanderstob, mit zorniger Hand riß sie einen kahlen, niederhängenden Zweig des Baumes herab und zerbrach ihn ein-, zweimal: so kam sie in das Schloß zurück.

II.

Schon bis tief in den November hinein war die Jahreszeit vorgerückt, allein das Wetter hatte noch immer seine herbstliche Schönheit bewahrt, der Himmel nach den Nebeln des Morgens seine Klarheit und oft seine durchsichtige Bläue wiedergefunden.

In gleicher Ungetrübtheit hatte sich das Verhältniß Dorothea's zu dem Freiherrn erhalten, der verwandte Zug ihrer Gemüther, der sie trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihres Geschlechts beim ersten Gespräch zu einander gezogen, verband sie fest und fester. Von Allem, was sie that oder redete, war Wolfram eingenommen; wenn sie ihm vorlas, sagte er oft, nie habe er eine reinere und zugleich lieblichere Stimme gehört; je verbitterter und grämlicher er seit Jahren gewesen, desto nothwendiger wurde ihm jetzt die heitere Ruhe und das stille Walten Dorothea's, nachdem er sich einmal widerstandslos diesem Zauber hingegeben. Täglich wuchs so seine Neigung zu ihr und schon hatte er sich

daran gewöhnt, sie seine Tochter zu nennen, als ersetze sie seiner Seele, die nach einem Gegenstande ihrer Liebe verlangte, den verlorenen Sohn. Besaß Dorothea auch nicht in ihrem vorwaltend verständigen Wesen die volle, ungetheilte Hingebung einer Tochter, so glich doch ihre Sanftmuth und der anmuthige Zug, den sie ihren geringsten Handlungen zu geben wußte, diesen Mangel aus. Dazu fühlte sie sich bald heimisch in Waldsee, die Einsamkeit und Abgeschlossenheit dieses Landlebens that ihr wohl; in der Unterhaltung des Freiherrn, der in seinen jüngeren Jahren große Reisen unternommen und von ihnen noch mit erstem Entzücken erzählte, fand sie bald für ihre Phantasie, bald, wenn er von jenen letzten und tiefsten Fragen sprach, die zu berühren und mit deren Lösung sich zu quälen für feiner entwickelte Seelen ein gleiches Bedürfniß wie das Einathmen der Luft für das körperliche Leben ist, die reichsten und dauerndsten Anregungen für ihr Gemüth.

Gab es einen dunklen Punkt in diesem Stillleben, so war es die Gegenwart Egbert's.

Nicht, wie sein Vater erwartet, hatte er den Pavillon nach kurzem Aufenthalt verlassen; sein Diener äußerte in der Schenke des Dorfes, der junge Herr gedenke auch einmal einen Winter in Waldsee hinzubringen und die herrliche Jagd, die sein Vater nur zum Ver-

gnügen der Wilddiebe zu beſitzen ſcheine, zu benutzen. Zwar kam Egbert nie in das Vorderhaus, betrat nie den Garten, wenn der Freiherr an einem ſchöneren Tage im Mittagsſonnenſchein ſich in den Gängen auf einem Rollſtuhl umherfahren ließ, und entfernte ſich raſch, begegnete er einmal zufällig Dorothea, ohne Gruß, mit demſelben kalten und faſt verächtlichen Blick, den ſie ſchon ſeit ihrem erſten Zuſammentreffen an ihm kannte, nach einer andern Seite: aber es lag in ſeinem Verweilen an dieſem Orte bei dem noch unausgetragenen Zwiſt mit dem Vater, in den luſtigen Gelagen, die er wöchentlich mit ſeinen Freunden feierte, ſo viel Trotz und Hochmuth, eine ſo tiefe Verletzung kindlicher Ehrfurcht, daß es auf Dorothea bald wie ein Alp drückte, den Pavillon immer vor Augen zu haben. Das erfuhr ſie nun freilich, daß Egbert ein Recht habe, in Waldſee zu wohnen, indem das Gut das Eigenthum ſeiner Mutter geweſen und ihm als Erbe anheimgefallen ſei, daß der Freiherr anfangs daran gedacht, es bei dem Tode ſeiner Gattin zu verlaſſen und ſich auf ſein Stammgut zurückzuziehen, endlich aber von langjähriger Gewohnheit, Vorliebe für die Gegend und ſeiner Krankheit gleich gefeſſelt, geblieben ſei. Nach dem Grunde des Zwieſpaltes zu forſchen, der um ſo unerklärlicher erſchien, je günſtiger ſich Alle über den jungen Freiherrn äußerten, je

beliebter, wie Dorothea schon bemerkt, er bei den niedern Leuten der Umgegend war, lag ihrer verschwiegenen Natur fern, doch reizte sie das Geheimniß und gern hätte sie durch eigenen Scharfblick oder günstigen Zufall in der Seele dieses jungen Mannes lesen mögen, der nicht nur den Vater haßte, sondern auch an ihr in unerschütterlicher Gleichgültigkeit vorüberging.

Ueberdies hatte Egbert seine Eigenthümlichkeiten, die auch allein in dieser Einsamkeit die unbeschäftigte Neugierde und Theilnahme eines jungen Mädchens erwecken mußten. Jeden Tag um dieselbe dritte Stunde des Nachmittags verließ er, gleichviel in welchem Wetter, seinen Pavillon und schlug den Weg nach der zum Gute gehörenden Haide ein, die, bei dem Dorfe beginnend, sich wohl eine Meile weit im Halbkreis bis an das andere Ufer des Sees fortzog. Spät, meist hoch in den Abend hinein, kehrte er heim, und daß diese langen Spaziergänge nur seiner Jagdlust gedient, war schon darum unwahrscheinlich, da er nie eine Beute, nicht einmal eine Schnepfe oder eine wilde Ente mitgebracht: dies wußte Dorothea von Andreas, der sich am härtesten und spöttischsten über die „Jagdabenteuer" und „Haidefahrten" des jungen Herrn aussprach. Was hatte er aber dann nur in dem zu dieser Jahreszeit doch nicht eben anlockenden Kiefern-, Tannen- und Fichtenwalde zu suchen?

Vor Kurzem hatte Dorothea mit dem Freiherrn den äußerſten Rand der Haide befahren. Herr von Wolfram traf dort an einer tiefen Sandgrube, die von drei einzelnſtehenden Kiefern beſchattet wurde, ſeinen Förſter, war ausgeſtiegen und hatte ein angelegentliches Geſpräch mit ihm begonnen; der Wagen war auf ſein Geheiß, damit Dorothea die ganze Ausdehnung der Haide kennen lerne und wenigſtens „die Natur zur Unterhaltung“ habe, weiter gefahren und hatte ihn erſt nach geraumer Zeit auf ſeinem Standpunkt bei den Kiefern wieder erreicht. Da hatte ſie nun geſehen, daß eine abſonderliche Vorliebe dazu gehören müſſe, in dieſen feuchten Sandwegen, unter den traurigen und ſchaurigen Bäumen mit ihren ſchwarzen Nadeln umherzuſchweifen. Hier beſtärkte Alles ein ſchwermüthiges Herz in ſeiner Schwermuth, einen finſtern Sinn in ſeinen wilden und düſtern Gedanken.

Gehörte Herr Egbert zu dieſen unglücklichen, verzweifelnden, den Andern und ſich ſelbſt verhaßten Naturen? War die lärmende Fröhlichkeit, die zuweilen den Pavillon erfüllte, nur der Verſuch, geheime und verzehrende Schmerzen auf Augenblicke zu betäuben?

Auch heute, wo Dorothea bis in die Dunkelheit hinein in ihrem Gemach allein geſeſſen und jetzt zu dem Freiherrn hinabkam, hatte ſie dieſen Gedanken nach-

gehangen. Der gnädige Herr, sagte ihr Andreas, sei gegen seine Gewohnheit nach dem Essen eingeschlummert und schlafe noch: so blieb sie in einem der vorderen Zimmer — müssig, müde, in einem Sessel, den sie sich dicht an das Fenster gerückt, um in die Finsterniß und auf den See hinauszublicken. Es war ihr schon recht, daß sie noch so für sich hinträumen und sich selbst genießen konnte. Die Lampe auf dem Tisch hatte der Diener hinuntergeschraubt, damit ihr zu helles Licht sie nicht störe. Dies Halbdunkel entsprach ihrer Stimmung, das Licht träumte wie ihre Phantasie in die Schatten leise hinein.

Plötzlich erschreckte sie ein ungewohntes Geräusch, im Vorsaal rief eine trotzige und scharfe Stimme: „Fort da, ich habe mit Niemand Lust zu reden, als mit meinem Vater!“ Es war ihr, als würde der alte Andreas gewaltsam bei Seite geschoben, die Thür ward aufgerissen, Dorothea sprang auf. Da stand auf der Schwelle Egbert, er trug wie immer sein grünes Jagdkleid, die Flinte über die Schulter geworfen ... sein Gesicht war verstört, sein Haar zerzaust, brennend sein Auge, aber vor Allem schrecklich seine Stimme, als er jetzt ausbrach: „Wo ist mein Vater?“

Langsam und furchtlos kam ihm Dorothea entgegen, die Dämmerung im Gemach verschleierte fast ihre Züge,

er ſah nur, daß ſie ihre feine Hand feſt auf den Tiſch legte: „Ich bitte Sie, Ihren Herrn Vater jetzt nicht zu ſtören — er ſchläft.“

Egbert aber drückte verächtlich die Lippen zuſammen und wollte ſo ſchweigend an ihr vorüber zu der Thür, die zu dem Wohnzimmer des Freiherrn führte. Schneller indeß kam ſie ihm noch zuvor, ſie ſtellte ſich vor die Thür und ſagte in ihrer kühlen und beſtimmten Weiſe, die ſie immer in ihrer größten innerlichen Aufregung fand: „Noch einmal, mein Herr, bitte ich Sie zu warten — ich werde Sie nie in Ihrem Zorn über dieſe Schwelle laſſen.“

So viel Ruhe und Kühnheit ſetzte ihn offenbar in Erſtaunen, vom Haupt zur Sohle ſchien er ſie zu meſſen: ſchön war ſie auch in dieſem Augenblick nicht, allein ihr blaſſes Geſicht, das ſtolz und feſt ihn anſchaute, die Hand, die ſie wie abwehrend gegen ihn erhoben, ihr ſchwarzes Gewand — Alles vereinigte ſich, ihr einen ergreifenden Ausdruck von Würde und Hoheit zu verleihen. „Aber wer ſind Sie denn“, ſprach er haſtig, „wie dürfen Sie es wagen, mir den Eintritt zu meinem Vater zu weigern?“

„Ich bin Ihres Vaters Dienerin.“

„Dann ſollten Sie wiſſen, daß es Ihnen nicht zuſteht, mir zu trotzen“, entgegnete er hart — „denn

ich, ich werde nie mehr in Ihnen ſehen als eine Dienerin."

So laut und heftig hatte er geredet, daß darüber der Freiherr erwacht war und nun auf ſeinen Stock geſtützt in der Thür hinter Dorothea erſchien.

„Was gibt's?" herrſchte er Egbert an, während Dorothea, zum Bleiben entſchloſſen, da ſie eine entſetzliche That von Jedem der beiden Männer befürchtete, ſich in die Fenſterbrüſtung zurückzog.

„Was es gibt?" rief Egbert. „Eine ſchmähliche Verrätherei! Oder wie wollen Sie es ſonſt nennen, wenn ein Vater dem Sohne die Braut zu rauben und mit einem Andern zu verheirathen ſucht?"

„Es kommt auf die Gründe an, mein Herr Brauſekopf", erwiederte der Alte.

„Gründe? Und danach ſollte ich Sie fragen? Tauſende haben Sie für einen! Das Mädchen iſt arm, bürgerlich, die Tochter Ihres Förſters — und endlich, oder beſſer zuerſt, ſind Sie der Vater und ich der Sohn!"

„Richtig! Und ſetzt noch hinzu, daß die ganze Geſchichte eine Thorheit von Euch und daß, glücklich genug! das Mädchen jetzt auf dem Wege zu ihrem wahren Heil iſt."

„Sie irren, ich bin noch zur rechten Stunde gekommen, um Anna von der feigen Flucht zurückzuhalten,

zu der Sie durch Drohungen das Mädchen und ihre Aeltern bestimmt haben."

„Durch Drohungen? Ich? Junge!" rief hart auf ihn zutretend der Alte: „Wahre Dich mit Deinen Lügen!"

„Und Sie haben nicht mit dem Förster gesprochen, haben ihm nicht, was weiß ich, für Geld versprochen, wenn er das Mädchen von hier entfernte? Doch so oder so, sie wird mein! Das wollt' ich Ihnen sagen. Dann mögen Sie mich enterben, ich brauche Sie nicht, Ihren ganzen Zorn auslassen — ich bin Mann's genug, ihn zu ertragen. Und wenn Alle wissen, warum Sie meine Mutter geheirathet, nun, so mögen es auch Alle erfahren, daß ich, Ihr Sohn, eine arme Försterstochter geheirathet, weil ich sie liebte — und entscheiden, wer von uns beiden besser gehandelt."

Keines Wortes mächtig, knirschend vor Grimm, erhob der Alte seinen Stock und holte, seine Krankheit vergessend, zu einem wilden Schlage aus. Mit angstvollem Schrei stürzte Dorothea zwischen Beide, denn Egbert war keinen Schritt gewichen und erwartete flammenden Auges, mit dem Kolben seiner Flinte sich schützend, den Angriff des Vaters. So traf der Schlag, von dem glatten Kolben abgleitend, die Schulter Dorothea's, zugleich aber sank der Freiherr, den Kraft und Aufregung verließen, mit jähem Fall auf den Boden

nieder. Einen Blick noch warf Egbert auf den hingestürzten Vater, auf Dorothea, die zwar betäubt von dem Schlage, doch ohne einen Laut des Schmerzes auszustoßen, ihm ihr Geſicht mit einem unbeſchreiblich rührenden Ausdruck der Trauer und des Gefaßtſeins zugleich zuwandte, dann eilte er in den Vorſaal und rief die Diener herein — er ſelbſt betrat das Gemach nicht mehr.

Bald erholte ſich der Freiherr von ſeiner Ohnmacht, ſeine erſte Frage war nach Dorothea, und ſein Auge leuchtete auf, als er ſie auf einem Kiſſen ihm zur Seite knieen ſah.

„Das war ein ſchrecklicher Auftritt für Sie, mein Kind", ſagte er mit noch bebender Stimme, „wir Beide, er und ich, ſind ſchon eher daran gewöhnt."

Schweigend hörte ihm Dorothea zu, es lag nicht in ihr, auch nur durch eine zuſtimmende Miene ſein Verfahren und ſeine Heftigkeit zu billigen. Im Gegentheil, ſie fand Egbert in ſeinem Recht, daß er ſeine Liebe nicht einer ariſtokratiſchen Laune ſeines Vaters opfern wollte; in Einem wenigſtens mußte nach ihr der Menſch frei von allen Vorurtheilen, von den Anſichten der Andern, von jeder Form, nur er ſelbſt ſein — in ſeiner Liebe. Wolfram ſchien ihre Gedanken zu ahnen, und ſuchte den ungünſtigen Eindruck, den er auf Dorothea gemacht, zu verwiſchen. Nach ſeiner Behauptung

wünſchte weder der Vater des Mädchens, noch ſie ſelbſt eine Verbindung mit Egbert; Beide aber erſchräken vor ſeinem Jähzorn und wagten nicht, ihm offen ihre Abneigung zu geſtehen; Anna hätte längſt gewählt und würde ohne die plötzliche und unerwartete Heimkehr Egbert's ſchon verheirathet ſein, dieſer aber, das müſſe ja Dorothea heut ſelbſt geſehen haben, ſei einer Gewaltthat fähig, und ſo habe er vorgeſchlagen, das Mädchen aus dem Walde zu entfernen und nach einer entlegeneren Stadt zu Verwandten zu ſchicken, inzwiſchen werde Egbert's tolle Leidenſchaft allmählig verlodern.

Ganz überredete er Dorothea freilich nicht; er merkte nur in ihr eine erhöhte Theilnahme für Egbert's bedrohte Liebe. Vor dem Reiz, dies Geheimniß zu ergründen, vor dem Mitleiden mit den Liebenden, und einem ihr ſelbſt noch unerklärlichen Verlangen, Anna zu ſehen, hielt ihre gewohnte Zurückhaltung endlich nicht mehr Stand. Schon am nächſten Tage war ſie in den Nachmittagsſtunden auf dem Wege nach dem Förſterhauſe. Der Freiherr wollte heute allein und ungeſtört ſein, Egbert hatte ſie einen Kahn beſteigen und nach dem andern Ufer des Sees fahren ſehen: ſo glaubte ſie vor jeder Entdeckung ſicher zu ſein.

In der Nacht war ein leichter Froſt eingetreten, der am Tage fortwährte; ein dünner Reif lag auf den

Wegen, den Furchen des Feldes und hing glänzend an den kahlen Zweigen und Aeſten der Bäume, Alles gleich eben, trüb, unendlich eintönig und verlaſſen; es war ein Sonntagnachmittag, Niemand begegnete ihr, matt verklangen die Glocken der kleinen Kirche. Dorothea's Auge folgte den dünnen, feinen Rauchſäulen, die aus den Schornſteinen des Dorfes emporwirbelten, und ergötzte ſich an dem Spiel des Windes mit ihnen — jetzt ſchimmerten ſie noch bläulich, eine hochaufgerichtete Säule, jetzt hängten ſie ſich wie ein Spinnengewebe an einen Baumaſt, dann zerflatterten ſie — nun waren ſie verſchwunden. Niemals war ihr die Natur ſo leb- und ſeelenlos und in ihrer Unempfindlichkeit ſo grauſam erſchienen. Nichts milderte die allgemeine Erſtarrung, das Gefühl des Leeren, der Oede; überall, wo ſonſt der Blick im Schatten, auf grünem Raſen ausruhen konnte, wo er ſonſt von dichtſtehenden, hochumlaubten Bäumen und Fichtengebüſchen wie eingefangen war und nur durch ſchmale Lücken und Brüche hinaus zum Sonnenlicht und in die Ferne drang, hinderte ihn heute nichts — frei, ungehemmt vermochte er über die Fläche zu ſchauen: ach, nur in eine kalte, ſtille Unermeßlichkeit. „Iſt dies", fragte ſich Dorothea leiſe, „iſt dies ein ſchreckliches Bild der Ewigkeit?"

An der Sandgrube und den Kiefern war ſie nun

vorüber — auf einem Stege, der ſie in einigen Krümmungen unter Fichten und Tannen zum Jägerhauſe führte. Inmitten des Waldes lag ein tiefes Moor, das zuweilen in einem feuchten Frühjahr faſt das Anſehen eines Teiches gewann und an dem hier und dort Waſſervögel niſteten. Rechts von ihm, eine kleine Strecke in die Haide hinein, lag auf einem Hügel die Förſterei.

Von dort oben betrachtete ſchon lange ein junges Mädchen, vor der Hausthür ſtehend, die Kommende; jetzt, da ſie bemerkte, daß ſie zum Jägerhauſe hinauf wollte, ging ſie ihr einige Schritte entgegen, ſo daß ſich Beide am Fuße des Hügels begegneten. Nie vordem hatte Dorothea mit einem ſtärkeren Schlagen ihres Herzens in das Antlitz eines Mädchens geblickt, als da in das roſige, ſelbſt im Schatten der Sorge noch liebliche Geſicht Anna's. Eins wußte ſie gleich und empfand es wie einen Stich ins Herz, daß um Anna ein Duft von Friſche und Natürlichkeit wehe, wie um die zarteſten rothen Blumen der Haide — ein Reiz und ein Duft, der ihr nun einmal fehlte.

„Sie bringen uns Nachrichten vom Schloſſe, mein gnädiges Fräulein", redete Anna haſtig auf ſie ein, „wir erwarten ſie in ängſtlicher Beſorgniß. Hat Herr Egbert endlich den Vorſtellungen ſeines Vaters nachgegeben?"

„Nein; es iſt im Gegentheil ein ſo ſcharfer Wortwechſel zwiſchen ihnen ausgebrochen, der mich das Aeußerſte befürchten läßt — darum bin ich zu Ihnen gekommen, Fräulein Anna. Vielleicht gelingt es uns, die erzürnten Gemüther zu verſöhnen, Frauenhände binden ja leicht wieder zuſammen, was die böſen Männer zerriſſen."

„Aber es iſt nichts mehr zu verknüpfen — es iſt Alles zerriſſen."

„Auch zwiſchen Ihnen und Herrn Egbert?" rief, ſich vergeſſend, Dorothea; ſie begriff ſelbſt nicht, welche geheime Macht ſo plötzlich und gewaltſam ihre Verſchloſſenheit durchbrach.

Eine Weile blieb Anna wortlos — ein Schatten nach dem andern flog über ihr Geſicht und ſie blickte mit ihrem dunkelblauen Auge Dorothea ſo furchtſam an, daß dieſe, um jeden etwa in Anna's Seele aufſteigenden Verdacht zu beſchwichtigen, mit dem herzgewinnenden Zauber ihrer Stimme ſagte:

„Vergeben Sie mir, daß ich mich unberufen in Ihr Geheimniß dränge, halten Sie mich nicht für Ihre Feindin — da iſt meine Hand zum Schutz und Trutz gegen wen Sie wollen."

„Fräulein Elſen", entgegnete Anna, immer noch ſchwankend und zaghaft, „wie ſo gern möcht' ich Ihnen vertrauen, aber dies iſt ein Geheimniß, das mir nicht allein gehört!"

„O!“ brach da Dorothea in überſtrömender Empfindung aus, „wenn Sie Egbert lieben, wie konnten Sie ihn fliehen wollen? Fliehen auf das Geheiß ſeines Vaters! Wenn Sie ihn lieben, gehören Sie zu ihm, wie vermögen Sie da nur eine Secunde ſich dem Einſpruch der Welt zu fügen!“

„Wenn ich ihn liebte! Aber ich gehöre ihm nicht, ich mag ihm nicht angehören. Seien Sie ſelbſt Richterin zwiſchen uns. Als er vor zwei Jahren ſeine Reiſe ins Ausland antrat, war ich eben noch ein Kind. Schon damals mit ſeinem Vater verfeindet, war er oft zu uns in den Wald hinausgekommen, es gab etwas zwiſchen uns wie erſte und innigſte Freundſchaft. Vielleicht feſſelte es ihn, der zehn Jahre älter war, als ich, am meiſten, daß er mich belehren, unterrichten, erziehen konnte, daß er bei mir auf keinen Widerſpruch ſtieß. O, Fräulein Elſen, gewiß, wir waren uns gut, wie bitter hab' ich geweint, als er Abſchied nahm! Dann ſchrieben wir einander in langen und immer längeren Zwiſchenräumen, ich merkte, wie viel uns trennte, wie wenig uns im Denken und Fühlen gemeinſam war. Egbert iſt eine ſtolze, jähzornige, ausſchließliche Natur, ich bewunderte ihn, aber ich liebte ihn nicht mehr. Als er nun wiederkam, begann meine Qual. Er verlangte mein Herz, das mir ſelbſt nicht mehr gehörte, und doch wieder

nicht der alten Freundſchaft zu ihm ganz vergeſſen konnte. Dies Schwanken, mein Irren hin und her, führte alles Elend herbei. Ich entſchloß mich endlich, ihn zu fliehen — da, als ich geſtern in den Wagen ſteigen wollte, überraſchte mich Egbert. Nun war Alles vergeblich, was ich auch ſagen mochte. Alles ſei falſch, erlogen, Alles habe mir ſein Vater eingegeben, ich ſei ein Kind, das man zu ſeinem Glücke zwingen müſſe, dabei blieb er; in heftigſter Empörung, mich von ſich ſtoßend, iſt er dann zum Schloß geeilt."

So — und ausführlicher, erregter, erzählte Anna.

Wie im Bewußtſein, daß ſolche Herzensgeſtändniſſe am ſchönſten in der ſtillen Einſamkeit der Natur klingen und nur dort, wenn ſie mit den Tönen des All's ſich harmoniſch verſchmelzen, ihr Tiefempfundenes bewahren, hatten die beiden Mädchen nicht das Haus betreten und gingen langſam unter den Fichten auf und nieder. Jede hatte allmählig zu der Andern ein innigeres Zutrauen gefaßt, in dem Blick ihrer Augen, durch die Laute ihrer Stimmen. Vergebens aber drang Dorothea, die in ſolch' äußerſter Entſcheidung jede Halbheit haßte, in Anna, ſich ernſtlich von Egbert zu trennen, wenn es einmal ihr Herz ſo beſchloſſen, und ihm jede Hoffnung zu nehmen. Ein ſolches Ausſprechen eben fürchtete Anna, ſeine Gewaltſamkeit würde ſie wider

ihren Willen fortreißen; wenn er zu ihr redete, ſei ſie verloren, müſſe ſie ihm folgen; das Sicherſte ſei die Flucht, weit, weit weg von ihm. Stirbt ſo in bitteren Seelenkämpfen die erſte, unglückliche Liebe, fragte ſich Dorothea, oder iſt es nur die Beſorgniß vor einer traurigen Zukunft, die ſie von hinnen treibt? Zuletzt mochte ſie nicht mehr widerſprechen; ſchweigend gab ſie ihre Zuſtimmung zu Allem, was Anna vorher beſchloſſen.

„Und nun, Fräulein Elſen“, ſagte ſie, „reden Sie mit ihm. Aus welch' beſſerem Munde könnte er meinen Entſchluß erfahren, als von Ihren Lippen! Sie werden die mildeſten Worte finden und Sie haben einen Glanz im Auge, der ihn beſänftigen wird. Lächeln Sie nur: er gab mir vor langer Zeit ein Trauerſpiel Shakſpeare's zu leſen, Romeo und Julia — ach! da hab' ich ihm gleich geſagt, ich würde wie Roſalinde vergeſſen werden. Geben Sie ihm auch dies kleine, goldene Kreuz, es iſt das Kreuz ſeiner Mutter, das er mir beim Abſchied ſchenkte; dann wird er wiſſen, daß es aus zwiſchen uns iſt, Alles aus ... bis auf die Erinnerung, denn vergeſſen werd' ich ihn nicht!“

Dorothea hatte nicht vermocht, der ſtürmiſchen Beredſamkeit des jungen Mädchens Einhalt zu thun. Still ſtand ſie da, ſie hielt das Kreuz in der Hand — wie hatte ſie es nur empfangen? Nun ſchloß Anna ſie noch

eben ſo ſtürmiſch, unwiderſtehlich, wie vorher ihre Worte geflogen, in die Arme, küßte ſie — lächelnd und doch die Augen mit den Wimpern verſchattend ... da war ſie entſchwunden, den Hügel hinauf — und über die alleinſtehende Dorothea warf die Sonne, die in den grauen Abendnebeln dunkelroth verſank, einen feurigen Schein. Roſalinde: tönte es in ihr nach, war ſie denn Julia? Still, faſt unbewegt ſtand ſie, der ſtärker ſich erhebende, ſchneidend kalte Wind, das Wachſen der Dämmerung mahnten ſie an den Rückweg. Ueber ihr Geſicht zog ſie den Schleier, um es vor der ſcharfen Luft und dem Reiffroſt zu ſchützen, den der Wind ihr entgegentrieb; das Kreuz, das ihr Anna gegeben, verbarg ſie in ihrem Buſen. Einen gefährlichen Auftrag hatte ſie übernommen, aber es war jetzt zu ſpät, ihn zurückzuweiſen, und ſie hätte es auch nicht einmal gewünſcht. Wie ſchmählich hatte dieſer Egbert ſie verachtet, wie grauſam verletzt! Jetzt konnte ſie ihrerſeits ihn demüthigen und ſeinen Schmerz als ein Schauſpiel genießen. Allein dies Gefühl befriedigter Rache war nicht das beſtimmende in ihr; eine Unruhe, die ſie nie gekannt, eine tiefe Bewegung hatte ſie ergriffen, durch Alles, was geſchehen, was ſie vernommen, war ihre Phantaſie wie gebannt, bezaubert ... wußte ſie es, daß ihre Lippen heimlich ſeinen Namen flüſterten, war

es eine unwillkürliche Offenbarung der Seele? Und dennoch legte sie sich mit der uns Allen angeborenen Selbstlüge diese Sehnsucht, dies Verlangen nach ihm dahin aus, daß sie nur eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn stiften, uneigennützig „fremdes Glück“ befördern wolle. Da ihr Gedanke eilte, beflügelte sich auch ihr Fuß; schneller als bei ihrem Hingang hatte sie die Sandschlucht mit den Kiefern erreicht. Bis zum Schloß dehnte sich frei und eben ohne Baum und Strauch das Blachfeld aus. Ein röthlicher Schein lag darüber, in letzter Sonnengluth schimmerten die hohen Fenster des Schlosses. Ueber der Haide standen grauweiß Wolken und Nebel, an ihren Rändern goldleuchtend, im Wind schüttelten sich die Wipfel.

Von dem raschen Lauf und ihrer steigenden Aufregung schlug ihr das Herz so übermächtig laut, daß sie tief Athem schöpfend unter einer der Kiefern stehen blieb und fast erstarrte, als jetzt vom Schlosse her Egbert in stürmischer Eile nahte. Wie zur Vertheidigung faßte sie nach Anna's Kreuz.

Diesmal schritt er grad auf sie zu. „Ist Ihr Auftrag vollzogen?“ fragte er mit bitterem Hohn.

„Ich hatte keinen Auftrag, mein Herz trieb mich zu Fräulein Anna.“

„Ihr Herz? Ich möchte doch wissen, was das mit

meiner Liebe zu ſchaffen hat.“ Und heftiger fuhr er fort. „Wozu dies Hineindrängen in mein Leben? Hindere ich denn Ihre Pläne? Mein Vater mag Sie zu ſeiner Tochter und Erbin machen, mich ſoll's nicht kümmern.“

„Ich habe“, ſagte ſie zornglühend im Geſicht und erhob ihren Schleier, damit der Blitz ihres Auges ihn treffe, „nie ſolche Beleidigungen gehört; ich halte es für unwürdig, darauf zu antworten, aber noch viel unwürdiger eines Mannes, ſie gegen eine Frau auszuſtoßen.“

„Beleidigungen?“ entgegnete Egbert erſtaunt. „Doch es iſt Ihre Sache, wie Sie meine Worte auffaſſen, ich hatte nicht im Sinn, Sie zu beleidigen. Denn ſollten Sie, Sie allein, die geheimen, längſt gehegten Pläne meines Vaters nicht kennen? Ganz arglos als ſeine Vorleſerin nach Waldſee gekommen ſein, ohne Hoffnung — auf ein großes Glück?“

Die Beſtürzung, die ſeine Rede in ihrer Haltung und ihren Zügen hervorrief, war ſo ſichtlich, tief und ſchmerzlich, daß Egbert davor, wie im Gefühl einer Schuld, ihr zu viel geſagt zu haben, erröthete.

Endlich faßte ſich Dorothea in ihrer beleidigten Würde: „Wenn ich ſolche Gedanken bei Ihrem Herrn Vater auch nur vermuthete, würde ich ſo, in dieſem Augenblick, von hinnen gehen und Waldſee nie wieder

betreten. Allein ich muß glauben, daß Ihr Haß Sie irreführt. Wie niedrig müſſen Sie von mir denken, um mich ſolcher Dinge für fähig zu halten! Und was that ich Ihnen, das Sie dazu berechtigen könnte? Iſt es denn eine Schuld, arm geboren und elend zu ſein? Gibt die Niedrigkeit meiner Stellung den Reichen und Glücklichen ein Recht, mich auch niedrigſter Geſinnung anzuklagen?"

„Vergebung, mein Fräulein", bat nun Egbert. „Mein Irrthum iſt nur zu verzeihlich, und Sie begreifen, daß die Freunde meines Vaters nicht gut die meinigen ſein können — doch trotz alledem noch einmal Vergebung!"

Wie er darauf, zum erſtenmal ſie grüßend, an ihr vorüber wollte, hielt ſie ihn zurück. Ein verhaltener Groll bebte in ihrer Stimme:

„Ich bitte Sie, mich noch eine Minute anzuhören; fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit meinen Klagen beläſtige, ich rede weder von mir, noch für mich. Fräulein Anna iſt zu ihrer Reiſe entſchloſſen, ſie hofft zu Ihnen, daß Sie ihre Ruhe nicht noch einmal ſtören werden. Leider hat ſie die ſchlechteſte Wahl getroffen, als ſie mich zu ihrer Botſchafterin an Sie machte. Denn was klänge Ihnen aus meinem Munde nicht verhaßt? Und wie beſäße ich die Beredſamkeit der Liebe,

ſelbſt die entflieht? Sie hat dies ſelbſt empfunden und mir ein Zeichen gegeben, das beſſer als jeder Ausdruck Ihnen ihre Gefühle und die Unwiderruflichkeit ihres Entſchluſſes verkündigen wird — nehmen Sie dies zurück."

Vergebens aber hielt ſie ihm das kleine goldene Kreuz entgegen — er rührte ſich nicht, wie eine Erſcheinung ſtarrte er ſie an, die in ſtrengſter Haltung wie die Göttin eines unabwendlichen Geſchickes erſchien, er konnte ihren Blick nicht mehr ertragen, er verbarg ſein Geſicht in den Händen.

Die Sonne war untergegangen, grau in grau verſchwammen alle Farbentöne. Feld und Haide lautlos und düſter, wie die Beiden auf der öden Fläche ſich gegenüber unter den Zweigen der Kiefer in gleicher Schweigſamkeit und Traurigkeit ſtanden.

Dorothea aber glaubte ſeine Thränen zu ſehen, ſein Schluchzen zu vernehmen — und doch war er ſtill.

„Herr Egbert", wagte ſie zuletzt zu ſagen.

Er ließ die Hände herabſinken. „Sie!" rief er aus, „Sie halten das Kreuz meiner Mutter!"

„O!" erwiederte ſie in zürnendſter Aufwallung, denn ihr klang nur der alte Haß, die alte Verachtung aus ſeinem Ruf entgegen. — „Nun haben Sie ja Grund, mich zu haſſen, tödtlich zu haſſen, dieſſeits wie jenſeits! So nehmen Sie doch!"

„Nie werde ich es zurücknehmen“, wehrte er ab. „Aber Sie ſelbſt müſſen erſtaunen und erſchrecken, daß der Zufall Ihnen, grade Ihnen dies Kleinod gab!“

„Mir? Aber wer bin ich denn, daß ich davor erſchrecken müßte?“

Eine Weile betrachtete er ſie mit unverkennbarer Verwunderung, er ſchüttelte den Kopf, dann ſtieg ein anderer Gedanke in ihm auf: die Verſtellungskunſt dieſes Mädchens war außerordentlich, ſie wußte eine Unbefangenheit, eine Unwiſſenheit in einer Sache zu erheucheln, die ihr doch ſo klar wie der Tag, ſo bekannt in jeder Einzelheit ſein mußte, ſo eng mit ihrem Kommen nach Waldſee zuſammenhing ... Dies Spiel, dieſe Täuſchung erregte ſeinen Unwillen wie ſeine Verachtung. Er bereute es, einen Augenblick ſie für edel und hochherzig gehalten und ſich ſelbſt allzugroßer Härte gegen ſie angeklagt zu haben — ſie war und blieb ein liſtiges, ränkevolles, gefährliches Geſchöpf, er wandte ſich ab von ihr: „Sie ſind die Tochter Ihrer Mutter!“ ſagte er kurz und ſchritt an ihr vorbei in die Haide.

Kraft, ihn zurückzuhalten, eine Erklärung von ihm zu fordern, beſaß Dorothea nach dieſem Wort nicht mehr, das ihr um ſo ſchrecklicher tönte, je dunkler und geheimnißvoller es für ſie war. In ihrer Erinnerung gab es nichts Heiligeres und Lieblicheres, als das Bild

ihrer Mutter — und das wagte dieſer Egbert zu entweihen! wagte mit ſeiner grauſamen Hand in ihre innerſte Seele zu greifen! Warum war ſie denn nur ein Weib, die dies ſchweigend dulden mußte und ſich nicht rächen konnte? Wäre ſie ein Mann geweſen, ſie hätte ihn getödtet — wenigſtens glaubte ſie es. Fortan hatte ſie nichts mehr mit ihm zu ſchaffen, weder in der Wirklichkeit, noch in ihren Gedanken — es war der Ausdruck ihres tiefgereizten Gefühls, es ſollte ein Zeichen ihrer Feindſchaft ſein, daß ſie das Kreuz ſeiner Mutter weit von ſich ſchleuderte in den Sand.

Im Schloſſe angekommen, erfuhr ſie, daß der Freiherr bis kurz vor ihrer Rückkehr mit ſeinem Notar hinter verſchloſſenen Thüren gearbeitet und daß nur der alte Andreas einmal von ihnen hereingerufen ſei: ſie verſank in ein Meer von Unruhe, Zweifeln und Furcht. Alles fing ſie in dieſen Räumen zu beängſtigen an. Sollte Egbert mit ſeinem beleidigenden Verdacht Recht gehabt haben, Wolfram zu ihren Gunſten ſeinen einzigen Sohn enterben wollen? In welchem Lichte mußte ſie dann der Welt erſcheinen; ſie, die ſtrenge, tugendhafte Dorothea eine Erbſchleicherin! Schon der Gedanke empörte ſie; zwar war ſie feſt entſchloſſen, fortan auch das kleinſte Geſchenk des Freiherrn zurückzuweiſen und lieber ihr Verhältniß zu ihm aufzulöſen, als ſich ſolchem

Argwohn auszuſetzen, allein in Egbert's Augen wuſch ſie dies nicht rein, ihm blieb ſie eine verächtliche Heuchlerin. Eben hatte ſie ihn noch aus ihrem Gedächtniß verbannen wollen, jetzt berührte ſie dieſe Betrachtung am ſchmerzlichſten. Jahre ihres Lebens hätte ſie darum gegeben, ihn durch einen glänzenden unwiderleglichen Beweis von der Reinheit ihrer Abſichten, der Großmuth ihres Herzens zu überzeugen. Aber wodurch? Schritt ſie nicht hier wie an einer von dichteſter Finſterniß bedeckten Schlucht dahin, wo jedes Ausgleiten, jedes zu kühne Auftreten ihres Fußes vielleicht ſie in den Abgrund ſtürzte? Nichts wollte ſie an dieſem Abend zerſtreuen, ihre aufgeregte Phantaſie kein Buch, keine Arbeit, die ſie vornahm, beruhigen — ganz leiſe ſang ſie die eine und die andere Strophe eines Liedes, aber es fielen ihr nur traurige, düſtere ein — alle endend mit dem Untergang des Schönen, in Tod und Grab. So oft ſie am Fenſter ihres Gemachs ruhelos vorüberging, hob ſie die Vorhänge und ſchaute nach dem kleinen Hauſe hinüber, ob noch kein Licht Egbert's Rückkunft verkündete. Dann lauſchte ſie hinab nach dem Geräuſch ſeiner ſcharfen und ſchnellen Schritte in den Gängen des Gartens — nie hatte ſie ſich ſonſt um ſein Außenbleiben gekümmert, nie mit ſolcher Angſt des Herzens ihn herbeigeſehnt, als heute ... und doch haßte ſie ihn ſo ſehr! Hatte er ſich

mit Anna ausgesöhnt? Tauschte er jetzt vielleicht mit ihr die süßesten Liebesworte, während sie in Sorgen um ihn die Stunden der Nacht durchwachte? Oder irrte er allein in der Haide, einsam mit seiner Verzweiflung, mit dem entsetzlichen Blick, den er auf sie geworfen, als sie ihm das Kreuz entgegenhielt? . . . „Welch' eine Thörin bist du doch!" mußte sie sich da selbst sagen. „Was kümmert dich sein Gehen oder Kommen? Sein Glück oder sein Schmerz? Bist du ihm denn etwas?"

Doch saß sie wartend. Da schien ein unruhiges Hin- und Herlaufen in dem Schlosse, das zu dieser Stunde sonst in Stille und Schlummer lag, das dumpfe Geheul seines Hundes, ihre trüben Ahnungen mit schreckenvoller Erfüllung zu bestätigen. Im Sprung war sie von ihrem Sitz an das Fenster geeilt — im matten Schein einiger Laternen bewegte sich eine Gruppe von Männern dem Pavillon zu, in ihrer Mitte trugen sie — laut riefen es Dorothea's Lippen: „Egbert!"

Schneller fliegt kein Pfeil, als sie aus ihrem Gemach, den Corridor entlang, die Treppenflucht hinab in den Garten stürzte — ein Diener kam ihr schon entgegen: „Es ist ein großes Unglück geschehen, Fräulein Elsen, wir haben Herrn Egbert in seinem Blute schwimmend bei den Kiefern gefunden." Kaum auf ihn hörend, flog sie weiter. An der Schwelle seines Hauses erreichte sie

den Verwundeten. Die Männer, die ihn trugen, hielten einen Augenblick ... er lag da, auf der Tragbahre mit geſchloſſenen Augen, todtbleich die Züge, Nachtreif und Staub in den wirren braunen Haaren, von der rechten Schulter herab tropfte eine breite Blutſpur durch die Tücher, die man nothdürftig um ſeine Wunde geſchlungen.

Ihr aber, die ihn noch vor ſo kurzer Zeit in blühendſter, muthigſter Jugend geſehen und ihn nun ſo wiederfand, entſtellt, zerrüttet, eine Beute des entſetzlichſten Todes — ihr aber war's, als ſpränge in ihrem Herzen Ader um Ader, als müſſe in dem einen Ruf: „Egbert!“ mit dem ſie an der Bahre niederſank und ſeine herabhängende Hand mit Küſſen bedeckte, auch ihr Leben, ſich zu einem letzten Hauch mit dem ſeinen vereinend, dahinfliehen.

Ihr Schrei ließ ihn das Auge aufſchlagen; nur wie durch einen Flor ſah er die Geſtalten um ſich, die flackernden Lichter der Laternen — ſie aber erkannte er gleich, mit dem Ausdruck des tiefſten Widerwillens ſchloß er ſein Auge ... nur ſeine Hand lag noch immer ſtarr und kalt in der ihrigen.

III.

Wochen waren vorübergegangen — der Schnee des Winters bedeckte die Landschaft.

In aufopfernder Hingebung hatte Dorothea an Egbert's Lager gesessen; in den gefährlichsten Stunden eines langdauernden Wundfiebers war sie nicht von ihm gewichen. Weder die Vorstellungen des Arztes, der um ihre eigene Gesundheit sorgte, noch die Rauhheit und Härte des Kranken gegen sie hatten sie zum Aufgeben dieser freiwillig übernommenen Pflicht gebracht. Ein unerschütterlicher Glaube beseelte sie. „Wenn er genesen soll", sagte sie, „wird er nur durch mich genesen."

Und während Alle an Egbert's Aufkommen verzweifelten, verließ nur sie die Hoffnung nicht. Nie zeigten sich ihre Ruhe und Milde, die heitere Geduld ihres Wesens in schönerem Glanze, als bei dieser Prüfung; vor dem Hauch des Geschickes, das ein theueres Leben in ihre Hand gelegt, flog alles Kleinliche, was an ihr haftete, ihre Verstellung, die kühle Verständigkeit, die so

oft ihre urſprünglich warme Empfindung erkältete, gleichſam von ihr, wie Fäden eines Spinngewebes, die ein ſchönes Bild umſponnen. Inmitten des Winters und der Traurigkeit eines Krankenzimmers fühlte ſie, daß es wie der erfriſchende Zug eines erſten Frühlingstages über ſie gekommen und ſie wie vom Sonnenſchein durchleuchtet ſei. Einen Namen hatte ſie für dies Gefühl nicht, aber es erfüllte ſie mit einer ſolchen Stille des Glücks, daß ſie nur in ihrer Kindheit eine ähnliche Süße und Freudigkeit genoſſen zu haben ſich erinnerte. Vor der nächſten Sorge, Egbert zu retten, waren die Beängſtigungen, die ſie gequält, die Fragen über ihre eigene Zukunft, die ſie ſich geſtellt, verſchwunden, alle Kräfte ihres Willens auf dieſen einen Punkt gerichtet. Daß er ſelbſt keinen Blick, keinen Laut des Dankes für ihre Hingebung hatte, berührte ſie nicht, eher wäre es ihr in dieſer Stimmung unleidlich geweſen, wenn er ſich ihr dankbar und verpflichtet gezeigt. „Ich will einmal ſo handeln; was hat ſeine Geſinnung dabei zu ſchaffen?“ Das war ihr Ausſpruch.

Eins nur erfreute ſie, daß der Freiherr ihr Thun nicht allein billigte, ſondern dadurch zu einem milderen Auftreten gegen ſeinen Sohn beſtimmt wurde; er wollte ſich doch in der Sorge für ſein Kind von keiner Fremden übertreffen laſſen. Mehrmals des Tages ſandte er

in der ersten Zeit der Krankheit, wo Dorothea fast nicht aus dem Zimmer Egbert's kam, hinüber, um sich bei ihr nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen — aber an das Bett des Sohnes trat Wolfram nicht, selbst in der Stunde nicht, als die Aerzte ihn aufgegeben und nur jenes Unbegreifliche, das mit uns spielt, gleich grausam, gleich launenvoll, ob wir es Zufall oder Vorsehung nennen, und die Hand Dorothea's ihn rettete.

Das Dunkel, das über Egbert's Verwundung lag, konnten nur Vermuthungen durchbrechen, keine Gewißheit, da er selbst ein hartnäckiges Schweigen darüber behauptete. An jenem Sonntag war sein Diener spät Abends vom Dorfe dem Schlosse zu unweit der Kiefern vorbeigegangen, hatte in der Sandschlucht ein leises Stöhnen vernommen und hinzutretend in dem hingestürzten, blutbedeckten Mann seinen Herrn erkannt. Wie lange er schon so gelegen, wer ihn verwundet — Niemand wagte dies zu bestimmen. Eine Kugel steckte ihm vorn in der rechten Schulter, sie war tief eingedrungen, der große Blutverlust, die Kälte der Nacht, in der er hilflos dort gelegen, hatten die Gefährlichkeit der Wunde gesteigert. Am Morgen fand man dann abseits von den Kiefern Egbert's Pistole und das Kreuz seiner Mutter fast dicht neben einander im Sande. Die Diener des Hauses

waren einſtimmig darin, die That den Wilddieben aufzubürden, die ſeit einiger Zeit, von dem jenſeitigen Ufer des Sees herüberfahrend, die Haide unſicher machten; auch der Freiherr ſchien ſich zu dieſer Anſicht zu neigen. Eine andere ſchrecklichere Erklärung war längſt in Dorothea aufgetaucht, in jenem Augenblick, als ſie ihn in den Garten hereintragen ſah, als ſie vor ſeiner Bahre niederfiel. Aber ſie verſchloß dieſe Meinung tief in ſich und ſetzte den finſtern wilden Blicken, mit denen Egbert ſie oft ſo fragend anſtarrte, als erwarte er auf ihrer Stirn die Antwort zu leſen: Ich weiß es — dieſelbe Gelaſſenheit wie immer und den ruhigen Glanz ihres Auges entgegen. Seine Kälte und Härte zu ihr änderte ſich auch mit ſeiner fortſchreitenden Geneſung nicht. Daß ſie ihm vorleſen durfte, hatte er ihr erlaubt, ein und ein anderesmal, ſeit er das Bett verlaſſen, Schach mit ihr geſpielt, aber doch immer unmuthig das Spiel unterbrochen: ſie mache ihm das Gewinnen zu leicht. Jedes herzlichere Geſpräch vermied er, ſie blieben bei den Fragen und Antworten des oberflächlichſten Verkehrs. Und auch ſonſt beſſerte ſeine Geneſung die düſtere Stimmung nicht, in deren Banden er lag, rief nicht jenes Vollgefühl des gleichſam neu gegebenen Daſeins hervor, das ſie ſonſt zu begleiten pflegt; ſeine Verſchloſſenheit und ſein Trübſinn nahmen im Gegentheil

mehr und mehr den Charakter einer unüberwindlichen und unheilbaren Schwermuth an. Dorothea hatte doch recht geurtheilt, als ſie die nächtlichen Gelage, die er in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes in Waldſee mit luſtigen Freunden feierte, nur für Verſuche hielt, einen großen Schmerz zu betäuben. Jetzt aber brach er unter dem Vorwand ſeiner Krankheit jeden Umgang mit den alten Genoſſen ab, er wollte Niemand mehr bei ſich aufnehmen, Niemand ſehen. Nie ſprach er von der Haide, dem Förſterhauſe: nie von Anna, es war, als habe er ſeine Vergangenheit begraben. Gegen die Weihnacht erhielt Dorothea einen Brief des jungen Mädchens aus der Stadt, nach der ſie geflüchtet, wie als Antwort auf ihre Zeilen, worin ſie ihr Egbert's Verwundung und Geneſung mitgetheilt. Anfangs zwiſchen Staunen und Schmerz getheilt las Dorothea, daß Anna ſich in Kurzem verheirathen werde — es betrübte ſie für Egbert, daß ihm nun jede Hoffnung auf den Beſitz der Geliebten entriſſen ſei, es betrübte ſie in ihrer nachdenklichen und grübelnden Weiſe, hier wieder ein Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit der Freundſchaft, von dem jähen und im Grunde furchtbaren Wechſel des Höchſten und Heiligſten in uns zu treffen — und zuletzt erglühte dennoch ihr Geſicht in dem roſigſten Glanz einer Freude, einer Hoffnung, von der ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte

noch mochte. Dem Freiherrn glaubte ſie dies Ereigniß nicht verſchweigen zu dürfen; er erwiederte nur: er habe es erwartet und Anna niemals für das, wie er ſich ausdrückte, ſeltene und auserleſene Mädchen gehalten, das den ebenſo ſtarren und trotzigen, als ſcheuen und traurigen Sinn Egbert's auf die Dauer zu beruhigen und zu beglücken vermöge; der Vorwurf, er ſei wegen Anna's bürgerlicher und geringer Herkunft gegen dieſe Heirath geweſen, ſei ungerecht und er hoffe, daß Egbert ſelbſt das noch einſehen werde. In ſolchen Aeußerungen fand Dorothea die Anzeichen einer freundlicheren Geſinnung des Vaters zum Sohne, die Vorboten einer Verſöhnung, die herbeizuführen ihr Lieblingswunſch war — dann konnte ſie mit erhobenem Haupte Waldſee verlaſſen, dann hatte ſie Egbert gezeigt, welche Seele in ihr wohne, und ihm zehnfach ſeine Beleidigung mit edeln Thaten vergolten.

Das war einer der ſonnigſten und freundlichſten Tage des Februars, als Dorothea ihn zum erſtenmal wieder in ſeinem grünen Jagdrock ſah, zum Ausgehen bereit. Er ſtand von ihr abgewandt und muſterte gerade ſeine Waffen, als ſie bei ihm eintrat. Unwillkürlich ſchrie ſie auf und hatte Mühe, da er ſich zu ihr kehrte, den Schrecken aus ihren Zügen zu verbannen. Schweigend ſchloß er den Piſtolenkaſten.

„Sie wollen ausgehen, Herr Egbert?“ Zu dieſer Frage ermannte ſie ſich, als er den Schlüſſel umdrehte.

„Erlauben Sie es noch nicht?“

„Ich habe ja nichts zu geſtatten oder zu verbieten und der Arzt hat ſchon lange gewünſcht, daß Sie einmal einen weiteren Spaziergang als durch den Garten machten.“

„Das ſoll heut' geſchehen — ich will bis zu den Kiefern.“

Jetzt faßte ſie nach der Lehne eines Seſſels, ſich daran zu halten, die Muskeln ihres Geſichts aber regten ſich nicht mehr — „die Kiefern“, ſtammelte ſie . . .

„Haben Sie noch immer nicht vergeſſen, Fräulein Elſen, daß ich Ihnen dort ein hartes Wort geſagt?“

Sie erhob, wie abweiſend, daß dies nicht die Urſache ihrer Beſtürzung ſei, die Hand, er aber achtete nicht darauf: „Seien Sie nicht unverſöhnlich“, ſprach er weiter. „Sie haben damals das Kreuz meiner Mutter von ſich geworfen, jetzt würde ſie ſelbſt es Ihnen wiedergeben — verſchmähen Sie es nicht, weil es von mir kommt und Sie an mich erinnern wird.“

„Im Namen Ihrer Mutter denn — ich will es tragen.“

Während ſie das Kreuz aus ſeiner Hand nahm, küßte und um ihren Hals hing, ſchwiegen beide, nur mit

den Augen folgte ſie jeder ſeiner Bewegungen und die ſeinen ſuchten ihr auszuweichen. Sein Mantel lag auf einem Seſſel, er nahm ihn um.

„Gehen Sie allein?“ fragte ſie wieder, ſchon ganz mit erſtickter Stimme, in der Gewalt eines finſteren Gedankens, der in ihr aufgeſtiegen.

„Allein.“

„Herr Egbert!“

Unaufhaltſam ſtürzten die Thränen über ihr ſtrenges, ſtarres Geſicht und hüllten es wie in einen Silberſchleier ein. Dieſem Anblick, dieſem Ton konnte er nicht widerſtehen; dieſer Ton aber verrieth auch, daß ſie um ſein Geheimniß wiſſe und gab ihm ſeinen früheren düſtern Trotz wieder. Von der Schulter glitt ihm der Mantel herab und ſchleifte auf dem Boden nach, als er befehlend zu ihr ſagte: „Still da, Fräulein Elſen! Daran rühren Sie nicht! Mit weſſen Auge Sie ſahen, was unter den Kiefern geſchah — gleichviel, Sie müſſen dann auch wiſſen, warum es geſchehen.“

„Sie verwirren meine Seele. Sollte die Botſchaft, die ich Ihnen von Anna brachte, Ihnen dieſen Todesſchmerz bereitet haben? O mein Gott, wie elend bin ich dann!“

„Nein, und abermals nein!“ entgegnete er rauh. „Sie haben nichts mit meinen Thaten, nichts mit meinen

Gefühlen zu ſchaffen. Warum heften Sie nur Ihre Blicke fort und fort auf mich? Warum quälen Sie mich mit Ihrer Aufopferung, Ihren Dienſten, Ihrer Zärtlichkeit? Den Abgrund zwiſchen uns überbrücken Sie doch nicht! So laſſen Sie doch einen Unglücklichen, den die Welt von ſich ſtößt, wie er ſie, ſeinen Lebensweg allein und ungehindert gehen!“

„Warum?“ fragte ſie zurück, ſo mild, wie der letzte, leiſeſte Klang einer Harfe austönt, und ihr Auge, durch den Flor ihrer Thränen ſchimmernd, hatte etwas von dem Glanz eines Sterns, ſie neigte ihren Kopf auf die Bruſt, dann erhob ſie ihn muthig, roſig überglüht von der Stirn bis tief hinab in den Nacken — „warum? Weil ich Sie liebe, Egbert. Und nach dieſem Geſtändniß fühlen Sie wohl, daß ich Sie laſſen muß.“

Bis zur Thür war ſie ſchon gegangen, ehe er ſagen konnte: „Aber das iſt ja der Schrecken größter! Und nun ſind Sie und ich verloren!“

Darauf antwortete Dorothea nicht mehr, ſie floh durch den Garten, ſie verſchloß und verriegelte ihr Gemach, ſie ſaß da in Thränen, in namenloſer und doch ſüßer Qual. —

Zur ungewöhnlichen Stunde wurde ſie heute zum Freiherrn gerufen.

Nie hatte er ſo ernſt und mild zugleich ausgeſehen.

Dicht an ſeiner Seite nahm ſie ihren gewohnten Platz ein; ſchon wollte ſie nach einem Buche greifen, obgleich all' ihre Gedanken bei dem vereinſamten Egbert waren, aber Wolfram wehrte ab: „Laſſen Sie, mein Kind, heute will ich Sie unterhalten.“

Nur mit halbem Ohr hörte ſie ihn, doch wandte ſie ſich ganz zu ihm, ſo daß er das goldene Kreuz auf ihrer Bruſt bemerkte — und da ſie über ſeinen Blick erröthete, neigte er lächelnd den Kopf: „Ich ſehe, daß Sie Ihren Frieden mit Egbert geſchloſſen haben, und ich verſtehe mich zu gut auf die Sprache Ihrer Augen, um nicht aus ihnen herauszuleſen: mach' nun auch den deinigen, alter Murrkopf! Und es wäre Zeit. Meine Schmerzen wachſen und meine Tage ſchwinden. Viele Stöße, wie den letzten, wird dieſer alte Leib nicht mehr aushalten. Ich glaube, ein Mittel gefunden zu haben, Alles zu ſchlichten und mir einen friedlichen Abend zu ſichern. Sie gehören dazu, mein liebes Kind, und wenn Sie meine Beichte gehört, werden Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen. Vor achtundzwanzig Jahren war ich grad ſo wild und zornig, wie Egbert, nur toller und lebensluſtiger, er hat das Schweigen und das Kopfhängen von ſeiner Mutter geerbt. Auf Reiſen, in den luſtigſten Vergnügungen, welche die jetzige, armſelige Welt nicht ahnt, hatte ich mein Vermögen verzehrt, verſpielt, ver-

jauchzt — um meine Verhältniſſe wieder in Ordnung zu bringen, heirathete ich ein reiches Mädchen ... ich rede zu Ihnen, als wären Sie meine Fürbitterin im Himmel. Nun, Gott hab ſie ſelig! ſchön war ſie nicht und was Ihnen auch Egbert ſagen mag, nicht liebenswürdig, wenigſtens nicht für meinen Sinn, ſondern launenvoll, herrſchſüchtig, von ſtillem Weſen und ohne Freudigkeit. Indeß, wenn man nur ſonſt in der Ehe Achtung vor einander und hinlängliche Beſchäftigung hat und ein Zufall, der uns ins Verderben locken könnte, durch des Glücks unverdiente Gunſt uns fern bleibt, ſo ſchleifen ſich die Spitzen und Härten der Charaktere gegenſeitig ab, oder man lernt ſie durch die Gewohnheit ertragen — ſo erging es mir in der erſten Zeit mit Frau Eliſabeth. Der Sohn, das einzige Kind, das uns geboren wurde, nahm ihre ganze Sorge und Liebe in Anſpruch — was von Wärme, Licht und Leben in ihr war, ſtrömte auf ihn aus. Schon früh erwiederte Egbert dieſe Zärtlichkeit mit gleich grenzenloſer Anhänglichkeit, während er ſich von mir, wie im geheimen Widerwillen, abwandte. Da kam die Verſuchung, das Unglück — der eine Name nennt's ſo gut wie der andere. Ganz heil und wohl lebt man einmal nicht in ſo geſchraubten und unnatürlichen Verhältniſſen, ein Tag brach an ... und nun, Dorothea, zürnen Sie einem alten Manne

nicht, der nicht, um neue Irrungen und Schmerzen heraufzurufen, ſondern die alten zu löſen, Ihnen ſein Geſchick enthüllt. Ich ſah Ihre Mutter, ich liebte ſie."

Kaum merklich zuckte Dorothea zuſammen; wie auf den Flügeln des Windes, ſo ſchwebte ihre Seele in einem Seufzer zu Egbert hin, neben ſeinem Vater ſaß nur ein regungsloſes, entgeiſtetes Bild von Stein.

Erſt nach einer Weile, in der er ſelbſt nach Faſſung gerungen, erzählte Wolfram weiter: „An eine Verbindung konnten wir beide nicht denken und Ihre Mutter liebte mich nicht genug, um je ihre Leidenſchaft über ihren Verſtand ſiegen zu laſſen. An dieſem Verhältniſſe trug ich allein die Schuld. Zuweilen ergreift uns, wenn wir längſt über die Jahre der Jugend hinaus ſind, mit unwiderſtehlicher Gewalt der Sturm heißer und jäher Leidenſchaften und reißt uns um ſo weiter und zu gefährlicherem Sturze mit ſich fort, je mehr wir gegen ihn anzukämpfen verſuchten. Frau Eliſabeth und Ihre Mutter waren Freundinnen geweſen, manchen Sommermonat hat ſie hier auf Waldſee zugebracht. So ließ jeder Tag meine Liebe wärmer erglühen, jeder vermehrte den Reiz ihres Umganges, den Zauber ihrer ſanften und rührenden Schönheit. In Allem war ſie das Gegenbild Eliſabeth's, das Mädchen, das, wie ich mich ſelbſt verſtehe, für mich allein geboren war und das mir deßhalb

eben das Schickſal entzog. Aber dieſe Erinnerungen ſind ſo traurig für mich, wie ſchmerzlich ergreifend für Sie. Das Alles iſt ja Staub geworden, aufwirbelnder, verfliegender und verſtreuter Staub! Es folgte ein Bruch zwiſchen den Freundinnen, Frau Eliſabeth beſtand auf Scheidung von mir — mühſam gelang es den Verwandten, eine nothdürftige äußerliche Verſöhnung zwiſchen uns zu ſtiften. Der äußerſte Schritt und das Aufſehen vor der Welt wurden vermieden — ich ging wieder auf Reiſen; Jahre lang blieb ich fern von Weib und Kind.

„Inzwiſchen hatte ſich Ihre Mutter mit Ihrem Vater verheirathet, ich hörte nichts von ihr, als das Empfindlichſte für meine Neigung, daß ſie in ihrer Ehe glücklich und zufrieden ſei. Von der Stunde an hielt ich mein Loos für geworfen — ich wagte nicht über ihr Glück den Schatten vergangener Tage fallen zu laſſen und ihre Träume durch die Erinnerung an mich zu verwirren und zu trüben. Nicht mit reuigem, aber doch mit einem zur Verſöhnung geneigten Herzen, kam ich nach Waldſee zurück. Wer jedoch nicht vergeben wollte, war Frau Eliſabeth. Nie hatte ſich in ihrem Gedächtniß die Kränkung verwiſcht, die ihr die Untreue meines Herzens zugefügt. Immer aufs Neue beſchäftigte ſich ihre Phantaſie damit und malte ihr die früher

ſo heiß geliebte und unſchuldige Freundin in den dunkelſten Farben vor — Entſtellungen der Wahrheit, Verläumdungen, das Geſchwätz der Nachbarn und Freunde, das von einem ehelichen Zwiſt unzertrennlich iſt, hatten in meiner Abweſenheit auch den kleinſten Funken ihrer Neigung zu mir, wenn er je in ihr geglüht, erſtickt und ihr Herz ſteinern gemacht wie ihr Antlitz. Die Rachſucht dieſes Weibes war unerſättlich, nicht zufrieden mit dem Elend, das ſie mir bereitete, hatte ſie auch die Seele ihres Kindes mit demſelben Haß und Trotz genährt und ſie lebte lange genug, um die Frucht ihrer Erziehung in den heftigſten Auftritten zu ſehen, die zwiſchen mir und dem heranwachſenden Jüngling vorfielen. Heimlich flüſterte man ſchon damals in unſerer Umgebung: unſer Streit würde ſo weit gehen, bis der eine ſeinen Haß in dem Blute des Andern ſtille. Das hat nun ein gütiges Geſchick verhindert. Eliſabeth ſtarb, als Egbert ſein neunzehntes Jahr erreichte — von einer Aenderung ſeiner Geſinnung, einer Umkehr zu mir konnte nicht mehr die Rede ſein; dazu hab' ich mich nie auf das Gewinnen eines widerſtrebenden Herzens gut verſtanden, ich bin zu rauh, zu ausſchließlich, zu alt für die Mühen einer ſolchen Eroberung. Eins brachte mir Eliſabeth's Tod — größere Ruhe. In Egbert's Weſen und Benehmen trat eine gewiſſe Mäßigung ein, die ihn

nicht wie früher Urſachen zum Zwieſpalt ſuchen, ſondern ſie lieber vermeiden hieß. Selten kamen wir zuſammen, noch ſeltener ſprachen wir mit einander. „Du rechts — ich links!“ nach dieſem Wahlſpruch handelten wir. Wie mein Leben ſonſt verfloß, das wiſſen Sie — es iſt das Leben eines Einſiedlers, ich bin fertig mit mir und meiner Welt, die neue, die um mich entſteht, gehört mir nicht mehr, ihre Freuden entzücken mich nicht, ihre Götter bete ich nicht an, ihre Hoffnungen theile ich nicht. Es iſt da wie ein Sonnenſtrahl in mein Dunkel gefallen, als ich Ihren Brief empfing, als ich bald durch Nachforſchen erfuhr, daß ſie die Tochter der Frau wären, die ich am innigſten geliebt, um die ich am härteſten gebüßt — für mich gab es kein Zaudern, kein Schwanken: Sie gehörten in mein Haus. Und wie licht iſt hier Alles geworden ſeit Ihrem Eingang! Sie haben mich erheitert, Sie haben Egbert gerettet — tiefer ſind wir beide noch in Keines Schuld geweſen, als in der Ihrigen. Von einem ſo wohlthätigen und lieblichen Hausgeiſt ſoll man ſich nie trennen — aber freilich, wie kann man Sie feſthalten, liebes Kind? Nun gibt es ein einfaches Mittel, glaub' ich, was uns zu einer Familie macht; ſchon vor Egbert's Krankheit wollte ich es Ihnen mittheilen, ich verſchob es dann auf eine beſſere Stunde. Ihre Aeltern ſind todt, Sie

ſtehen für ſich allein da in der Welt, laſſen Sie den beſten Freund Ihrer Mutter, auch Ihren beſten Freund, Sie ſeine Tochter nennen — zärtlicher als ich liebt Sie doch Niemand auf Erden und Egbert wird ſolche Schweſter nicht verſchmähen."

Als er längſt geendet, ſaß Dorothea noch ſtill in ihrer lauſchenden Stellung, die Wimpern über die Augen geſchloſſen, die Hände zuſammengelegt im Schooß. Ihre Erſchütterung war unbeſchreiblich, aber ebenſo feſt auch ihr Entſchluß. Nur rang ſie umſonſt nach Worten, ihn in ſchonendſter Weiſe zu äußern ... einen Kuß drückte ſie ſchüchtern auf die Hand des Freiherrn und ſtand auf. „Meine Bitte hat Sie überraſcht", ſagte der, „aber ich verlange nicht heute, nicht morgen eine Antwort von Ihnen, mein theueres Kind, wir Beide bedürfen nach ſolchen Geſtändniſſen der Ruhe und Sammlung." Er ſtrich noch leicht über ihre Stirn, ihre weichen Haare hin — ſo entließ er ſie.

Einmal indeß aus ſeiner Gegenwart, von dem Gedanken befreit, ihn in ſein Angeſicht zu kränken, erhob ſich Dorothea mit der ganzen Kraft ihres Willens, ihrer Weiblichkeit. Raſch nahm ſie Hut und Mantel. Noch einmal blickte ſie hinaus nach dem See, zum Pavillon hinüber ... das Wetter war ſchön, am glänzenden Himmel eine glänzende Sonne, ein leichter Wind, der zum

Wandern aufforderte und Frische ins Herz wehte. Eben erst, hörte sie im Hinaustreten aus dem Schlosse, sei auch Herr Egbert gegangen; sie könne ihn noch erreichen und, wie Andreas meinte, es sei besser, wenn das Fräulein mit ihm wäre, als daß er allein die Haide durchstreife.

Ueber das Feld schritt er dahin, den Kiefern zu. Lange betrachtete sie mit erröthendem Wohlgefallen seine hohe, kühne Gestalt, das Flattern seines dunkelgrauen Mantels — dann eilte auch sie. „Herr Egbert!“ rief sie. „Herr Egbert!“ Und da er sich umwandte und sie erwartete, hatte sie ihn bald erreicht. Er begrüßte sie nicht, sie wagte nicht einmal den Blick zu ihm zu erheben. Lautlos gingen sie dicht neben einander über den knirschenden Schnee. Hoch und erhaben standen die drei Kiefern, wie einsame Säulen in der Oede, ihre niederhängenden Zweige und Aeste von unzähligen gefrorenen Schneeflocken und Eistropfen bedeckt, wie von ebenso vielen Diamanten, dazwischen, durch diese glänzend weiße Hülle drängten sich die schwarzen dunklen Nadeln.

Dorothea's Auge irrte noch immer am Boden.

„Suchen Sie da“, fragte er, „die Spuren meines Blutes?“

„Ach, Herr Egbert, warum mahnen Sie mich daran?“

„Und ſind Sie mir nicht gefolgt, weil Sie fürchteten, diesmal könnte meine Kugel glücklicher ſein?“

„Nein!“ entgegnete ſie mit feſtem Ton. „Sie wiſſen ja, daß Ihre Kugel nicht allein Ihr Herz, ſondern auch das meinige zerreißen würde. Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu ſagen, ich gehe nicht wieder nach Waldſee zurück.“

„Aber, Fräulein Elſen —“

„Hier, unter dieſen Bäumen, haben Sie mich ſchwer beleidigt, habe ich Ihnen und mir ſelbſt gelobt, nie auf die Pläne Ihres Vaters einzugehen, ich bin da, mein Wort zu halten; ich kann nicht ſeine Tochter, ich kann nicht Ihre Schweſter ſein.“

„Sie ſind nicht — meine Schweſter?“ wollte Egbert rufen, aber ein guter Genius oder das Jauchzen ſeines Herzens ließ ihn das letzte Wort nicht ausſprechen, das einmal laut geworden, mit dem ausgeſprochenen Verdacht gegen ihre Mutter, nie von Dorothea's Hochſinnigkeit hätte verziehen werden können. Er war wie geblendet von ihr oder nur von den Sonnenſtrahlen, die hellgoldig über ihr Antlitz dahinglitten.

„Sagen Sie Ihrem Vater“, fuhr Dorothea fort, in der Haſt ihrer Rede den Schmerz betäubend, der immer heftiger ſich in ihr regte, „ſagen Sie ihm, wie ſehr ich ihn verehre, wie ich ihn beſtändig lieben werde,

doch seine Güte annehmen, hieße das Andenken meines Vaters, meiner Mutter beschimpfen — und wäre ich noch tausendmal ärmer und verlassener, als ich bin — ich bin nur ihr Kind."

„Und darum wollen Sie uns verlassen, Dorothea?" Nie hatte er sie noch bei ihrem Mädchennamen genannt. „Und mich wählen Sie aus, dem Vater diese Botschaft zu bringen? Wird er nicht glauben müssen, ich trüge die Schuld Ihrer Entfernung, mein Haß, meine Eifersucht verjage seinen Liebling aus Waldsee? Und doch wollen Sie uns Beide versöhnen!"

„Wenn ich gehe, sind Sie wieder sein einziges Kind. So lange stand ich zwischen Ihnen und Ihrem Vater. Da er der Liebe bedarf, wird er die Ihre suchen. Mir bleibt nur eins — rasche, augenblickliche Trennung."

„Und Sie glauben, daß ich Sie lassen werde? Nein, Dorothea", und er hatte schon, ehe sie widerstreben konnte, ihre beiden Hände ergriffen. „Wollen Sie es denn nicht sehen, daß es mich zu Ihnen drängte, seit jenem Augenblick, wo der Schlag meines Vaters Sie traf — für mich traf und mir in der Raserei meines Zornes ein Furchtbares erspart blieb? Ich kämpfte bis zum Letzten, was der Mensch vermag, gegen Ihr Bild an, gegen eine Neigung, die unbezwinglich wurde und doch verbrecherisch und entehrend für mich erschien.

Die Vergangenheit klagte Ihre Mutter, die Gegenwart Sie an. Ich that Alles, Sie zu verachten, zu haſſen, und mußte Sie wider Willen lieben. Sie entriſſen mich der erſten Liebe, ohne zu ahnen, daß Sie damit nur eine glühendere Leidenſchaft entzündeten. In ſolchen Seelenqualen erſcheint das Ausruhen im Tode als eine Wohlthat, iſt es vielleicht auch! Aber ſelbſt als ich hier lag, den Tod auf der Stirn, verließen Sie mich nicht, Ihre theueren Züge folgten mir bis in das Dunkel jener Nacht, die ich für ewig dauernd hielt..."

Da riß ſie ſich los, ſeine Worte drohten ſie zu erſticken; als er ihr dann wieder nahte, ſeinen Arm um ihren Nacken legte, ſie unter ſeiner Berührung zitterte, war eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Schlank ſtand ſie vor ihm, blühender, roſiger, als je — nicht eine Spur erinnerte mehr an ihre Starrheit, ihr ſteifes, gemeſſenes Weſen. Sie weinte nur, und in dieſen Thränen glich ſie der Roſenknospe, die im Gewitterregen ſich zur herrlichſten Blüthe erſchließt...

Stumm reichte ſie ihm die Hand — ſo kamen ſie nach dem Schloſſe zurück, vor den Seſſel des Freiherrn — und während Egbert ſein Haupt zum erſtenmal vor ihm beugend ſagte: „Dein Sohn — Deine Tochter!" verbarg Dorothea niedergeſunken ihr verſchämtes Geſicht an den Knieen des Greiſes.

Beatrix.

1861.

I.

Im Schloſſe zu Kaltenburg feierte man die Heimkehr und den Geburtstag der Gräfin Beatrix.

Vor vier Jahren hatte bald nach einer dunklen und ſeltſamen Begebenheit, welche die ganze Landſchaft in Aufregung verſetzt, Gräfin Beatrix in Begleitung ihres Oheims das Schloß verlaſſen und fortan in Frankreich, in England, in Italien gelebt. Erſt die Krankheit ihres Vaters rief ſie von ihren Wanderfahrten zurück, eine kurze Stunde vor ſeinem Tode war ſie eingetroffen — zur rechten Zeit noch, um ſeinen Segen, oder, wie es bei denen hieß, die ihr nicht wohlwollten, ſeine Verzeihung für eine große Schuld zu erhalten. Jetzt, nach ſechs Monaten der Trauer, im Ausgang des Octobers, prangte das Schloß im Lichterglanz, ſeine Portale und Fenſterbogen waren mit dem letzten grünen Laub, den letzten Blumen des Herbſtes geſchmückt. War auch Gräfin Beatrix bei der älteren Dienerſchaft, dem Prediger des Dorfes und den wenigen bürgerlichen Guts-

besitzern der Umgegend nicht beliebt, so beeiferte sich doch der Adel, ihre ganze vornehme Verwandtschaft, sie mit Huldigung und Freundlichkeit zu überschütten, sie hieß die erste Dame der Provinz. Ihren guten Grund hatte die Feindschaft der einen, wie die Neigung der andern. Sein Lebenlang, von dem Augenblick, wo er als Hauptmann sein Landwehrbataillon in das Geschützfeuer von Möckern geführt, er voran, zu Fuß, am Kopf und am linken Arm verwundet, galt der alte Graf Otto von Kaltenburg für einen Freund des Volkes, „Mirabeau" nannten ihn spöttisch auf den Provinziallandtagen die Ritterbürtigen, und der Bruder seiner Frau, dem nach der Meinung seiner Vettern an Witz und Geist Niemand gleich kam, pflegte für die „Gehirnverrückung" des Schwagers jene französische Kugel verantwortlich zu machen, die ihm die Stirn getroffen. In eigensinniger Laune hatte es da der Natur gefallen, in seiner einzigen Tochter Beatrix das Widerspiel seines eigenen, freundlichen, offenen und leutseligen Wesens zu schaffen. Die Erziehung, die sie durch ihre Mutter erhielt, that dann das Uebrige; später, als der Vater eingreifen wollte, war es zu spät, die Bestimmtheit und Willenskraft der Tochter unbeugsam geworden. Wie überall, ließ auch in dieser sonst von dem großen Verkehr abgeschiedenen Landschaft das Jahr 1848 die Gegensätze schärfer hervor-

treten, die Stände im bitterſten Haß ſich von einander abſchließen. In ſich mochte Beatricens Geſinnung edel, ihre Seele rein ſein, in ihren Aeußerungen, in ihrem Auftreten lag eine verletzende Kälte. Ihr gegenüber wurde den Kranken und Armen, die ſie unterſtützte, das Wort des Dankes, das: „Gott ſegne Euch!“ ſchwer auf den Lippen. Eine ſchlanke, hohe Geſtalt, mit dunklem geſcheitelten Haar, die Augen mehr ſtreng als mild, wie ſie eben im Ballkleid, einen Roſenkranz auf der Stirn, die Wangen leicht vom Tanze, von befriedigter Eitelkeit über die Bewunderung, die ihr in dieſem auserleſenen, ihr allein zuſagenden Kreiſe zu Theil ward, von Feſtesfreude geröthet, mit anmuthigem Lächeln, flüchtigen Schritts durch den Saal ſchwebte, eine feſſelnde Erſcheinung; aber ſo war ſie nicht immer; es gab Zeiten, wo kein Lächeln die harten Linien ihres Mundes milderte, wo auf ihren Augenbrauen ſtatt der Heiterkeit eine finſtere Drohung ſaß, dann entſchwand auch der trügeriſche Schmelz der Jugend, der ſie heute wie ein roſiger Duft umhauchte. Gräfin Beatrix ſtand in ihrem ſechsundzwanzigſten Jahre. Freilich für die, denen das Glück es erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen und ihr huldigen zu dürfen, ging das Alles in der Betrachtung unter, daß die Gräfin eine der reichſten Frauen, vielleicht auch eine der liebenswürdigſten war, wenn man nur erſt den

Zugang zu diesem verschlossenen Herzen gewonnen. „Sie ist wie Pallas", sagten die jüngeren Edelleute, die von der Universität oder dem Kadettenhause her die Kenntniß der Mythologie, „schon um die Vorstellungen in einem Cirkus besser zu verstehen", als letzte Reliquie der erlernten und wieder vergessenen Wissenschaften bewahrten; wie in jeder Gesellschaft, fanden sich auch hier einige tiefer Blickende, die sich selbst gern für Psychologen ausgaben und nach „seelischen Problemen" forschten, ihnen erschien die Gräfin wie in einen Schleier gehüllt, jenen Schleier, der das geheimnißvolle Bild von Sais umschloß und hinter dem nur die Wahrheit, das Nichts, in erschrecklicher Hoheit zu erblicken war; die Alten, die Ernsten endlich, wenn sie von einer tollen Laune oder einem unbegreiflichen Entschluß Beatricens hörten, begnügten sich, den Kopf zu schütteln: „Alle Kaltenburgs haben einen Sparren zu viel und einen Sinn zu wenig!"

Viel Duft, viel Glanz von Lichtern, Edelsteinen, von strahlenden Augen, Musik und Lachen, vom leisesten verschämten, das einer Rosenknospe mit sanft sich aufschließenden Blättern gleicht, bis zu dem wilden, langhinschallenden, das aus dem Nebenzimmer herübertönt, wo einige ältere Cavallerie-Officiere um einen kleinen Tisch, bei gutem Burgunder in hellgeschliffenen Gläsern, sich „Anekdoten" erzählen, das Rauschen der Kleider, das

Geflüſter der Lippen, dazwiſchen der Klang von Goldſtücken — in dem Gemach zur linken Hand ſpielt der Oheim mit andern Herren ... es iſt in dem langen, breiten, aber ein wenig gedrückten Saal, der nur durch die Kunſt eines geſchickten Tapezierers höher erſcheint, oben in dem erſten Stock des alten Schloßgebäudes; ſieben Fenſter, von denen das mittelſte als Thür auf den Balkon hinausführt, ſchauen den Hügel hinunter, über den Schloßhof hinaus in den dichten Buchengang, der die Anhöhe hinanſteigt — ſeinen ſchwächſten Schein wirft der aufgehende Vollmond durch die zuſammengeballten Wolken über die halb vom Herbſtſturm entblätterten Bäume.

Einer von allen Gäſten ſchien von der Beobachtung dieſes Schauſpiels, dem Kampf zwiſchen Licht und Schatten, ihrem beſtändigen Wechſel, mehr als vom Tanze der Geſellſchaft und ſelbſt den vielen ſchönen Frauen und Mädchen angezogen zu werden, die dicht an ihm vorübereilten oder unweit von ihm auf den Sophas und den hohen Lehnſtühlen an den Wänden des Saales ſaßen. Eine Weile hatte er ſchon ſtill in der Niſche eines Fenſters geſtanden und hinausgeblickt; mühſam ein Gähnen unterdrückend, ſchaute er ſich um: ein freundliches, wenn auch durch nichts ausgezeichnetes Geſicht, der Trotz, der es ſonſt beleben mochte, war dem

Ausdrucke der Befriedigung gewichen, den die Sitte der Welt jedem „Gebildeten“ bei solchen Festlichkeiten vorschreibt. Einmal überflog er noch mit klugem, sicherem Auge den Saal — „seelenlos“, das stand in seinen Zügen geschrieben, als er es wieder senkte und im Gewühl unbemerkt die große Flügelthür zu gewinnen suchte. Hier und dort folgte ihm wohl der verstohlene Blick eines Mädchens, einer Frau; „guten Abend“, sagte ihm einer der Herren und schüttelte ihm die Hand — die Gesellschaft aber hatte nicht Acht auf ihn und schon war er dem Ausgang nahe, als ihm die Gräfin, Arm in Arm mit einer Freundin, entgegenkam.

„Sie wollen uns schon verlassen, Herr Werner?“ fragte sie freundlich und doch, wie es dem jungen Manne schien, mit einer gewissen Herablassung. „Ihnen hat unser Fest nicht gefallen, gestehen Sie es nur, nicht einmal getanzt haben Sie.“

„Gnädige Gräfin, ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht?“ rief die Freundin wie zweifelnd.

„Nein; die gnädigen Damen mögen selbst entscheiden: vor zwei Jahren, an einem Sylvesterabend, tanzte ich mit einer Freundin, ich versprach ihr, im kommenden Jahre den ersten Tanz nur mit ihr zu tanzen.“

„Nun?“

„Wenige Tage nachher starb sie an einem Herzschlage.“

„Ah!“ entfuhr es Beatricens Lippen. „Und Sie haben Wort gehalten?“

Werner verneigte ſich leicht.

Die Gräfin ſenkte ihre langen Wimpern über die Augen und dann, ſie plötzlich öffnend, warf ſie einen haſtigen Blick, wie Werner fand, einen ſpöttiſchen Blick, auf ihn. „Wiſſen Sie, daß ich Sie auf die Probe ſtellen möchte?“

Wenn es ihre Abſicht geweſen, ihn zu verwirren, ſo hatte ſie ſich doch in Herrn Raimund Werner getäuſcht. „Ich hoffe, gnädige Gräfin“, entgegnete er ruhig, „Ihre Kampfluſt iſt befriedigt und Ihr Sieg ſicher, wenn der Gegner nach ſolcher Herausforderung ſich ſchweigend zurückzieht.“

Vornehm winkte ſie auf ſeine tiefe Verbeugung mit dem Fächer ihm ihren Abſchied zu.

„Ein ſchöner junger Mann,“ ſagte die Freundin leiſe zu Beatrix. „Wer iſt er nur? Ich ſehe ihn zuerſt bei Dir.“

„Ober-Ingenieur bei der Commiſſion, welche die Eiſenbahn durch unſere Provinz legt. Er hat ſich dem Oheim gegenüber bei dieſer undankbaren Aufgabe, da auch der äußere Theil unſeres Parks von den Schienenlinien berührt wird, ſo höflich und freundlich bewieſen, daß der es für nöthig hielt, ihn einzuladen; er wohnt

überdies dicht in unſerer Nähe und leitet die Arbeit von hier aus."

Damit waren die Mädchen an das Ende des Saales gelangt, hatte Herr Raimund den breiten, ſteinernen Schloßhof durchſchritten und ging eben durch das alte, wappengeſchmückte Portal.

„Vornehm und langweilig!" redete er in ſich hinein. „Ich hätte davon bleiben ſollen, Jeder für ſich, Gott für uns Alle, aber was thut man nicht Alles der Form, der Rückſicht wegen! Ein verlorener Abend mehr, — wer die Stunden zählen müßte, die man ſchon verloren! Aus Eitelkeit, aus Leichtſinn ... Und die Welt rollt doch und dein Leben mit ihr, unermüdlich, raſtlos; ihr Rad zerreibt deine Hoffnungen, deine Pläne, deine Werke, dich ſelbſt — glücklicherweiſe auch deine Gegner, die Hinderniſſe, die dir entgegenſtehen, Alles zu demſelben unterſchiedsloſen Staub. Wer nur das Ende von dem Allen wüßte, das Ende!"

Einen Augenblick blieb er in der Mitte des Buchengangs ſtehen und wandte ſich nach dem Schloß zurück. Der Anblick der hohen, hellerleuchteten Fenſter, der Wiederſchein ihres Lichtes auf der öden und finſtern Straße, unter den Bäumen, deren Zweige und Aeſte ein ſchärferer Windhauch kniſtern und ſtöhnen ließ; die vielen wunderlichen Schatten, die dort oben vorüber-

huſchten, hätten auch eine weniger erregbare Phantaſie, als ſie Raimund beſaß, an Mährchen und Feenſchlöſſer erinnert, wie ſie vor den geblendeten Augen des einſamen Wanderers in tiefſter Nacht ſich auf Felsſpitzen aufbauen. „Aber“, verfolgte Werner im Geiſte dieſen Gedankengang, „bewahre ein gütiger Zufall Jeden vor der gnädigen Gräfin Beatrix! Eine ſteife, kühle und im Grunde wahrſcheinlich höchſt boshafte Waldfee — die Leute mögen zwar viel Thorheiten, viel häßliche Lügen von ihr erzählen, dennoch, mein trefflicher Raimund, Dank deinem Genius, der dir vor der hochmüthigen Dame eine derbe, bürgerliche Grobheit eingab; nun ſteht eine eherne Mauer zwiſchen Euch Beiden.“

Je weiter er den Hügel hinabſchritt, in deſto bläſſeren Farben verdämmerte die Kaltenburg, ihr Saal, ihre Feſtesfreude; mächtig drängte ſich das Bild der ſtumm in den Nebeln ruhenden Landſchaft ihm auf, beſänftigend und erquickend zugleich. Von den Wieſen, die vom Fuß des Hügels bis zu den erſten Gehöften des Dorfes ſich ausdehnten, ſtiegen und wuchſen Wolken und Nebel, von der Erde zum Himmel, von ihm zu ihr hinab webten ſie ein dichtes Geſpinnſt, grauer, verſchlungener hier — dünner, leichter, wie Spinnenfäden, dort, der Mondſtrahl blitzte hindurch und verwandelte das dunkle Grau in ein flüſſiges, bleiches Silber von geſpenſterhaftem

Ausdruck, wenn es die abgeſtorbenen Aeſte der Bäume wie mit flatternden Schleiern, die Stämme wie mit bauſchigen Gewändern umkleidete.

In ſeinen Mantel gehüllt, mit hartdröhnendem Schritt, ging Raimund dahin; auch das Lied, das er zu pfeifen angefangen, hatte die Stille umher ihm von der Lippe ins Herz zurückgedrängt. Im Wirthshauſe des großen, weitläufig gebauten Kirchdorfes, da wo die Landſtraße in ſchiefem Winkel mit der zur Burg führenden Allee zuſammenſtieß, bemerkte er unten in der Gaſtſtube noch Licht, ihn fröſtelte, und der Weg durch das Dorf bis zu dem Hauſe, das er bewohnte, war noch weit ...

„Ein Glas Grog, Meiſter Steffen, wenns Euch möglich iſt", ſagte er eintretend zu dem Wirth, der am ſchwarzen Kachelofen ſaß und mit dem reichen Bauer Martin ſeine zehnte Partie „Tod und Leben" an dieſem Abend ſpielte.

„Immer möglich für Sie, Herr Bauinſpektor", war deſſen Antwort.

Während Raimund dem Bauer „guten Abend" bot, ſeinen Mantel über die braune Lehne eines Stuhls warf, ſah er an einem entfernteren Tiſche, faſt ganz im Dunkeln, denn die zwei Hängelampen erhellten den weiten Raum nur dürftig, mit ſeltſamen gelblichen Licht-

ſtreifen, noch einen andern ſpäten Gaſt; bei Raimund's Eintritt hatte er die Mütze, die er ſchon ergriffen, wieder vor ſich hingelegt.

Jetzt, wie der junge Mann ihm einen Schritt entgegen that, ſtand er auf.

„Freut mich, Sie noch zu ſehen, Herr Ingenieur, freut mich", redete er mit ſcharfer, aber nicht unangenehm klingender Stimme. „Lange nicht das Vergnügen gehabt! Ganz aufgegangen in der adeligen Herrlichkeit? Schwarzen Frack, weiße Binde ſehe ich — kommen vom Schloß?"

Für einen ſo in ſich gekehrten, ſcheuen und wortkargen Mann war Herr Anſelm Volkmar, der ſeit drei Jahren, als Erbe ſeines Oheims, jenſeits des Torfmoors auf Buſchmühle wohnte, in der Umgegend bekannt, daß Raimund bei dieſer Anrede erſtaunt aufſchaute und der Bauer ſeine Karten aus der Hand fallen ließ.

„Freilich komme ich vom Schloß, Herr Volkmar", entgegnete Raimund, der ſich indeſſen gefaßt, „aber das ändert meine Geſinnung nicht, nach wie vor gut bürgerlich."

„Jetzt merk' ich erſt, es iſt noch früh, noch nicht Mitternacht, für ein ſo prächtiges Feſt ſind Sie frühzeitig aufgebrochen."

Indem brachte der Wirth das Verlangte, die beiden Männer ſetzten ſich an Anſelm's Tiſch . . .

Eine Weile regte sich in dem Zimmer nichts, nur die Wanduhr in dem alten hölzernen Gehäuse ging ihren langsamen, ächzenden, eintönigen Gang — dann hatte Raimund einen raschen Zug gethan, warfen die Spielenden bald leiser, bald lauter die Kartenblätter hin.

Ein eigenthümlicher Kopf, dieser Anselm Volkmar, jetzt zumeist in dem gelblichen Lichtschimmer, der den untern Theil seines Gesichts, den starken, röthlichbraunen Bart, die stolz aufgeworfene Lippe voll und scharf beleuchtete, während die Schatten Stirn und Augen verdunkelten. Allzuviel Jahre mochten ihn nicht von Raimund trennen, Furchen um so mehr, Schmerzen vielleicht und Erfahrungen. Jeder Zug an ihm, seine Haltung, sein Ausdruck waren herrisch, etwas wie ein eiserner Wille prägte sich darin aus; ein Mann, der nicht nach gemeinem Maß gemessen werden durfte, sondern auch für sich im umfassendsten Sinne das Recht „eines eigenen Charakters“ in Anspruch nahm. Obgleich ihm das Geschick, der Tod seines Vetters, seines Oheims darauf, Reichthum und Unabhängigkeit gegeben, so schien es doch, als würde er auch ohne die Gunst des Zufalls ein glänzendes Loos durch seine Arbeit erworben haben, als wäre sein Besitz der wohlverdiente Lohn seiner Mühen. Noch immer hatte er auf jede tiefer angelegte Persönlichkeit seinen Eindruck nicht verfehlt; so wechselnd

die Urtheile über ihn waren, alle gestanden ihm eine hervorragende Natur zu, keines wagte es, sein Herz zu rühmen. Anselm Volkmar hatte keinen Freund, selten sah man bei ihm Besuche, noch seltener ihn selbst in dem Hause Anderer. Die Männer mied er, die Frauen verachtete er; wenn es in dieser strengen, verschlossenen Seele eine Leidenschaft gab, die sich zuweilen in seinem funkelnden Blick, dem Schwellen seiner breiten Stirnadern verrieth, war es die eines ungezähmten, wilden Hasses gegen den Adel, zunächst, wie es ihm einmal in der Erregtheit entschlüpfte: „gegen die ganze Sippschaft der Kaltenburgs.“ „O“, hatte darauf Beatricens „geistreicher“ Oheim, dem man das Wort hinterbracht, mit halbem Lächeln geantwortet, „es ist gut, daß wir nicht in Korsika leben, Herr Anselm Volkmar ist ein Mann der Vendetta.“

Von dem Allen wußte der junge Ingenieur nichts, ein- und ein andermal war er mit Anselm in Berührung gekommen, aber das Wesen des Mannes hatte ihn eher abgestoßen als angezogen, sein Freimuth, seine Fröhlichkeit konnte sich nicht an diese Zurückhaltung gewöhnen, zu hart stach seine leichte Lebensanschauung von der finstern Anselm's ab. Drückt ihn eine Schuld, eine Erinnerung? hatte er sich im Anfang ihrer Bekanntschaft gefragt. Allmählig war ihm dann der Andere

gleichgültiger geworden; „was kümmert dich seine Vergangenheit, seine Zukunft? In drei, in vier Monaten mußt du die Gegend verlassen, wohl möglich, daß du nie wieder zurückkehrst, und da willst du dich wie ein Thor in die Geheimnisse eines Mannes drängen, der dir morgen genau so fremd sein wird, als er dir gestern war! Trägst du nicht schwer genug an deinen Sorgen, deinen Erinnerungen?“ Damit hatte es Raimund aufgegeben, das Räthsel zu lösen, das Anselm Volkmar in Erscheinung wie in Lebensweise bot.

„Ich bin geflüchtet“, sagte er jetzt, das abgebrochene Gespräch wieder beginnend, „vor den Augen der Gräfin geflüchtet.“

„Sollen doch schöne Augen sein.“

„Sterne meinetwegen, nur leuchten sie nicht für mich. Dort oben war ich der einzige Bürgerliche unter Edelleuten und Edeldamen! Ja, schauen Sie mich nur groß an, Herr Volkmar, ich allein! Und ich bin nicht einmal Landwehrofficier.“

„Nun, wie lief es ab?“

„Leidlich; mit einigen gnädigen Grüßen hier und dort mit einem Handdruck.“

„Und Beatrix? Die Gräfin wollt' ich sagen . . .“

„Sie sah vortrefflich aus, Rosen im dunklen Haar, das Kleid mit Rosen besetzt. Die Herren waren ent-

zückt, ich habe die Vivats nicht gezählt, die ihr gebracht, die Gläſer, die zu ihren Ehren getrunken wurden."

„Soll ich etwa glauben", fragte da Anſelm mit ſtechendem Blick, „Sie wären ihr gegenüber kalt geblieben?"

Den Blick bemerkte Raimund nicht, es fiel ihm auf, daß die Stimme des Fragenden heiſer klang, wie ſchwer aus beklemmter Bruſt kommend.

„Es thut nicht wohl, im Octobernebel umherzuwandern", warnte er und ſetzte dann hinzu: „Kalt? Nicht doch, Herr Volkmar; wer bewunderte nicht eine liebliche Blume, einen Sonnenſtrahl, der durch das Dunkel zittert? So alt ſind wir doch beide noch nicht, um die Schönheit nicht Schönheit zu nennen, und ſie zu preiſen, wo wir ſie finden. Aber nicht immer rührt ja die Schönheit die tiefſten Saiten unſeres Herzens, dazu bedarf es eines andern Zaubers, und meinten Sie dieß mit Ihrer Frage — da haben Sie die Antwort: mich wird die Gräfin nie weder zu ihren lauten noch zu ihren ſtummen Rittern rechnen dürfen."

„Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus", lachte Anſelm. „Nicht zu tollkühn, junger Mann, nicht zu keck! Es iſt eine Hexe."

„Da ſagen Sie mir nichts Neues, meine eigenen Gedanken nur. Es iſt etwas Schwüles in ihr und um

ſie. Das erſte Mal, als ich ſie ſprach, am Ausgang des Gartens, in dem alten Pavillon . . .“

„Wo?“ rief ſein Nachbar.

„Sie kennen das Häuschen vielleicht gar nicht, ſo dicht liegt es unter den Bäumen verſteckt.“

Eine raſche gebieteriſche Bewegung machte Anſelm mit der Rechten. „Doch! Dort ſprachen Sie mit ihr?“

„Ja, ich hatte dort zu meſſen, das Terrain zu unterſuchen; ſie war allein, ich glaube, ſie hing ihren Träumereien nach und es war ihr ſichtlich unangenehm, ſo geſtört zu werden. Sie trat auf die Schwelle heraus, ſo geriethen wir in ein kurzes Geſpräch; es ſchien ſie zu bekümmern, daß der Pavillon den Schienen den Platz räumen ſolle — zum Glück konnte ich ſie mit der Verſicherung beruhigen, daß die Bahn mehr als hundert Schritt von dem Hauſe entfernt gelegt würde; wir ſchieden freundlich von einander und ich wette, dieſem Umſtand allein habe ich meine Einladung zum heutigen Abend zu verdanken.“

Die Arme gekreuzt, am Boden das Auge, hatte ihm Anſelm gegenüber geſeſſen, wie aus tiefſtem Grübeln fuhr er jetzt auf: „Seltſam! Sie waren in dem Pavillon?“

„Nicht gerade drinnen, wir redeten unter den Bäumen auf- und abgehend. Die Thür des Hauſes ſtand

offen, flüchtig blickte ich hinein, aber ich sah nichts Besonderes — alte Sessel, ein venetianischer Spiegel, ein rother Teppich über den Boden gebreitet, das war Alles. Ich glaube, den Raum hatte man seit Jahren an dem Tage zuerst geöffnet, so dumpfig, moderhaft quoll die Luft daraus."

„Ein rother Teppich auf dem Boden!" Dieß sprach Herr Anselm mit so eigenem Ton, daß endlich auch in dem harmlosen Raimund die Ahnung aufstieg: eine wunderbare, schreckliche oder doch merkwürdige Begebenheit müsse in jenem kleinen, unscheinbaren Pavillon, hinter seinen grünen Jalousieen und halberblindeten Fenstern gespielt haben.

„Sie spannen meine Neugierde, Herr Volkmar! Offen, ich hatte nichts an dem alten Gebäude gefunden, keine Seltsamkeit, keine Zauberei; sie nicht einmal in ihm gesucht. So geht man theilnahmlos an Wundern vorüber! Nun, ich komme morgen, spätestens übermorgen nach jenem Ort zurück . . ."

„Was dann?" sprach Anselm in trockenster, kühlster Weise. „Ich habe nichts gesagt, mir fiel nur der rothe Teppich auf, ich liebe die rothe Farbe nicht."

Geräusch, der Hufschlag der Pferde, das Rollen der Wagen scholl von draußen herein.

„Genug gespielt", redete Martin und stand auf.

„Ihr habt neun Groſchen gewonnen, Steffen, Ihr ſeid ein ganz verwünſchter Spieler.“

Die Uhr hob aus.

„Mitternacht! Gehen wir zuſammen?“ fragte Anſelm noch den Ingenieur und ſetzte ſeine Mütze, in deren Pelzeinfaſſung eine ſchwarze Hahnenfeder ſteckte, auf das blonde, leichtgelockte Haar. „Die im Schloſſe brechen auch auf; hoffentlich begegnen wir keinem von ihnen.“

„Ich bin fertig“; mit raſchem Trunk leerte Raimund ſein Glas, nun hatte er den Mantel umgenommen —

„Gute Nacht allerſeits und glückliche Heimkehr“, wünſchte ihnen der Wirth.

Sie ſtanden in der Dorfſtraße, über ihnen an dem lichter werdenden Himmel, unter funkelnden Sternen, der Vollmond.

Indem jagten im raſchen Trabe, auf muthigen Pferden, einige der jüngeren Herren aus der Geſellſchaft den Schloßberg hinab. Sei es, daß die Senkung des Weges nach unten hin am ſteilſten wurde, ſei es, weil ſie die drei Männer vor dem Wirthshauſe bemerkten — ſie zogen die Zügel ſtraffer und ritten langſamer. Das laute Geſpräch, ihr Gelächter, das die Drei ſchon vernommen, während die Reiter noch im Dunkel und hinter den Bäumen verborgen geweſen, verſtummte plötzlich,

als sie im Mondschein Herrn Anselm Volkmar erkannten. Es dünkte Raimund, sie drängten sich dichter an einander, um bei der Enge der Straße ihn nicht zu berühren. Schweigend ritten sie so vorbei, nur der jüngste und stattlichste von ihnen, Herr Botho von Hülfskron, winkte mit der Hand und grüßte: „Gute Nacht, Herr Werner!“

„Na“, sagte der Bauer, der sich jetzt auch zum Gehen anschickte, „das wird wohl zu Ostern der gnädige Herr auf Kaltenburg sein; bin doch neugierig, ob es ihm besser gehen wird, als dem ersten.“

Erst als dessen Schritte verklungen, seine Gestalt in den Schatten entschwunden war, hob Anselm seinen starken, eisenbeschlagenen Stock mit dem gewichtigen, bleigefüllten Knopf; so genau ihn Raimund betrachtet, nicht den leisesten Wechsel in seinen Zügen hatte er wahrgenommen: weder bei dem wortlosen Vorüberreiten der Edelleute, noch bei der letzten Aeußerung des Bauern.

Eine gute Strecke mußten beide denselben Weg gehen. Das Haus, in dem Raimund seit dem Monate August wohnte, lag außerhalb des Dorfes, da, wo die Feldmark von Kaltenburg aufhörte und der Besitz der sogenannten Buschmühle anfing. Ursprünglich gehörte das einstöckige Haus, aus dessen Dach, zwischen zwei Schornsteinen,

ein Thurm wie ein Observatorium emporstieg, dem Grundherrn; Graf Otto hatte es gebaut, und sollte in ihm die Sterne beobachtet haben, in einer Anwandlung wunderlicher Laune. Nicht allzulang währte diese Neigung, er schenkte das Haus in seinem Testament einem alten, ihm getreuen Diener, der sich mit den Zimmern im Erdgeschoß begnügte und die oberen an Herrn Werner vermiethet hatte. Von dem Thurm des kleinen Hauses konnte man über Feld und Moor hin die Giebel der Wohngebäude in der Buschmühle entdecken und sah, über die Wipfel aufragend, die stolzen Zinnen der Kaltenburg.

„Kennen Sie den Junker?“ fragte Anselm; schweigend waren sie einige Minuten vorwärts geschritten.

„Nicht viel besser als die andern Grundbesitzer der Landschaft; Sie wissen ja, Herr Volkmar, mein Amt bringt mich zu ihnen allen in eine oft sehr unerwünschte Beziehung.“

„So; ein flacher Bursche, wie die andern — und Gräfin Beatrix sollte ihn heirathen? Wunderlich!“

„Warum? Frauen, die den Schein um sich breiten, als wären sie unüberwindlich, erliegen am schnellsten einer kühnen Hand. Indeß, wenn es bis Ostern dauert — zu Ostern hoff' ich fern von hier am Rhein zu weilen.“

„Ihnen schlägt's freilich nichts aus, denen aber um

ſo mehr, die Scholle an Scholle mit einander wohnen müſſen."

„Schon wahr! Aber es giebt ſo viel Mittel gegen Widerwärtigkeiten; man läßt die Welt treiben, wie ſie will und kann, in Ihren Jahren, bei Ihrem Charakter überhaupt."

„Was denn? Reden Sie doch frei heraus, ich höre gern ein gutes Wort, guten Rath von befreundeten Menſchen."

„Hm", ſagte der junge Baumeiſter und ſchaute nachdenklich über das Feld hin in das Antlitz ſeines Begleiters, „ſchön iſt die Gegend nicht und die Leute darin gefallen Ihnen auch nicht, Herr Volkmar, wohl dem, der da ein freier Mann iſt! Ich würde in die weite Welt reiſen und mir für mein Alter einen beſſern Platz zum letzten Aſyl und zum Sterben wählen."

„Sie meinen: ich ſoll die Buſchmühle verkaufen?"

„Ich ſetzte voraus, es feſſelte Sie nichts an dieſe Stätte, keine Jugenderinnerung . . ."

„Nein; in Wirklichkeit nichts, im Gegentheil die Meiſten würden ſolche Orte meiden — und damit wäre Alles gut! Wer nur einen andern Kopf hätte, ein anderes Herz! So aber, Herr Werner, wie ich einmal bin, da geht's nicht, da muß ich aushalten, nicht im Kriege allein, im Leben der Alltäglichkeit auch giebt's

verlorene Posten; indeß die Klugen rechnen, während die Thoren gewinnen; wenn diese Heirath zu Stande kommt und besser verläuft als die erste —"

„Die erste? Martin redete auch davon; war denn Gräfin Beatrix schon vermählt?"

In die Erde stieß mit ärgerlicher Hast Herr Volkmar die Spitze seines Stocks, ein Ausdruck des Unwillens prägte sich in seinen Mienen aus, in seinem Auge brannte es wie von unheimlichem Feuer, dann lachte er: „Sie sind ja auf diesem Boden unschuldiger als die unschuldigen Kinder. Im Ernst, Sie haben nie von der Geschichte gehört?"

„Auf Manneswort, nie!"

„Aber Sie kennen doch die Geschichte des Tobias aus dem alten Testament, von Raguel's Tochter?"

„Von ungefähr."

„Wohl", und er faßte Raimund's Arm, „mit Gräfin Beatrix verhält es sich ähnlich. Warten Sie einmal, in sieben Tagen wird die Begebenheit wiederum jährig. Also, sie war verlobt, getraut sogar — dort in der Kirche, mit diesen meinen Augen sah ich sie, weißes Kleid, weißen Schleier; sie schritt so eilig hin, daß ihr der Myrthenkranz aus den Locken fiel — böses Zeichen das!"

„Aberglaube! er wird schlecht befestigt gewesen sein."

„Auch eine Erklärung. Ich bleibe trotzdem bei meiner Anſicht — an dem Abend nun war ihr Bräutigam todt.“

„Todt!“

Ueber die am Ende des Dorfes gelegenen Häuslerhütten waren ſie ſchon hinaus, auf dem öden Blachfelde vor ihnen erhob ſich von buntglaſirten, rothen und bläulichen Ziegeln das Haus mit der Sternwarte. Anſelm's kurze Erzählung, ſo eigen vorgetragen, hatte Raimund's angeborene Luſtigkeit und ſeine Weiſe, die Dinge dieſer Welt leicht zu nehmen, wenigſtens für die nächſten Augenblicke erſchüttert. Ehe ſie es darum merkten, ſtanden ſie vor der Thür.

„Sie ſind am Ziel“, ſagte Volkmar, drückte ſeine Mütze tiefer in die Stirn und ſchlug den breiten Kragen ſeines Rockes auf, „es wird kalt und der Oſtwind pfeift mir ins Geſicht.“

„Gute Nacht und Dank für Ihre Begleitung“, entgegnete Raimund noch wie in einem Traum, aus dem ihn eine unfreundliche Hand geriſſen. „Der arme, junge Mann! Halt, Sie vergaßen mir ſeinen Namen zu nennen, wer war's?“

Hinter einer Wolke verſchwand der Mond, ſauſend fuhr ein Windſtoß über das Gefilde. —

„Gute Nacht, Herr Werner, und auf Wiederſehen!“

Beide gaben ſich die Hände. — „Ja ſo, der arme Schelm, der ins Gras beißen mußte — hm, die Menſchenkinder ſollen ſich hüten, mit den Dämonen anzubinden, es war mein Vetter, Edgar Volkmar; gute Nacht! Träumen Sie nicht davon, unten oder oben, überall iſt's beſſer als hienieden, zwiſchen Himmel und Hölle, ihm auch! Er iſt ſtill, ruhig — für immer! Denken Sie nur, für immer! Gute Nacht!"

Ein ſchmaler Graben trennte hier die beiden Gebiete, weiterhin lagen zwei Baumſtämme als Brücke darüber, Anſelm aber ſprang mit einem Satz von dieſem zum jenſeitigen Ufer, während es dem betäubten, verwirrten Raimund endlich gelungen war, die Thür ſeines Hauſes zu öffnen.

II.

Der Wunſch Anſelm's, nichts Böſes zu träumen, mußte doch für Raimund ſich nicht erfüllt haben: verdrießlich, übernächtig verließ er am andern Morgen das Haus, ſchalt mit den Arbeitern, mit ſich ſelbſt, und hielt es zuletzt für die beſte Heilung ſeiner Verſtimmung, zwecklos umherzuſtreifen und in der Betrachtung der Natur „auf vernünftigere Gedanken“ zu kommen.

Wirre, wüſte Nachtgeſichte hatten ihn gequält und in ihren Banden während eines unruhigen Halbſchlummers gehalten. Beatrix, ihr Brautzug, der unglückliche Edgar — und in einer Ecke der Kirche, an einem Pfeiler, zerzaust das Haar, mit dämoniſchem Lächeln Herrn Anſelm Volkmar ... plötzlich verwandelte ſich darauf das Bild: oben in der Fenſterniſche im Saal der Kaltenburg ſcherzte er mit der Gräfin — gewiß, er ſelbſt, Herr Raimund Werner, und es war ihm, als nannten ſie ſich Du ... und da ſchlug ihm eine derbe Hand auf die Schulter, und ſich umſchauend, erkannte

er wieder Volkmar, der aber diesmal eine weiße Halsbinde trug und einen großen Blumenstrauß mit bunten Bändern schwang, wie auf Bauernhochzeiten die Burschen im Gefolge des Bräutigams ...

Jetzt, in dem hellen, klaren Morgensonnenschein, bei dem kalten, aber lebendigen Luftzug, der seine Stirne kühlte, mußte Raimund über diese Erscheinung lachen ... Herr Anselm Volkmar mit einem Blumenstrauß als Freiwerber! Der Blick, den er gestern, zufällig mehr als absichtlich, in die Seele des Mannes gethan, hatte ihm ein weit anderes Bild geboten, ein düsteres, verschattetes; zagend mag so der Wanderer in den Abgrund hinabschauen, der sich unerwartet zu seinen Füßen öffnet. Er verstand nun den Ausspruch des Oheims „von der Vendetta", begriff, was ihm im ersten Nachsinnen seltsam erschienen, die Mischung von Haß und Theilnahme, die Anselm beinahe wider seinen Willen für Beatrix zeigte.

Und diese Beatrix — welch' ein Räthsel! Denn die Vermuthung, daß Edgar durch eine plötzliche Krankheit, einen tödtlichen Schlaganfall hinweggerafft worden, in der Blüthe der Jahre, an der Schwelle des Glücks, ließ der Ton nicht zu, in dem Anselm das verhängnißvolle „todt" gesprochen; jener Abend bedeckte mit seinem Schleier ein Geheimniß. Giebt man einem bösen, arg-

wöhnischen Gedanken auch nur den kleinsten Raum, immer neue Bande schlingt er dann um uns, in ein Labyrinth sind wir getreten, dessen Gänge, je weiter und ängstlicher wir vorwärts gehen, den Ausgang suchend, desto dichter, unentwirrbarer sich verschlingen. Jedes schlimme Gerücht über die Schloßherrin klang in Raimund nach und bestätigte gleichsam die Ahnungen seines eigenen Herzens; einmal in die Ueberzeugung hineingerathen, daß hier, in dem abgelegenen, verfallenen Pavillon „etwas wie ein Verbrechen" geschehen wäre, wollte er die Wahrheit ergründen. Wie lange dieser Eifer und diese Begeisterung für das Abenteuerliche bei ihm dauern würde, ob sie nicht im Grunde nur die Folgen einer schlaflosen Nacht waren, das mochte der erwägen, der den munteren, lustigen und zuweilen leichtsinnigen und wetterwendischen Mann besser kannte, als er sich selbst — jetzt, unter den alten, hohen Bäumen im Park der Kaltenburg.

Ja, alte, dunkle, herrliche Bäume — Tannen und Eichen in langen Reihen, durchzittert von herbstlichen Sonnenstrahlen. Hier und da haben die Stürme schon in dem dichten Blätterschmuck Lücken gerissen, das Laub liegt gelb und roth in den Gängen; schwarzgrün, ohne Frische, senken die Tannen ihre Zweige.

An dem breiten Rasenplatz muß Raimund vorüber,

der den Garten des Schloſſes mit ſeinen Blumenbeeten und Fliederbüſchen von den wilderen und einſameren Theilen des Parks trennt, hier iſt der Blick frei nach den Fenſtern des Hauſes, geſchäftig eilen die Diener hin und wieder, die Spuren des Feſtes zu tilgen und die gewohnte Ordnung wieder herzuſtellen.

Raſch will Raimund in einen Seitenpfad einbiegen, wo er ungeſtörter ſeinen umherſtürmenden Gedanken nachhängen kann, da begegnet ihm Fräulein Angelika, die Geſellſchafterin der Gräfin; grad über den Steg, der die Raſenfläche ſchneidet, kommt ſie.

Nichts Freundlicheres, Lieblicheres, als Angelika; ſie iſt keine mit einem Wink ihrer Augen, ihrer Hand bezwingende Schönheit, ſie wird nie neben Beatrix genannt werden, aber der ſtille, keuſche Reiz des Mädchenhaften umduftet ſie, gewöhnlich trägt ſie den Kopf ein wenig geſenkt, das Geſicht wie von leiſer Schwermuth verſchleiert, ihr wißt es ja: „wer nie ſein Brod mit Thränen aß“ —

Heute jedoch blüht ſie in Roſenglut, vielleicht iſt's nur der friſchere Hauch der Luft, der auch ihr Kleid hebt und flattern läßt.

„Willkommen, Fräulein“, ſagt ihr Raimund. „Wie ſchön, daß ich Sie hier in der Frühe unter den Bäumen treffe. Da werden Sie am erſten Gnade für Recht ergehen laſſen.“

„Wieder Gnade! Sie machen uns das Verzeihen nicht leicht, Herr Werner.“

„Ich bin gestern von dem langweil — wollte sagen, himmlischen Feste davongeschlichen, ohne Ihnen Lebewohl zu wünschen, es ist eine Unart mehr auf der langen Liste meiner Untugenden und Verstöße gegen die Sitte: Vergebung, Fräulein Angelika!“

„Nur dafür! Ich erwartete eine Entschuldigung in aller Form für —“

„Sie schweigen? Was hab' ich Unseliger denn noch Schlimmeres verbrochen?“

„Sie haben meine Gebieterin erzürnt.“

„Sie wissen?“

„Nichts weiß ich, aber ich las in ihren Zügen ein aufsteigendes Gewitter, als Sie so kurz grüßend von ihr schieden, den ganzen Abend hat sie nicht mehr gelächelt.“

Sie waren schon aus dem Angesicht des Schlosses, auf einem engen, verschlungenen Waldpfad.

„O, Sie irren, Sie müssen irren. Vielleicht hab' ich ihre Selbstliebe gekränkt, geritzt mit einem Nadelstich, kein Wort ist mir aber entflohen, das die ihr schuldige Ehrfurcht verletzt.“

„Ehrfurcht?“ Rosiger noch glühten Angelika's Wangen und wie im Aerger schüttelte sie in trotziger

Bewegung, die ihr neckende Anmuth verlieh, ihren Kopf, „das iſt es nicht, Herr Werner, das nicht!“ Aber plötzlich, wie einer, der ſich zu weit vorgewagt, hielt ſie inne, erſchrack: „Vergeſſen Sie mein Geſchwätz, es iſt ſo am beſten.“

„Nein, nein! Ich laſſe Sie nicht, warum haben Sie meine Neugierde geweckt?“

„O, ich bin eine Thörin!“

„Was hab' ich mit der Gräfin, was ſie mit mir zu ſchaffen? Iſt ſie nicht wie ein Kobold, der mich unabläſſig verfolgt?“

„Sie ſollten doch aus Fauſt wiſſen, man ruft die Geiſter, deren man nicht mächtig iſt, und zürnt ihnen dann, wenn man ihr Spielwerk geworden.“

Ein ſolches Erſtaunen drückte bei dieſer Anſpielung Raimund's Antlitz aus, daß Angelika die Luſt anwandelte, in ein lautes Gelächter auszubrechen — allein nur die Hände ſchlug ſie über ihr Geſicht zuſammen und ein Jubelruf quoll aus ihrem Herzen: ſo begrüßt der Vogel, ſeinem goldenen Bauer entfliehend, die Freiheit und den grünen Wald.

„Pah“, rief dann Herr Raimund und zerbrach einen dünnen Tannenzweig, den er vorhin vom Boden aufgenommen, „Fräulein Angelika wollte mich überliſten und ſehen, wie hoch meine Narrheit reicht, ſo hoch —“

und er zeigte nach dem Schloß zurück, „ſo hoch noch nicht! Sie ſind beſiegt“, ſcherzte er, „und Beſiegte müſſen die Koſten zahlen“, ehe ſie's hindern konnte oder mochte, hatte er ihre kleine Hand ergriffen und preßte ſie an ſeinen Mund.

Nun aber riß ſie ſich los und ſuchte ihm zu entfliehen, er ihr nach — ein Augenblick tollſter, übermüthigſter Jagd, wie von Kindern oder Verliebten, all' ſeine Geſichte und Vermuthungen von ſeltſamen, ſchrecklichen Geſchichten hatte Raimund, den Druck der Knechtſchaft, ihre böſen Tage Angelika vergeſſen.

Als er ſie erreicht und ſie ſtill, ohne ſich anzuſchauen, neben einander durch das raſchelnde Laub ſchritten, begann er wieder:

„Ich fürchte, Fräulein Angelika, die Tannen umher machen uns ernſte Geſichter und ſchütteln mißbilligend ihre hundertjährigen Häupter, ſie ſind nicht an ſolche Streiche und ſolchen Lärm gewöhnt.“

„Für lange, ach, wie lange Zeit wird es auch das letzte Mal geweſen ſein! Wie ſo kahl und kalt ſtarrt uns ſchon Alles an, und jeden Morgen, wenn ich das Fenſter öffne, bebt mein Herz: es möchte Garten, Wieſe und Wald im Schnee begraben liegen.“

„Will denn die Gräfin den Winter im Schloſſe zubringen?“

„Es hieß ſo.“

„Klagen Sie doch nicht; da wird es hier und auf den anderen Edelſitzen hoch hergehen, Feſtlichkeit auf Feſtlichkeit folgen.“

„Sind ſie für mich?“

Ein tiefer Schmerz klang in der Frage aus, der Schmerz über eine verlorene Jugend, ein hartes Geſchick; auch in dieſem jungen, ſchüchternen Mädchen rauſchte der Zug der Freiheit, regte ſich das Gefühl nach dem Genuß der Welt, wenn es auch der bittere Gedanke unterdrückte: es wird eine Hoffnung bleiben, eine leere, nimmer erfüllte.

Muthiger und ruhiger zugleich empfand Raimund: „Nur nicht den Kopf ſenken, Fräulein Angelika! Dann faßt uns das Unglück mit noch derberer Fauſt an; es gefällt ſich darin, ſchwankes Rohr zu zerbrechen. Bewahren wir unſere Seele frei, unabhängig und ſtolz, und laſſen wir den Glücklicheren ihren Reichthum. Kann doch auch uns einmal ein beſonderer Stern leuchten!“

„Ich bin nicht traurig, Herr Raimund, nicht unzufrieden. Zuweilen fährt uns eine Grille durch den Sinn, wer bannt ſie gleich? Aber iſt ſie vorüber, ſehe ich ſtets einen blauen Himmel.“

Wie es geſchehen, wußten ſie nicht — indeß, von

geheimer Macht angezogen, lagen ihre Hände in einander und leiſer redend näherten ſie ſich dem Pavillon.

Unter den Tannen ein altes verwittertes Haus, das Dach mit Schindeln, die aus ihren Fugen wichen, und Moosgeflechten bedeckt; die Thür verſchloſſen, vor den meiſten Fenſtern die Jalouſieen niedergelaſſen. Es lag am Ende des Parks, auf einer Art Wall, der abſchüſſig zu einem ehemals mit Waſſer gefüllten Graben hinabfiel; jenſeit deſſelben, dem Felde zu, arbeitete man an der Straße für die Eiſenbahn. Doch hinderten die dicht verwachſenen, eng zuſammenſtehenden Bäume jede freiere Ausſicht, ſeit lange hatte an dieſer Stätte die Hand des Menſchen nicht in das Schaffen der Natur eigenmächtig eingegriffen: eine düſtere, ſchweigende Wildniß im Kleinen war der Ort. Nur wie verſtohlen ſpielte ein matter Sonnenſtrahl auf dem graugrünen Moos des Daches, zitterte an einer Scheibe und verlor ſich auf dem ſchwärzlichen Boden der Haide. Regungslos, ſtumm, traurig — „wie ſind wir nur hierher gekommen?“ rief Angelika.

Der Anblick des Pavillons verſetzte Raimund wieder in die phantaſtiſche Welt ſeiner Träume, er ließ Angelika's Hand los und betrachtete aufmerkſam Fenſter und Thür, das Geſträuch und den Raſen, als müſſe eine

von der Zeit verwischte Spur aufs Neue an ihnen sichtbar werden.

„Sind Sie nicht wie ein Schatzgräber", spottete seine Begleiterin, „der am hellen Tage Gespenster erblickt! Was haben Sie nur? Glauben Sie Gold und Perlen hier vergraben?"

„Sprachen Sie nicht vorher von der Grille, die uns ängstigt und quält? Ich bin in gleichem Fall, dieß Gemäuer weckt sonderbare Betrachtungen in mir. Sieht es nicht unheilverkündend aus?"

„Grillenfänger! Sie müssen ein Sonntagskind sein, Herr Werner, und wenn Sie Beschwörungen vollziehen wollen, flüchte ich — schönen guten Morgen und viel Glück!"

Und sie wandte sich zum Rückweg . . .

„Warten Sie doch, Angelika, eine Minute!"

Aber er wie sie blieben — nicht angenehm überrascht — unfern des Pavillons stehen, denn die Allee hinauf kam Gräfin Beatrix, ein Buch in der Hand, als läse sie darin. Vielleicht hätten sich die beiden jungen Leute unbemerkt durch das Fichtengestrüpp drängen können — allein, fragte sich Raimund, warum denn fliehen? Sie wird mir einen Blick zuwerfen, getrost — man stirbt nicht an Blicken, oder doch? Edgar Volkmar . . .

Da war sie, drei, vier Schritte von ihnen. Erst

jetzt erhob ſie das Auge vom Blatt: „Ich ſuchte Sie im Garten, Angelika —“

„Ich ahnte nicht, daß die gnädige Gräfin ſo früh ausgehen würden.“

„Laſſen Sie nur, ich habe Sie ja nun gefunden. Und auch den Flüchtling von geſtern, Herrn Werner. Ich heiße Sie ſtets auf meinem Grund und Boden willkommen. Hier iſt's freilich öde, und ich möchte mich faſt der Hoffnung hingeben, wenn ich Ihre Vorliebe für dieſen Punkt bedenke, daß Sie Verbeſſerungspläne mit ihm vorhaben.“

Ein gewiſſer Spott lag in den Worten wie in der Stimme Beatricens, dennoch ſtellte ſich Raimund, als nähme er ihre Aeußerung für Ernſt: „Wenn ich ſicher wäre, daß Sie, gnädige Gräfin, meinen Entwürfen Gehör ſchenkten.“

„Alſo haben Sie doch ſchon einen Plan! So reden Sie nur!“

Raimund war ſchnell gefaßt. „Die Tannen dort ließe ich fällen, um Licht und Luft zu gewinnen, das Haus niederreißen —“

„Sie ſind ſchnell mit dem Zerſtören fertig.“

„Welchen Werth kann es haben? Iſt es nicht eine morſche Ruine? Und wir bauen dafür ein neues, ſtatt-

liches Gebäude auf, mit einer Säulenhalle und Statuen darin, gnädige Gräfin."

„Findet denn die Ruine gar keine Gnade vor ihren Augen?" fragte ſie.

„Gar keine", entgegnete er entſchieden. „Mir iſt immer, wenn man ſolch graues Mauerwerk forträumt, als entferne man damit auch die letzte Erinnerung an eine Miſſethat"; das entfuhr ihm halb unbedacht, halb war es ein Pfeil, den er ausſandte. —

Und er traf das Ziel, Beatrix entfärbte ſich, auf ihren geöffneten Lippen faß ein Schrei ... „Volkmar hat Recht", dachte Raimund, da ſagte ſie laut: „Ich bewundere Ihre lebhafte Phantaſie, Herr Werner, ſchade, daß die Wirklichkeit ihr ſo wenig entſpricht, drinnen pflegte meine Mutter Thee zu trinken — ein andermal mehr", und Angelika zu ſich winkend, entfernte ſie ſich mit ihrem ſichern, gemeſſenen Schritt.

Auf der andern Seite ſtieg Herr Raimund den Abhang hinab, kletterte über den Graben und beaufſichtigte eine Weile die Arbeiter; der ſichtliche Fortſchritt des Werkes, wie er an der vorgezeichneten Linie entlang ging, die Mauerungen und Brückenbogen, die man an den ſumpfigen Stellen der Straße aufführte, dabei das Andenken an Angelika's Lächeln entrunzelte ſeine etwas gefurchte Stirn. Liebt dich das Mädchen, liebſt du

ſie? Er entſann ſich, ſie war immer erröthet, ſo oft er ſie im Garten oder im Schloß geſprochen. Nicht allzuhäufig war das geſchehen, ſieben, achtmal rechnete er heraus — braucht die Liebe mehr? Leidenſchaftliche Liebe entzündet ein Blick — und die, welche ihr erliegen, halten jede andere Neigung, die langſam im täglichen Umgang, durch Achtung und tieferes gegenſeitiges Verſtändniß keimt und wächst, nicht für die wahre, ſondern nur für die Maske der Liebe. Es iſt nun gewiß, daß Raimund für manche Rolle paßte und einen ritterlichen Zug beſaß, aber Romeo war er nicht; indeſſen, tröſtete er ſich, Angelika iſt auch keine Julia. Angelika — freilich verdiente ſie ihren Namen, ihre Schönheit hatte einen ſo zarten, engelhaften Hauch, mit reicheren Gaben, größerem Reiz ſtattete ſie ſeine Phantaſie noch aus, ſie wurde ein Wunderbild voll ſüßer Holdſeligkeit, daß er gar nicht begreifen konnte, warum er ſo lange ungerührt an ihr vorübergegangen. Sanft und doch mächtig ergriff ihn die Sehnſucht, bei ihr zu ſitzen und mit ihr zu reden; in ihrem ſtillen Walten mußte eine ſo wohlthuende Harmonie liegen, die das Glück war, wenn überhaupt auf Erden das Glück zu finden iſt. Warum begegnete ſie ihm jetzt nicht? Einem vollen Becher glich ſein Herz, überſtrömend; ſein erregtes Gefühl wirkte auf ihn ſelbſt mit berauſchender Kraft zurück. Als er von

ſeinem Gange in ſpäter Mittagsſtunde heimkehrte, war er mit ſich einig geworden: ſie oder keine. Noch überlegte er, ob ſich ihm keine Gelegenheit böte, ſie am Abend vielleicht zu ſehen, im Garten, in ihrem Gemach ... eine Botſchaft des Herrn von Selbitz kam da ſeinem Wunſche entgegen: ob der Herr Werner den gnädigen Herrn und die Gräfin in der vierten Stunde auf einem Spazierritt vielleicht begleiten wolle? hatte der Diener gefragt. „Es iſt eine Ehre für mich!“ antwortete Raimund, er brauchte nicht mehr nach einem Vorwand zu grübeln, der ihm die Pforte des Schloſſes und zu Angelika öffnete. Dieſer erſte Gedanke verdrängte die andern Betrachtungen; ſpäter erſt, wie ſich der Ausbruch ſeiner Freude milderte, erſtaunte er über die Aufforderung; dieſer hochmüthige Baron, die ſtolze Gräfin, was beabſichtigten ſie nur? Was ſollſt du in ihrer Geſellſchaft? Niemand von uns entgeht der Erbſünde der Eitelkeit, und ſo war auch Raimund zu entſchuldigen, als ihm die Aeußerung Angelika's über den Zorn ihrer Herrin gegen ihn einfiel — ſcharf ſieht die Liebe; wenn Angelika Recht gehabt, wenn in Beatricens Bruſt eine Empfindung auflohte, die faſt Liebe war?

„Sei kein Narr!“ ſagte ſich Raimund ſelbſt und ſchlug ſich noch einmal, wie zur Warnung, vor die Stirn.

Gräfin Beatrix ſaß vortrefflich zu Pferd, ſchlank, fein, wie eine Binſe ſchmiegſam, daneben nahm ſich Raimund nicht allzu vortheilhaft aus und es war gut für ihn, daß ſie in kecker Laune über die Gräben ſetzte und eine Strecke durch den Wald im Galopp ritt: er hielt ſich feſt im Sattel und konnte ihr wenigſtens ſeinen Muth und ſeine Ruhe beweiſen. „Furcht kennt er nicht“ — das ſchien der Blick zu ſagen, den ſie ihm zuwarf, als ſie nach wildem Rennen ihr Pferd anhielt. Eine Weile hatte man gleichgültige Dinge geſprochen, von dem geſtrigen Feſte, vom Wetter, dann ganz geſchwiegen.

„Bleiben Sie noch lange in unſerer Gegend?“ fragte Herr von Selbitz. „Das wäre herrlich, es iſt gute Jagd umher.“

„Bedaure, Herr Baron, ich bin nur ein mittelmäßiger Schütze, und was mein Bleiben betrifft, ſo hängt das von meinen Vorgeſetzten ab, bis in die Mitte Novembers hinein wird die Jahreszeit, hoff' ich, die Fortſetzung der Arbeit geſtatten.“

„Die Abende werden lang, und Sie ſitzen da allein in dem alten Thurm! Treiben Sie auch Aſtronomie, wie mein ſeliger Schwager? Ziemt ſich nicht für junge Leute, einſiedleriſch zu ſein, Herr Werner! Sie ſollten öfters zu uns herauf in die Kaltenburg kommen.“

„Zu viel Ehre für mich, Herr Baron!“

„Da haſt Du es, Beatrix, er verſchmäht uns! Man wirft uns Adelſtolz, Bürgerhaß, was weiß ich, vor — ehrlich, Herr Werner, wer betont denn nun ſchärfer ſeinen Stand, Sie oder wir?“

„Ich, Herr Baron, und ich glaube nicht mit Unrecht. Sie beſitzen, was wir uns erringen müſſen, eine Stellung, die Anerkennung der Welt; Sie ſtehen in einer Geſammtheit, im Bürgerthum iſt jeder für ſich. Allein Ihre freundliche Einladung hat mit unſern Anſichten nichts zu theilen, ich nehme ſie mit Dank an — und folge ihr“, ſein und Beatricen's Blick begegneten ſich — „folge ihr gerne.“

„Ich fürchte auch nicht, daß Sie uns entſchlüpfen“, ſagte ſie luſtig und ſchlug mit ihrer Reitgerte den Staub von ihrem ſchwarzen, lang hinabwallenden Kleide, „ſeit dem heutigen Morgen nicht mehr; es gibt Magnete, die Sie zu uns hinüberziehen.“

Raimund erröthete, doch wollte er ihr den Sieg nicht laſſen. „Ach, gnädige Gräfin, dies Angezogenwerden hat ſeine Gefahr. Wer hätte nicht von dem Magnetberg gehört, zu dem das Fahrzeug mit unwiderſtehlicher, geheimer Kraft hingeriſſen wird, bis es an ſeinen Klippen zerſchellt?“

„Und Sie vermuthen ein ähnliches Geſchick?“

„Ich wünſchte es zu beſchwören.“

„Sitzt keine Jungfrau auf dem verhängnißvollen Berge, kämmend ihr goldenes Haar?“

„Möglich, aber dann verdoppelt ſich die Gefahr des Untergangs, denn wer könnte es anders ſein, ſagen Sie ſelbſt, als die Schweſter der Lorelei?“

Das Alles flog im Scherz hin, von lächelnden Lippen; für den Oheim ein Witzgefecht, was bedeutete es für ſie?

Die Sonne neigte ſich, da ſchlugen ſie den Rückweg ein. Im Abendroth glänzten die Zinnen der Burg, umſpielt von den vielfarbigen, wunderlich geformten Wolken, die der Herbſthimmel im Wechſel vom Tag zur Dämmerung zaubert; ſchneller klopfte Raimund's Herz, in kürzeſter Friſt ſollte er vor Angelika ſtehen. Und hätten Beatricens Augen noch tauſendmal deutlicher geſprochen — er liebte ſie nicht und war weder ehrgeizigen noch phantaſtiſchen Sinnes genug, einer ungewiſſen, blendenden Hoffnung nachzujagen, ein kurzes, berauſchendes Abenteuer mit einer vornehmen Dame einer ehrlichen und dauernden Neigung vorzuziehen.

Um eine kleine Strecke war der Baron den Beiden vorausgeritten, in Gedanken, des Wegs nicht genau achtend; Raimund und Beatrix, in ihr Geſpräch vertieft, hatten, ſeine Spur innehaltend, ebenſo wenig bemerkt,

daß ſie auf eine andere Straße gerathen. Zufällig ſchaute Beatrix auf — zu ihrer Linken dehnte ſich eine Flucht von größeren und kleineren Gebäuden aus, Wohnhäuſer, Scheunen, Ställe und Tennen; die rothen Ziegel, aus denen die ſtattlicheren aufgebaut waren, leuchteten im Widerſchein der untergehenden Sonne, wie in dunkelglühendem Feuer. Sie hob ſich im Sattel und zeigte auf die Häuſergruppe hin: „Oheim, wohin haben Sie uns geführt, das iſt die Buſchmühle.“

Der Baron fuhr auf, als ſähe er eine Schlange um den Fuß ſeines Pferdes ſich ringeln, Beatrix war erdfahl geworden.

„Aber“, ſagte Raimund, der die Aufregung ſeiner Begleiter nicht begriff, „die Straße gehört ja Allen, und wir bleiben weit genug von den Gehöften.“

Trotzdem ſpähte der Baron faſt ängſtlichen Blicks umher, ob ſich ihnen nicht zur rechten Zeit ein Ausweg zeige, hier aber dehnte ſich pfadlos Sumpf und Moor aus, erſt weit unterhalb der Buſchmühle machte die Straße eine Wendung nach Kaltenburg zu.

Und vor ihnen tauchte da die finſtere, gedrungene Geſtalt Anſelm Volkmar's auf, trotzig ſaß ihm die barretartige Mütze auf dem Haar, trotzig, wie zum Schwunge erhoben, hielt er ſeinen eiſenbeſchlagenen Stock. — Keiner von den Reitern hatte ihn aus der Thür

eines der Häuſer treten geſehen, wie durch Zauberei ſtand er dort.

„Anſelm!“ ſchrie Beatrix — und, theilte ſich nun ihr Erſchrecken ihrem Pferde mit, oder ſcheute es vor dem Manne zurück, es bäumte ſich hoch auf und ſchoß in wilden Sätzen dem Sumpfe zu. Regungslos blieb Volkmar, nur die Feder auf ſeiner Mütze nickte. — „Um des Himmels willen!“ rief Selbitz und der Zügel entfiel ihm; der einzige, der Geiſtesgegenwart behielt, war Raimund, es gelang ihm, dem Roſſe der Gräfin zuvorzukommen; von dem ſeinen herabzuſpringen und das andere am Zaum faſſend, es eine Sekunde zum Stehen zu bringen, war dann eins, kaum aber hatte Beatrix ſich von ihm losgemacht, als das wüthende Thier ſich losriß und ein Hufſchlag, der ſeine Schulter traf, Raimund auf die Steine der Straße niederwarf.

Wie durch einen Florſchleier, der ſich vor ihm niederſenkte, ſah er nun Anſelm und die Gräfin auf ihn zueilen, hörte wie im Traum Anſelm ihr zuflüſtern: „Das iſt der Zweite“, — und verlor dann vollends ſeine Beſinnung.

III.

In den November war der Oktober übergegangen, dennoch hatte ſich das Wetter beſtändig gezeigt, mit kalten Nächten und der Jahreszeit nach heiteren Tagen, deren Sonnenſchein nur ſelten am frühen Morgen ein Regenſchauer unterbrach. Die Verletzungen Herrn Raimund's waren nicht lebensgefährlich geweſen, und das heftige Fieber, das ihn in der erſten Woche ſeiner Krankheit geſchüttelt und die größte Beſorgniß erregt, auch wegen der wilden und unſinnigen Phantaſieen des Kranken, war endlich gewichen.

Heute war es der dritte Tag, daß ihm der Arzt erlaubt, einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen an dem großen Mittelfenſter, d'rauf die Sonne am mildeſten und wärmſten ſchien; einen koſtbaren, weichgepolſterten Lehnſtuhl hatte ihm die Gräfin vom Schloß herübergeſchickt, da ſie alle Seſſel in Raimund's Behauſung „hart und unbequem" gefunden.

Aber Herr Raimund benutzte ihn nicht, er theilte

durchaus, wie es ſchien, die Anſicht des alten Wendelin, ſeines Wärters und Wirthes zugleich, der den „albernen, neumodiſchen Firlefanz“ nicht leiden mochte und unwirſch vor ſich hingebrummt, als die Diener ihn gebracht. Ausgeſtreckt in einem braunen Lederſeſſel, die Füße auf einem Holzſchemel, lag Raimund in dem Mittelgemach der „Sternwarte“; in dem mit einem Kamin verſehenen, halb in die Wand gefügten Ofen brannte hinter einem kleinen Eiſengitter ein luſtiges Feuer und verbreitete eine behagliche Wärme. Grad hinaus auf das Feld ſchaute das Fenſter, hinüber bis zu den dunkeln Bäumen, die es in der Ferne begrenzten. Wendelin, der eine Weile vor dem Kamin niedergeſeſſen und die Brände zuſammengeſcharrt, hatte ſich jetzt erhoben und dem jungen Manne genähert: „Will ſich heut nicht machen mit dem Leſen, nicht wahr?“ meinte er gutmüthig. „Möchten lieber draußen ſein! Ja, nun geht die Sonne zur Rüſte für dieſes Jahr — und das nächſte, ja, es weiß Keiner, wer es erlebt!“

„Ich denke, wir beide, Wendelin!“

„Ihr habt einen harten Stoß ausgehalten und ſeid, merkwürdig! mit einem blauen Auge davongekommen! Merkwürdig!“

„Das nennt Ihr merkwürdig? Ich liege vierzehn Tage an einem elenden Fall darnieder und fühl' ihn

noch in allen Gliedern, das mag ſeltſam ſein, aber nicht, daß ich wieder geſund geworden."

„Es verſteht ſich, Herr Werner, leid hätt' es mir gethan, mehr, als ich Euch ſagen kann, wenn — nun, es iſt ja die Straße, die wir alle entlang müſſen, wenn Ihr ins Gras gebiſſen; aber als ſie Euch hier hereintrugen, mit dem bleichen, blutüberſtrömten Geſicht, und ich Alles erfuhr, ſagt' ich für mich hin: einer mehr, einer mehr!"

„Geht dort nicht Herr Volkmar über den Feldweg?" fragte Raimund, der nur mit halbem Ohr der Rede des Alten gelauſcht, und fuhr, ohne deſſen Antwort zu erwarten, fort: „Doch ein wunderlicher Kauz! Begreift Ihr's, Wendelin, daß er mir, der blutend vor ſeinem Hauſe lag, Obdach darin verſagte und mich hierher ſchaffen ließ?"

„Gut Kirſchen eſſen iſt nicht mit Anſelm Volkmar", entgegnete Wendelin bedächtig, als überlege er jedes Wort, „indeſſen in der Sache thut Ihr ihm Unrecht. Die gnädige Gräfin wird es nicht zugegeben haben, daß Ihr in der Buſchmühle auch nur eine Stunde bliebet — ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Euch das Fortſchaffen ſchaden könnte."

„Die Beiden gönnen einander wohl nicht das Weiße im Auge?"

„Darüber ließe ſich eine lange Geſchichte erzählen.“

„Aber Volkmar iſt doch ein verſtändiger Mann; wer feſſelt den Zufall? Was kann die Gräfin dafür, daß ihr Verlobter vor der Brautnacht geſtorben? Hat es ſie nicht vielleicht tiefer geſchmerzt, als den Vetter?“

„Ja, darüber ließe ſich erſt recht einen ganzen Abend und eine ganze Nacht reden!“

„So redet doch, Wendelin!“

Der wandte ſich ſchweigend ab, klopfte die Kohlen im Kamin in kleine und kleinere Stücke und ſagte dazwiſchen: „Seht, Herr Werner, Jeder kennt hier im Dorfe und drüben in der Buſchmühle die Geſchichte, Jeder und Keiner. Es wagt eben Niemand davon zu ſprechen, die einen fürchten die Gräfin, die andern Herrn Volkmar. Und der gnädige Herrgott bewahre Jeden, mit denen zuſammen zu gerathen!“

„Wendelin, Ihr ſeid doch ſonſt ein muthiger Kerl und tragt das eiſerne Kreuz — und Wärwölfe ſind die Beiden auch nicht.“

„Wißt Ihr's?“ antwortete trocken der Alte.

Hier verließ Raimund der Ernſt, der ihm im Lauf des Geſprächs die Stirn verſchattet, und er brach in ein fröhliches Gelächter aus. „Das wird immer toller, aber es geſchieht uns beſtändig ſo, je mehr wir nach dem letzten Grund eines Dinges forſchen, deſto wunder-

barer erſcheint er uns. Die Gräfin ein Wärwolf, das iſt doch noch etwas!"

„Ungläubig!" murrte Wendelin, „ungläubig ſind ſie alle! Warum ſcheute denn das Pferd, ein ſo gutes und frommes Thier, wie's keines mehr unter dem Himmel giebt?" Ja", — und er hatte ſeine Arbeit vollendet, ſich aufgerichtet und ſchlich langſam mit nachſchleppendem Fuß wieder zu Raimund's Stuhl: „Blut roch es, Blut!"

Wie verwandelt ſchien er Raimund, ſein hageres, gefurchtes Geſicht mit dem militäriſchen weißen Schnurrbart, das ſonſt trotz ſeiner angenommenen mürriſchen Maske ſeine urſprüngliche Gutmüthigkeit nicht verbergen konnte, ſtreckte ſich lang und ſpitz vor, wie der Kopf eines Raubvogels, der ſeine Beute erſpäht, ein unheimliches Zucken lief darüber hin — oder war Alles nur eine Folge ſeiner krankhaften Phantaſie? ein Widerſchein halb des gelben Sonnenlichts, halb der dunkelroth glühenden Kohlen?

„Ja, horcht nur zu, es dämmert bald, das iſt recht eine Geſchichte für die Spukſtunde. Ihr glaubt nichts Ueberirdiſches, ſo löst dies Räthſel."

„Da bin ich neugierig", ſagte Raimund mit äußerlicher Ruhe, ſo heftig ihm auch das Herz pochte, und rückte ſich in ſeinem Seſſel zurecht.

Hin und her ſchob noch Wendelin ſeine ſchwarze Sammetmütze, blickte in das Nebengemach, ob auch alle Thüren geſchloſſen und ſie ſicher vor Lauſchern wären, rückte darauf einen Schemel ſich mehr in die Mitte des Zimmers, ſtemmte die Füße auf den äußerſten Rand des Kamins und begann.

„Die Buſchmühle kennt Ihr —"

„Freilich", entgegnete Raimund mit einiger Haſt, denn er fürchtete eine bei den Urgroßvätern anhebende Erzählung, „die Leute haben mir auch mitgetheilt, daß die Mühle abgebrannt —"

„Angeſteckt, Herr Werner, von dem Müller angeſteckt, der nachher, da ihm die Gerichte nichts anhaben konnten, vom Teufel in den Sumpf gelockt wurde und jämmerlich darin erſtickte. Lange blieb der Ort wüſt, es traute ſich Keiner recht, dort eine Anſiedlung zu verſuchen. Da kam aus der Ferne —"

„Ein Mann, Gottfried Volkmar, ein reicher Mann" —

„Schon wahr, nur wußte man nicht, wie er zu dem vielen Gelde gelangt, ſein Bruder drüben im Dorf jenſeit des Waſſers, war ein armer Schlucker."

„Und der kaufte das Gut und nahm zu und gedieh; Wendelin, wo ſteckt der Wärwolf?"

„Wartet nur. War Gottfried Volkmar ein tapferer

Mann, den keine Kugel, kein Hieb verwundete; an der Seite des gnädigen Herrn Grafen iſt er im dichteſten Geſchützfeuer geweſen und immer rein und blank hindurchgezogen. Beide liebten ſich ſehr, der Graf nämlich und Herr Volkmar, beide ein Herz und eine Seele, die Jahre trennten ſie nicht, vielleicht war der Volkmar vier, fünf Jahre älter. Davon habt Ihr gehört, daß des Grafen Frau, die Baronin von Selbitz, nicht gut auf die Bürgerlichen zu ſprechen war, nun Gott hab' ſie ſelig, wir alle, will ſagen: der Graf und ich und Herr Volkmar haben kein gutes Lied von ihr zu ſingen. Schön war ſie, das müſſen ihr alle laſſen, ſchön wie die Pfingſtſonne, und da der Graf ſie liebte, tanzte er bald nach ihrer Weiſe. Heimlich noch, des Abends, wenn er von der Jagd heimkehrte, oder die Gräfin ihre Verwandten in der Kaltenburg bewirthete, ſchlich er nach der Buſchmühle hinaus, um mit dem Kameraden von den alten luſtigen Zeiten und einer glorioſen Zukunft zu plaudern. Damals ſpielten zwei Knaben auf dem Raſen vor dem Hauſe, Edgar, der Sohn, und Anſelm, der Neffe des Gutsherrn."

„Da ſind wir bei dem einen Ungethüm."

„Ihr werdet in einer kurzen Friſt meiner Meinung ſein", entgegnete mit unerſchütterlicher Gewißheit der Alte, horchte nach der Thür hin, als rühre ſich nebenan

der Vorhang des Fenſters oder eine Spinne an der Wand, ſtieß mit der Spitze des einen Fußes einige Kohlen, die ihm zu nah verglühten, tiefer in den Kamin. — „Blondes Haar hatten beide Knaben, ſonſt gab es nicht, glaub' ich, eine einzige gleiche Faſer an ihnen. Herr Volkmar tröſtete ſich, das Leben würde ſie ſchon erziehen, den Trotz und den Jähzorn Anſelm's bändigen und die willfährige Schwäche Edgar's ſtärken. Fürs Erſte aber geſchah nichts, Edgar war der Liebling der Aeltern und Anſelm glich dem verlorenen Sohne. Ja, ein verwegener, tolldreiſter Burſche, er ſetzte über die höchſten Zäune, bis in die Wipfel der Eichen kletterte er nach Vogelneſtern. Und wär's nur dabei geblieben! Klagen über Klagen kamen über ihn, heute hatte er den geprügelt, morgen den Lehrer unehrerbietig behandelt. Zuletzt ward er nicht mehr im Hauſe geduldet, er ward in die Stadt, in eine Penſion geſchickt. Da hörten wir lange nichts von ihm, er machte keine böſen Streiche, er wurde ein ſtiller, verſchloſſener Knabe. Zu Oſtern, zu Pfingſten kehrte er wieder zum Oheim zurück, aber ſeine frühere Luſtigkeit, die war weg, wie fortgeblaſen. Er ſaß bei ſeinen Büchern oder ſtreifte einſam im Wald umher. Er hatte ſchon damals im Geſicht, was mir nicht gefiel. Doch denk' ich, im Grund ſeiner Seele ſah's beſſer aus, als in der Edgar's, der nun

auch ſtattlich heranwuchs, eine Schönheit wie ein Mädchen, mit feinen, kleinen, weißen Händen. Alle Leute ſagten: er habe ſo ſanfte Augen, mir war's immer, als ſchielte ſein Blick; kurz, ich konnt' ihn nicht leiden und bei alledem war mir Anſelm, der „Duckmäuſer", wie ſie ihn jetzt ſchalten, lieber."

„Wendelin, Ihr habt merkwürdige Neigungen —"

„Neigungen? Ja, da wird es noch beſſer kommen. Die Jahre gingen über uns alle dahin, eines Sommermorgens war die Gräfin todt und der Graf ſein eigener Herr. Nicht viel ſpäter fanden ſich Edgar und Anſelm auf der Buſchmühle wieder ein, der Erſte nach einer großen Reiſe und der Andere war in der Hauptſtadt der Provinz Militärarzt, doch wollte es mit ihm nicht recht vorwärts und noch krauſer und einſilbiger war er geworden. Auch auf die Kaltenburg wurden die Beiden geladen, und bald hieß es, die junge Gräfin Beatrix werde Herrn Edgar Volkmar heirathen, deſſen Vater auf dem verhexten Grundſtück, wer weiß, mit welcher Hülfe, zum ſteinreichen Mann geworden."

„Liebte denn die Gräfin Edgar?"

Den Kopf auf den linken Arm geſtützt, der auf ſeinem Knie ruhte, ſtarrte Wendelin in den Kamin, alle Kohlen waren d'rin ausgeglüht... „Nein", ſagte er, „das iſt's eben, ſie mochte ihn nicht leiden, ſie liebte Anſelm."

„Ah!“ machte Herr Raimund und drehte ſich ganz von dem Fenſter, durch das zuweilen noch ſeine Augen über das dunkler werdende, dämmerungsſtille Feld hinausgeſchweift, dem Erzähler zu.

„Ja, was ſich nun weiter zutrug, davon redet man nicht gern“, meinte der Alte, hob den Kopf und legte ſeine Hände zuſammen; „indeß, ich fürchte mich weder vor der Gräfin noch vor Herrn Anſelm. Huſſah, das war einmal eine wilde Jagd, als es den Beiden gelang, ſich von den Andern zu entfernen — und mich der Satan zu der Tanne führte, unter der ſie ſprachen. Ja, der Satan, ſag' ich! Denn Anſelm ſprang auf mich zu, riß mich bei den Haaren nieder und hielt die geſpannte Büchſe mir ins Geſicht. Da bat die Gräfin für mich, in einer Sprache, die ich nie gehört — und nun mußt ich ſchwören, ſtumm über Alles zu ſein, was ich geſehen und vernommen; ich ſchwur's, kreideweiß, und ſie waren davon, davon, als ob ſie auf dem Sturmwind ritten, der durch die Bäume ſauſte. Huſſah; wußtet Ihr ſchon einmal etwas, d'rauf der Tod ſtand, wenn es Euch entſchlüpfte? Eine kurioſe Empfindung; man wagt kaum zu ſchlafen, weil man denkt: du wirſt's im Traum verrathen, man trinkt nicht, der Wein macht ſo redſelig. Und dennoch die Luſt, mehr zu erfahren! Ich belauſchte jeden Schritt der Gräfin;

hatt' ich einmal mit dem Leben zu ſpielen angefangen, ſo ſollt's ein ehrliches Spiel ſein! „Wie ſiehſt Du aus, Wendelin?“ fragte mich der Graf, der mein verſtörtes Weſen bemerkt. Sie ſtand gerade neben ihm, ſie — und da öffnete ſie ihre Wimpern und blickte mich an, Herr Gott, vergieb mir die Sünde! So mag der Satan geblickt haben, als er vom Himmel ſtürzte. „Nichts, Herr Graf“, antwortete ich darum, „etwas Fieber gehabt!“ Doch kann Niemand ſagen, was am Ende daraus geworden, hätte am andern Tage nicht Anſelm Befehl erhalten, in ſeine Garniſon zurückzukehren. Ich athmete auf: die Sache iſt vorbei. Nach wie vor ſetzte Herr Edgar ſeine Bewerbungen fort, der Graf war für ihn, Beatrix drohte ihm nur mit dem Auge. Damals gewahrte ich und die Andern, daß hinter ſeiner Gutmüthigkeit und nachgiebigen Schwäche ein gutes Stück Bosheit ſtecke, er war einer von denen, die ihre Zeit erwarten. Seine Mutter warnte ihn vor der Heirath mit der Gräfin; „laß nur“, meinte er, „ich werde ſie bändigen“, und dabei beſah er ſeine weißen, feinen Hände und lachte. Ob ihm die Schönheit des jungen Mädchens den Kopf verwirrt? Betrachtete er die Kaltenburg mit den habſüchtigen Begierden ſeines Vaters? Ja, während die ganze Umgegend ſprach: „es wird nicht gut!“ rief er: „und es geht doch an!“

Eines Abends begegnete er mir im Walde und fing ein Geſpräch an, er redete aber gern mit den Leuten und verſtand es, ihnen Gutes zu ſagen. Kam dann auch auf ſeinen Vetter und die Gräfin; ich hielt an mich und der Schreck ſaß mir im Herzen, ich bin ein ſchlechter Lügner. „Denken Sie noch an die Jagd im September, Wendelin? Halloh, hübſche Jagd das!“ „Zu Befehl!“ „Sie müſſen ſich da ein Fieber geholt haben, Wendelin, ſind mager geworden ſeitdem! Ja, Sie ſtanden ſo nahe dem Sumpfe, unter der alten Tanne; nun, auf meiner Hochzeit trinken Sie ſich in Burgunder wieder geſund. Gute Nacht, Wendelin, ich will noch mit dem gnädigen Fräulein reden.“ Da ſtand ich — am andern Morgen hieß es, die Beiden wären verlobt und das gnädige Fräulein habe ihr Wort gegeben. Ich wollt', mich hätte die Erde hinuntergeſchluckt, mußte ich nicht für den Verräther gelten? Nicht aufzuſchauen wagte ich, wenn ich ihr Gewand über die Treppen und in den Gängen des Schloſſes rauſchen hörte. Doch blieb ſie unverändert, kalt, hochfahrend, blaß im Geſicht, mit der Drohung auf der Stirn. Kurz vor der Feier der Hochzeit befand ich mich zufällig in dem Zimmer, wo die drei, der Vater, die Tochter und Herr Edgar ſaßen; ich brachte dem Grafen einen Brief, — „ja“, ſagte da Herr Edgar, „jetzt bricht mein Vetter Anſelm

auch einen Brief auf, ich hab' ihn zu unſerer Vermählung eingeladen." Wäret Ihr zugegen geweſen, Herr Raimund, Ihr hättet mit mir über Edgar gerufen: Der iſt todt! Auf den zuſammengezogenen Augenbrauen des Fräuleins war ſein Urtheil zu leſen. Die im Himmel aber müſſen ihre beſonderen Gedanken über die Erde und die Menſchen haben, denn ich kann mich keines ſchöneren Herbſttages entſinnen, als der war, an dem die junge Gräfin vor den Altar trat. Ihre Verwandten hatten meiſt abgeſagt, Zeugen der Feierlichkeit zu ſein, doch ſtanden die Menſchen gedrängt in der Kirche, und der Paſtor hielt eine erbauliche, rührende Predigt. Alle weinten darüber, alle Mädchen und Frauen, nur die Braut nicht. Und Keiner hat ihr Ja vernommen, allein der Paſtor legte ihre Hände zuſammen — und damit war's aus. Unter den Zeugen hatte ganz ruhig, als wäre nichts geſchehen, Herr Anſelm Volkmar geſeſſen, nachher den Brautleuten Glück gewünſcht und ſeinen Vetter umarmt. Später, im Schloß, kam die Gräfin auf einen Augenblick aus dem Saal in das Vorzimmer, wie um Luft zu ſchöpfen, und es war zum Unglück Niemand darinnen als ich. „Ach, Wendelin", ſagte ſie, „thut mir doch einen Gefallen und ſchließt den alten Pavillon auf, und bringt Licht hinein, ich gehe vielleicht am Abend da hinaus." Ihre Stimme

war feſt und klar, und ihr Gemahl, der in eiferſüchtiger Unruhe ſchon ihr nachgeeilt und auf der Schwelle des Saales lauſchte, hörte jedes Wort ſo gut wie ich; dabei mußte ſie ihn ſehen, denn ſie war vor den an der gegenüberliegenden Wand hängenden Spiegel gegangen und ordnete gleichmüthig etwas an ihrem Haar. Ihr lacht, weil all' das ſo gar nichts, ſo natürlich iſt — um ſo natürlicher, weil ihre Mutter gern dort verweilt und ſie mit ihrem Gatten morgen in der Frühe eine weite Reiſe antreten wollte — mir brannte der Kopf. Jeden Winkel durchſtöberte ich in dem Pavillon, nichts Gefährliches fand ſich, kein Meſſer, kein Eiſen — eine unſchuldige Guitarre, d'rauf die ſelige Gräfin zu ſpielen pflegte, eine der Saiten war zerriſſen — ich ſelbſt wuſch die Gläſer, ich füllte die Kriſtallflaſche mit Waſſer und zündete die Kerzen an. Wie ich dann wieder im Saal erſchien, fragte ſie lächelnd: „Fertig, Wendelin?“ „Fertig“, — da ging ein Blick, das iſt zu viel, weniger als der Wink des Auges von ihr zu Anſelm, der harmlos mit dem Grafen plauderte. Dies Nichts, dieſer Schatten, dieſer Hauch erſchütterte ihn ſo gewaltig, daß er das Glas nicht mehr in der Hand halten konnte, ſondern es auf den Tiſch ſtieß; da zerſprang es klirrend. „Ich gehe durch den Garten“, ſagte ſie unbewegt, „wollen Sie mich begleiten, Edgar, und Sie, Oheim?“

Von ihren näheren Verwandten war nur der Baron von Selbitz auf ihrem Feſte anweſend. So gingen die drei. Mich plagte Anfangs der Teufel der Neugierde, ihnen heimlich zu folgen, aber ich widerſtand ihm und ſetzte mich unten, wo ein Theil der Dienerſchaft tanzte und jubelte, ſtill in eine Ecke. Mir war das Herz ſchwer; jedes Wort fiel mir jetzt wieder ein, was die Beiden unter der Tanne geſprochen — und ſolche Schwüre bricht man nicht, das fühlt' ich. Eine Stunde mag ich da verträumt haben, als der Baron den Kopf durch die Thür ſteckte und mir zuwinkte; ein Geſicht wie das eines Todten. „Wendelin, raſch", flüſterte er, „nach dem Pavillon. Wo ſteckt nur Anſelm Volkmar?" Ich war ſchon auf, als er noch einem andern Diener zurief, den Grafen dorthin zu laden. Mitten während des Tanzes, die Muſikanten bliesen Tuſch und Alle ſtießen die Gläſer zuſammen und ließen das Brautpaar hochleben, ging ich aus dem Saal; ſagt' ich es unbewußt halblaut oder ſtand's auf meiner Stirn: „der iſt todt!" — genug, der Baron legte mir die Hand auf die Schulter, nie war ſie mir ſchwerer geworden: „Kaltes Blut, Wendelin, und Schweigen!" Ich nickte nur mit dem Kopf; im Garten war es ſchon tief dunkel und ſchaurig, die achte Stunde vorüber. Halb offen ſtand die Thür zum Pavillon, aus dem Fenſter ſchimmerte

das Licht — „Hinein! hinein!“ ſo ſtieß mich der Baron vorwärts.“

„Und da lag Edgar Volkmar todt auf dem verblichenen rothen Teppich?“

„Ihr ſagt es, Herr Raimund: ja todt — das Geſicht noch von Zorn entſtellt, den Mund ein wenig verzogen, als habe er zuletzt noch gelächelt, ſpöttiſch, hochmüthig und furchtlos, wie ſein Lächeln war, die Hand hielt er geballt.“

„Und ſonſt ganz heil, ohne Wunde?“

„In dem Zimmer war Alles ſo, wie ich's gelaſſen, kein Glas zerſprungen, keine Kerze verlöſcht, kein Tropfen Waſſer verſchüttet — nur die Guitarre, die auf dem Kaminſims gelegen, zerbrochen, das mußte aber ſo ſein, denn Herr Edgar war fallend mit dem Hinterkopfe auf den Marmor und die kleinen eiſernen Spitzen geſchlagen, die, ein wenig niedriger als die unſrigen da, den Kaminherd unten einfaßten, die hatten ihm die Hirnſchale zerſchmettert, und bei der Erſchütterung war die arme Guitarre herabgefallen — außerordentlich natürlich das Alles!“

„Wendelin, Ihr ſeid entſetzlich mit Eurer Beſchreibung.“

„Sie iſt genau wie ein Gerichtsprotocoll — „und ganz natürlich“, ſagte der Beamte, der den Thatbeſtand

aufnahm; „ſehr natürlich“, der Baron und „außerordentlich natürlich“, Herr Anſelm Volkmar, der fünf Minuten nach mir mit den andern Gäſten in den Pavillon kam, grad ſo finſter, verſchloſſen, wie Ihr ihn kennt, und wie wir alle ihn damals ſchon kannten. „Ein Schlagfluß hat ihn getödtet“, ſprach er nach kurzer Unterſuchung mit ernſter Stimme, Allen drang ſie durch Mark und Bein. „Ach!“ ſchrie Gräfin Beatrix in den Armen ihres Vaters auf; ſie ſchwankte, eine Ohnmacht umflorte ihre Augen, ſie ſah zu Anſelm, zu dem Todten hinüber — „ach, die arme Guitarre!“ rief ſie, dann mußte man ſie auf das Sopha tragen.“

Die beiden Männer blickten ſich ſchweigend an; draußen war die Dämmerung angebrochen, ihre Schatten fielen durch das hohe Fenſter — im Gemach vermiſchte ſich die Stille, die Schwüle der Luft mit dem Halbdunkel zu einem eigenen Ton . . .

„Und was geſchah weiter?“ fragte nach einer Weile Raimund, nicht ohne Scheu.

„Weiter? Nun das Gericht kam — und da ſagte der Baron aus, er habe die Vermählten bis zum Pavillon begleitet, ſei auch eingetreten und habe mit ihnen geredet. Herr Edgar habe ihm einen Wink gegeben: er wolle allein mit ſeiner Frau ſein, er ſei aus Scherz nicht ſogleich gegangen, da aber Herr Edgar in Zorn

gerathen, habe er ſich entfernt, nicht viel ſpäter — zehn Minuten etwa darauf, ſei ihm ſeine Nichte nachgeeilt, ihr Gemahl läge in Ohnmacht, und während ſie, Hülfe zu holen, nach dem Schloß gerannt, ſei er in den Pavillon zurückgekehrt, und das Uebrige ſehe ja das hohe Gericht."

„Und war man damit zufrieden?"

„Habt Ihr etwas einzuwenden?"

„Wendelin, wie glaubt Ihr denn, daß es ſich zugetragen?"

„Genau ſo, wie Ihr — es iſt Gras darüber gewachſen, drei-, viermal; laßt es darunter und in Eurer Bruſt."

„Und ſeitdem haſſen ſich die Gräfin und Anſelm Volkmar?"

„Wie zwei Kreuzſpinnen, die denſelben Fang gethan. Er hat ſeinen Oheim dahin gebracht, daß er dem Grafen die alte Freundſchaft aufgekündigt, und wo er geht und ſteht, ruft er: Verderben den Kaltenburgs."

„Kommt einmal näher, Wendelin", — und da der Alte aufgeſtanden und dicht an ſeinen Seſſel getreten war, fuhr Raimund flüſternd fort: „Gab es denn gar keinen Verdacht gegen ihn?"

„Verdacht? Hm, wenig, woher auch? Die Gräfin und der Baron konnten nicht wohl den jungen Herrn

Edgar auf das Eisen geworfen haben — und er? Ja, wer wußte denn die Geschichte vom Tannenbaum?"

Nun murmelte er einige unverständliche Silben noch vor sich hin, wiegte den Kopf hin und her: „Droben oder drunten wird Herr Edgar dem Grafen und seinem eigenen Vater Alles haarklein erzählt haben, und sie lachen vielleicht alle drei über die Dummheit und Blindheit der Menschen. Unter den vielen Komödien, die der Herrgott zu seinem Vergnügen spielen läßt, ist unsere Welt die schnurrigste."

Das Heranrollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt, der Klang der Hausglocke unterbrach diese Betrachtungen.

„Wir bekommen Besuch", sagte Wendelin, „ich wette, es ist die gnädige Gräfin."

Raimund erhob sich, ihr entgegenzugehen, der Alte zündete indessen die Lampe an, als sei er nur dieses Geschäfts wegen im Zimmer.

„Wollen Sie sitzen bleiben, Herr Werner", drohte scherzend in der geöffneten Thür die Gräfin — nun stand sie in der Mitte des Gemachs, Angelika neben ihr. — „Guten Abend, Wendelin, immer fleißig?"

Eisig, unheimlich überlief's die Männer, die Munterkeit Beatricens, ihr von der Spazierfahrt sanft ge-

röthetes Geſicht boten einen zu grellen und unbegreiflichen Gegenſatz zu jener dunklen That.

„Sie eine Mörderin!“ dachte Raimund, „es kann nicht ſein“, — mit ſtummer Verneigung war Wendelin hinausgeſchlichen.

„Nur auf einen Augenblick ſind wir hier, Herr Werner, aber ich wollte doch wiſſen, ob der Arzt Recht hätte und mein Lebensretter geſund wäre.“

„Sie übertreiben, gnädige Gräfin, die Gefahr, in der ich ſchwebte, wie den Dienſt, den ich Ihnen geleiſtet.“

„Glauben Sie ihm nicht, Angelika, es iſt ſo, wie ich es Ihnen erzählt, ritterlicher Sinn und Beſcheidenheit ſind freilich immer vereinigt.“

Ihren Stolz und ihre Kälte ſchien ſie drüben in ihrem Schloſſe gelaſſen zu haben, jungfräulicher und mädchenhafter war ſie geworden. Angelika tauſchte nur einen ſtummen Blick mit Raimund, ihre Schwermuth hatte zugenommen, noch tiefer ſenkte ſie ihr Haupt und es bedurfte einer Anſtrengung, wenn ſie mit halbem Lächeln und kargen Worten auf die Plauderei der Gräfin einging.

Das ganze Gemach hatte Beatrix durchſucht. — „Der Oheim iſt doch der Klügſte geweſen“, ſagte ſie, „das Haus iſt ſo einſam, ſo kalt und ungemüthlich, er

wollte, daß Sie im Schloſſe bleiben und Ihre Geneſung dort abwarten ſollten."

„Mein Dank hinkt beſtändig Ihrer Güte nach, aber ich befinde mich hier wohl und wechsle nicht gern die Wohnung."

„Angelika, welcher Eigenſinn; wie ſchwer machen es uns die Männer, für ſie zu ſorgen."

„Vielleicht hat Herr Werner doch nicht Unrecht, gnädige Gräfin, wenn er dies Haus dem Schloſſe vorzieht, für einen Kranken iſt es wie beſtimmt, ſtill, ruhig —"

„Und nicht einmal den Seſſel benutzen Sie!" rief jetzt Beatrix, und zeigte auf den hohen gepolſterten Armſtuhl.

„Viel zu koſtbar für mich!"

„Und Ihr Leben?" fragte ſie mit ſanftem Vorwurf, „das war wohl weniger koſtbar, das konnten Sie für mich hinwerfen."

Noch blaſſer wurden die blaſſen Wangen Angelika's, zugleich aber mochte die Gräfin fühlen, daß ihre Empfindung ſie zu weit geführt, hoch ins Geſicht bis auf die Stirn ſtieg ihr die Röthe und ſie wandte ſich ab. Da legte Raimund, zu Angelika geneigt, die Hand auf ſein Herz; dieſe Bewegung ließ das junge Mädchen vor Freude zittern.

Indeß hatte ſich Beatrix wieder gefaßt: „Der Arzt meint, Sie würden morgen ohne Nachtheil einen Spaziergang machen können, ſehen wir Sie da im Schloß?“

Faſt ſchien es, als wäre ſie nur herübergekommen, ihn dazu aufzufordern; Raimund wagte nicht nein zu ſagen, er ahnte, daß Angelika für ſeinen Widerſpruch leiden müſſe, und dabei quälte ihn der Gedanke, daß ſeine Einwilligung Beatricens Leidenſchaft nur noch mehr entflammen möchte.

„Es dunkelt ſchon“, ſagte ſie bald darauf und erhob ſich. Den Mantel, der von ihren Schultern herabgeglitten war, hing ihr Angelika feſter um; unter dem Vorwand, ſie möge dies und jenes noch an Herrn Wendelin ausrichten, ſchickte ſie ihre Begleiterin voraus.

„War“, fragte Beatrix, während der leichtere Schritt Angelika's auf den hölzernen Stufen der Treppe verklang, „war Herr Volkmar in dieſen Tagen bei Ihnen?“

Um ihn nicht anzuſehen, knöpfte ſie mühſam ihre Handſchuhe zu.

Raimund hatte, als Angelika das Gemach verließ, in nicht geringer Sorge vor dem ferneren Verlauf des Geſprächs geſchwebt; dieſe Frage gab ihm ſeine Ruhe wieder.

„Nein, gnädige Gräfin; es wundert mich, ich ſtand zu ihm in leidlichen Beziehungen und ſolche Höflichkeit erweist man ſelbſt Fremden.“

Wenn er es nicht vermieden, ſie ſchärfer zu beobachten, hätte ihm das Zucken in ihrem Geſicht, das Schwankende ihrer Haltung auffallen müſſen — eine Laſt lag auf ihrem Herzen, aber ſie ſuchte noch vergebens nach dem löſenden, befreienden Wort.

Ihn drückte die Stille, darum unterbrach er ſie faſt mit luſtigem Ausruf: „Was kümmert mich ſein Kommen oder ſein Fernbleiben, Gnädige? Es muß auch ſolche Käuze geben — und vielleicht hat er überdies ſeine Gründe, gute Gründe!“

„Raimund!“ Dies entfuhr ihr unabſichtlich, in ihrer Aufregung, ſie hatte die Hände auf ihren Buſen gepreßt. — „Fliehen Sie ihn, hüten Sie ſich!“

„Aber“ — wollte er erwiedern . . .

Ihr Auge ließ ihn verſtummen, ein blendender, nicht zu ertragender Glanz, wie ein Strom von Licht, ſtrahlte daraus und flutete über ihn hin.

In der nächſten Sekunde hatte ſie den Schleier ihres Hutes niedergelaſſen und die Thür geöffnet: „Gute Nacht!“ winkte ſie ihm — trotzdem ſie mit der Hand abmahnte, begleitete er ſie hinunter in die Hausflur, der alte Wendelin ſtand dort, mit

abgezogener Mütze, unter dem Thorbogen der offenen Pforte.

„Wo iſt Fräulein Angelika?“

„Sie geht draußen unter der Linde auf und ab, gnädige Gräfin.“

„Gute Nacht, Herr Werner, ſchonen Sie ſich!“ Dies ſagte ſie in das Haus hinein — „gute Nacht, Wendelin!“ Keiner hätte geglaubt, daß dieſe klare, ſichere Stimme noch eben gebebt.

„Täuſchte ich mich nur, Fräulein Angelika“, fragte ſie nach einer langen Weile, in der ſie ſchweigend durch das Dorf gefahren und ſich jetzt dem Burghügel näherten, „oder ſtand, als wir vor der Sternwarte einſtiegen, nicht allzuweit von uns, im Schatten des vorſpringenden Daches, wirklich ein Mann?“

„Mir war es auch ſo, als ich vor Ihnen hinaustrat, ich wagte mich ſogar einen Schritt näher, aber es war nichts, es zerfloß wie eine Nebelwolke.“

„Sonderbar, ich glaubte, es ſei Anſelm Volkmar!“

„Er iſt ein Feind Herrn Werner's?“ erlaubte ſich Angelika ſchüchtern zu äußern.

Selbſt in erregter Stimmung legte Beatrix dieſem Wort keine beſondere Deutung unter, es war ihr im Gegentheil willkommen, von dem zu reden, was ihre

Seele erfüllte, und doch den Schein zu bewahren, als folge ſie nur einer Aufforderung.

„Anſelm Volkmar“, entgegnete ſie finſter, „iſt aller Menſchen Feind; die haßt er zumeiſt, welche die Kaltenburg betreten. Ich weiß nicht, was er gegen Herrn Werner hat, wenn nicht, daß er mein — meines Oheims Freund iſt.“

Da Angelika nicht antwortete, fuhr ſie, ihren Kopf in die Wagenkiſſen drückend, ſelbſtvergeſſen in ſchmerzlicher Bewegung fort: „Ich hätte nicht hierher zurückkehren ſollen, ich lebte ſo glücklich in der Fremde! Wenn man zurück denkt — finden Sie nicht auch, Angelika, es vergißt ſich ſo wenig im Leben ... Eine ſchwere Kunſt, das Vergeſſen! Und daß in den Erinnerungen ein Bann liegt, der uns unwiderſtehlich feſthält, der das Auge wieder und wieder zu den Stätten zwingt — ach, eitle Träumerei! Wozu das Grübeln? Es geht Alles ſeinen verhängnißvollen Gang; ſind wir denn mehr als Schatten, die an der Wand vorüberlaufen?“

Im Schloſſe angekommen, verabſchiedete ſie die Geſellſchafterin, eine ihr ſonſt fremde Milde wandelte ſie an, dunkel empfand ſie, was Angelika bei dieſem Beſuch gelitten: „Bleiben Sie ruhig in Ihrem Zimmer, Liebe“, ſagte ſie, „die Fahrt hat uns Beide

angegriffen, und dann — ich habe noch Briefe zu ſchreiben."

Raſcher, als an dieſem Abend, war Angelika nie die Treppe zu ihrem Gemach hinaufgeeilt, kaum nahm ſie ſich Zeit, ihren Hut abzulegen, eine Kerze anzuzünden, mit fliegender Haſt entfaltete ſie ein Blättchen, das ſie während der Fahrt in der Hand zerknittert. — „Wenn Fräulein Angelika", ſtand in franzöſiſcher Sprache darauf, „einen Freund vor Unheil bewahren will, möge ſie heute in der neunten Stunde an der Steinbank unter den Buchen ſein." Kein Name darunter, aber es war eine feſte, männliche Handſchrift, und Bedeutung mußte ſie dieſen Worten wohl beilegen, ſo ſeltſam waren ſie in ihre Hand gerathen. Die Geſtalt, die Beatrix vor der „Sternwarte" bemerkt haben wollte, hatte ihr ſelbſt, wie ſie unter die Linde vor dem Hauſe trat, einen Wink gegeben, als ſie jedoch darauf zugegangen, war ſie wie entſchwunden und nur das weiße Blatt hatte auf der Erde gelegen. Niemand anders als Anſelm Volkmar konnte es geſchrieben haben, Anſelm Volkmar erwartete ſie unter den Buchen. Und „einen Freund vor Unheil bewahren" — leiſe, ganz leiſe nannte erſt ihr Herz und dann ihre Lippen den Namen dieſes einzigen Freundes. Ja wohl, einzigen Freundes! Träumeriſch an dem Tiſch ſtehend, die Hand darauf, ſtarrte ſie in die Flamme

der Wachskerze. Unter allen Männern, die ihr im Leben begegnet, hatte Raimund den tiefſten Eindruck auf ſie gemacht, nicht ihr Auge war von ſeiner Erſcheinung bezaubert, ihre Seele war von ſeinem Weſen gerührt worden. Möglich, daß in eigenartigen Naturen die Liebe aus den reinſten Träumen, einem von allem Erdenſtaub freien Idealismus erwächst und eben das Höchſte im Wahn des Menſchen, die platoniſche Vermählung der Seelen iſt; Angelika indeſſen fühlte ſich zu Raimund aus dem einfachen Grunde hingezogen, weil er ihr am nächſten ſtand und ſie ſichtbar, zum Verdruß mancher adeligen Dame, auszeichnete. Allmählig lernte ſie dann, auch in dem flüchtigen Umgang, der ihnen nur geſtattet war, ſeine guten und edlen Eigenſchaften ſchätzen, ſeinen männlichen Muth, ſeine Thatkraft und Heiterkeit. Ihr, dem vielfach zurückgeſetzten Mädchen, konnte der Ritterdienſt eines jungen Mannes nicht gleichgültig ſein, von dem der Baron von Selbitz geſagt: „Schade, daß er nicht zu uns gehört, er verdiente es“; und da mußte ihre Herrin, Gräfin Beatrix, eine Leidenſchaft für ihn faſſen . . . In dem Herzen einer Frau befördert nichts ſchneller und mehr die Liebe, als die Eiferſucht gegen eine Andere, ſie iſt ihr Sonnenſchein und Regen zugleich. Wenn Angelika vor dem Balle geſchwankt, welchen Namen ſie ihrem Gefühl für Raimund geben ſolle:

iſt's nur Freundſchaft, iſt's mehr? als er den Saal verlaſſen, Beatricens Lächeln mit ihm verſchwunden war, wußte ſie es. Was unſere Empfindungen hervorruft, Liebe in Abneigung, ruhige Freundſchaft in eine heftige Leidenſchaft verwandelt, iſt zumeiſt in ſeinem letzten Grunde ein Nichts, ein halbes Wort, das Keiner verſtanden, eine Wandlung des Tons, die Niemand gehört, eine Bewegung, deren Bedeutung Keiner geahnt — Keiner, außer uns ... und das iſt Menſchengeſchick! Ob er ihre Neigung erwiederte? Nach ſeinem letzten Blicke, durfte ſie noch zweifeln? Vielleicht iſt die ſchönſte Zeit der Liebe die, welche zwiſchen dem heimlichen, ſtummen Einverſtändniß der Herzen und dem erſten, halb von Scham und Schüchternheit erſtickten „Ich liebe Dich" verläuft. Ein freundlicher, roſiger Gedanke ſchwebte über Angelika's Stirn — „und wenn er Dir auch treulos werden und die Gräfin Dir vorziehen ſollte, iſt er darum weniger Dein Freund?" ſprach ſie vor ſich hin, aber ſie glaubte nicht daran und wollte ſich nur ſelbſt bereden, daß ſie keinen gerechten Vorwand habe, der geheimnißvollen Aufforderung nicht zu folgen. Der Reiz des Abenteuerlichen miſchte ſich unwillkürlich in die Sorge für den Freund; im Schloſſe Kaltenburg galt Anſelm Volkmar für eine Art Dämon oder Vampyr, das Böſeſte wie das Gefährlichſte traute man ihm zu;

forderte man unter den vielen nichtigen, leeren und unbestimmten Gerüchten eine unbestrittene Thatsache, zuckten Alle die Schulter, allein dies Zucken schien zu sagen: wenn wir nur reden dürften! Die Aeußerungen Beatricens über ihn, die ersten, die sie vor ihr gethan, waren geeignet, Angelika's Neugier auf das Höchste zu spannen. — Die schwarze Kapuze ihres Mantels über den Kopf gezogen, schlich sie über den dunkeln Hof, durch die Gartenthür der Burg in die Buchenallee hinaus.

Auf dem Thurm der Dorfkirche schlug es neun Uhr und in der Furcht, zu spät an den bestimmten Punkt zu kommen, verdoppelte sie ihre Schritte. Von dem Gange glühte ihr Gesicht, als sie im schwachen Dämmer des Mondscheins auf der steinernen Bank, die Graf Otto zunächst sich selbst und dann allen Wanderern zum Ausruhen auf dem Wege vom Dorfe zum Schlosse zwischen den beiden ältesten und schattigsten Bäumen des Ganges errichtet, Anselm erblickte; bei ihrem Nahen erhob er sich. Die Umhüllung, die es, wie ein dunkler Rahmen ein zierliches Bildchen, umschloß, machte Angelika's Antlitz noch lieblicher, als es in Wirklichkeit, bei Tageslicht, war. Eine leichte Ueberraschung flog über Anselm's finstere Züge, er legte die Hand grüßend an die Mütze.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, mein Fräulein. Wenn Sie nicht zu ermüdet ſind, bitte ich Sie, einmal jenen Seitenpfad mit mir entlang zu gehen, ich werde kurz ſein.“

Angelika zog ihren Mantel feſter zuſammen und ging einen Schritt voraus, noch hatte ſie kein Wort mit ihm geredet.

„Sie vertrauen mir doch?“ fragte er.

Sie wandte ſich nach ihm zurück und ſchaute ihn eine Weile mit ihren blauen, feuchtglänzenden Augen an: „Ich vertraue Ihnen“, entgegnete ſie.

Einen kurzen, ſcharfen Athemzug ſtieß Anſelm aus, nun war er an ihrer Seite.

„Meine Aufforderung, mein Benehmen muß Ihnen ſeltſam erſcheinen, Sie ſchelten mit Recht, daß ich mich in Ihre Verhältniſſe dränge, vergeben Sie und verlangen Sie keine Rechenſchaft für mein Thun. Denken Sie, ich ſei irgend ein alter, von Ihnen vergeſſener und nicht gekannter Freund Ihres Vaters — ein Onkel aus Amerika meinetwegen, der die Laune hat, Sie glücklich zu wiſſen.“

„O, mein Herr . . .“

„Pah, Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie glücklich ſind? Im Dienſt, in der Willkür

Anderer — hartes Brod, das — hartes Brod! Ich kenne es, ich hab's auch brechen müſſen!"

„Und hätten die Tugend und den Troſt der Armen nie empfunden: Entſagung?"

Er lachte in unheimlicher Bitterkeit, die Angelika's Seele verletzte: „Auch ich war in Arkadien! Das gehört als Inſchrift auf Leichenſteine. Mag gut ſein, wenn man alt iſt, eine Vergangenheit hat — aber Sie! Aufrichtig, mein Kind, wünſchen Sie nicht Freiheit, Liebe, Reichthum?"

„Wer begehrte ſie nicht?"

„Gut, ſchlagen Sie ein", er hielt ihr ſeine Hand hin, „in dieſem Handſchlag biete ich ſie Ihnen."

So kraus und wunderlich er war, auch für ſie beſaß er ſeine Anziehungskraft. „Ich meinte", ſagte ſie, „Sie hätten ernſtere Dinge mit mir zu verhandeln, allein Sie ſollen nicht von mir glauben, ich verſtände keinen Scherz und ſei eine Duckmäuſerin, da iſt meine Hand."

Aber ſie gab ſie ihm doch nicht, ein Zittern überfiel ſie . . .

„Getroſt, ich fordere nicht Ihre Seele!" rief Anſelm — und halb gezwungen, halb freiwillig ruhte ihre Hand in der ſeinen.

„Ihr Freund", begann er wieder, „Herr Raimund Werner, wandelt einen ſchlimmen Weg. Ich hoffe, Sie

werden größere Macht als ich haben, ihn auf den geraden zurückzuführen, mehr Macht und mehr Intereſſe."

„Ich wünſche Herrn Werner das Beſte, doch wogegen ſoll ich ihn warnen? Warum meine Warnung einen ſtärkeren Eindruck auf ihn ausüben, als die Ihrige?"

„Keine Liſt, mein Fräulein! Mit falſchen Karten ſpielt man nicht gegen Anſelm Volkmar! Sie lieben ihn — ſtill, unterbrechen Sie mich nicht, mein Kind — und er, pah, er iſt im Stande, ſich von der Gräfin blenden und verlocken zu laſſen."

„Wenn ſie ihn liebt, was bin ich gegen die reiche und vornehme Dame?"

„Nicht wahr — Entſagung? Sie könnten mit eigener Hand das Brautkleid für die Nebenbuhlerin nähen! Und halten das für gut und ſchön und erhaben! Puritanertugend, die zuletzt den Leib vertrocknet und die Seele dazu — das ſind romantiſche Träumereien, die Sie ins Hoſpital führen. Es iſt kein Sterblicher werth, daß ſich ein Anderer für ihn opfert. Und dann, ich will, Sie ſollen glücklich ſein."

„Und doch ſagten Sie eben, ich ſei verliebt — verkaufen Sie auch Liebestränke?"

Anſelm Volkmar ſtand ſtill; wie ein mächtiger Axtſchlag, der die ſchlanke Tanne bis in ihre Krone erbeben

läßt, hatte ihn der Scherz Angelika's getroffen, er athmete ſchwer, ſeine Zähne knirſchten. Ihre Frage, was ihm fehle, bannte der gebieteriſche Blick ſeiner Augen, ſeine buſchigen dräuenden Brauen auf ihrer Zunge.

Angſtvoll lehnte ſie an einen Baum ... Der finſtere Nachthimmel, ſternenlos — ein blaſſer Schimmer des Mondes, der ſich durch die rieſigen Wolkengebilde wie zwiſchen Abgründen hindurchdrängte und über Anſelm's Geſicht hinſtreifte, die entlaubten, im Winde ächzenden Buchen — ferne, gelbliche Lichtſtrahlen, auftauchend im Dorfe, von oben her, aus den Fenſtern des Schloſſes herableuchtend, hier und dort auf den feuchten Wieſen ein tanzendes Irrlicht ...

„Es iſt vorüber", ermannte ſich Anſelm, nur hatte ſich ſeine Luſtigkeit verloren. „Genug geſcherzt! Fräulein Angelika, das Leben Ihres Freundes iſt nicht mehr werth, als das eines Seiltänzers, der auf einem Seil zu unſerm Kirchthurm hinauf wollte — nicht mehr werth, wenn er nicht von der Gräfin läßt. In Ihrem Willen, in Ihrer Liebe liegt ſein Schickſal. Sie begreifen, dieſe Dinge kann ich nicht mit ihm abmachen; was ich vermeiden möchte, träte ein. Und er ſoll nicht ſterben, ich will ihm wohl, ihm und Ihnen. Bauen Sie auf Anſelm Volkmar, gewinnen Sie Raimund, heute, morgen, je ſchneller, deſto beſſer — und damit, gute Nacht!"

Auf derſelben Stelle, unter demſelben Baume verweilte Angelika noch; als ſie aufblickte, fand ſie unter den vielverſchlungenen Schatten der Nacht den ſeinen längſt nicht mehr heraus, ſo ſehr ſie ihr Auge anſtrengte.

IV.

Am andern Tage machte Raimund seinen ersten Besuch im Schloß, von der Gräfin wie von dem Baron ward er mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die zumeist bei dem alten Herrn einen rührenden Zug hatte; er werde nie vergessen, daß er ihm das theuerste Kleinod seines Lebens, seine Nichte, gerettet, versicherte Herr von Selbitz wiederholt. Ohne weit über das allen Gebildeten gemeinsame Maß der Erkenntniß hervorzuragen, ohne den Anspruch auf Geist und besondere Bedeutung war Raimund ein liebenswürdiger, anregender Mensch, voll Phantasie und lebendiger Auffassung, im Streit nicht ohne Schärfe und Witz, unter den vielen jungen Edelleuten, die Beatrix umschwärmten, doch der Einzige, der ihr dem Geiste nach fast ebenbürtig oder, wie sie in liebender Verzagtheit meinte, sogar überlegen war. Uebersehen konnte ihn ein Frauenauge nicht gut; allmählig, unabsichtlich hatte Beatrix an ihm Gefallen genommen wie an einem Bilde, einer Statue, einer Erscheinung,

die uns bald entriſſen wird und die wir deshalb um ſo genauer betrachten. Sein Trotz ihr gegenüber reizte ſie, das Zuſammentreffen bei dem Pavillon ließ ſie befürchten, er wiſſe um ihre Vergangenheit; aber ſo, mit dieſem dunklen Flecken, wollte ſie nicht in ſeiner Erinnerung ſtehen — „es iſt eine Laune von mir“, überredete ſie ſich ſelbſt, „nur eine Laune, dieſer Mann ſoll gut von mir denken.“ Genau glaubte ſie berechnet zu haben, wie laut ihr Herz für ihn ſchlage, ſchlagen dürfe; der Zufall hatte ihre kluge Berechnung zerriſſen — Raimund mußte ſie vor einem lebensgefährlichen Sturze bewahren.

Vor Jahren, „als ich noch jung war“, pflegte ſie zu ſagen, war Beatrix das Opfer einer heftigen, zügelloſen Leidenſchaft geworden. Die Glut ihrer Gefühle, ihre brauſende, jugendlich erregte Sinnlichkeit hatte ſich in Kämpfen mit ihrem Vater, mit der Sitte, die ſie brach, in den Armen eines Mannes verzehrt, dem ſie damals mit abgöttiſcher Anbetung anhing. Ein ſchreckliches Erwachen war dieſer Trunkenheit gefolgt, eine Umwandlung vollzog ſich in ihr. Sie fing an, ruhiger und kühler ihr eigenes und der Andern Sinnen und Trachten zu erwägen, ihr gefiel der Spruch: im Umgang mit den Menſchen bricht das Herz oder verſteint. Aber dieſe Kälte und Strenge war doch nur wie die harte

Schale um einen edlen Kern. Nach wie vor empfand die Gräfin feurig und groß, wenn ſie jetzt auch ihre Begeiſterung zu verbergen und die Spröde zu ſpielen gelernt hatte. Eins indeſſen blieb ihr als Frucht ihrer Erfahrung, Abneigung und Verſchloſſenheit gegen die Männer. Scherzend warfen ihre Freundinnen oft die Frage auf, ob ſie dieſelben mehr fürchte oder verachte? Beatricens Adel und hoheitsvolle Erſcheinung bezauberte leicht im erſten Eindruck, ihre kühle Höflichkeit hinderte jede freundlichere Annäherung. Der Dienſt, den man ihr leiſtete, die Schmeichelei, die man ihr ſagte, mochten ihr weder unangenehm noch gleichgültig ſein, allein es konnte ſich Niemand rühmen, daß ſie ihm mit einem zärtlicheren Wink des Auges gedankt, ſie behandelte alle gleich und machte keinen Unterſchied zwiſchen denen, die ihr huldigten, und jenen, für die ihr Joch zu ſchwer geworden. Bis zu dem entſcheidenden Spazierritt hatte darum Raimund's Bild ſie nicht allzumächtig beſchäftigt, es war eine jener Nichtigkeiten, welche die verlorene, müßige Stunde einer vornehmen Frau ausfüllen, und ſie in einen ſüßen, romantiſchen Traum wiegen. Und wie es auch enden ſollte, daß bis in ſeine ſpäteſte Zukunft ihre Schönheit einen ſanften, die Erinnerung verklärenden Glanz werfen würde ... ihr Spiegel, ihr Herz gaben ihr Recht. Stehe aber nur einer auf einem

Abhang, mit ſchwankendem Fuß! Je eifriger er ſich aufrecht zu erhalten ſtrebt, deſto tückiſcher entgleitet ihm der Boden. Von Stufe zu Stufe, wohin hatte ſie nun ihre Tändelei, die Blindheit der Glücksgöttin geführt? Zwar that ſich weder ein Abgrund vor ihr auf, noch verwirrte die Leidenſchaft ihren durch die Jahre und die grauſamſte Prüfung gereiften Verſtand. Nach einem Sturm- und Gewittertage ſenkt der Wind oft ermattend ſeine Fittige, auseinander eilen vor dem Strahl der ſinkenden Sonne, wie von den Fingern eines Engels berührt, die ſchweren, zuſammengeballten Wolken, und mild in dem Frieden des Abends athmet die beruhigte Natur auf; ein ſolcher Friede war über ſie gekommen. Er befriedigte ihre ſtolzen, leidenſchaftlichen Wünſche nicht, aber er wiegte ſie ein, um keinen Preis hätte ſie dieſe Stille, die Seelenheiterkeit, in der ſie ſich jetzt ſo wohl und frei fühlte, die ſie nach ihrem eigenen Ausſpruch beſſer gemacht, aufgegeben — und doch, das Mittel, ſie zu bewahren?

Konnte ſie, eine geborene Gräfin, freiwillig Raimund Werner heirathen? „Es geht an", — freilich, wie viel Schranken mußten da noch überſprungen, wie viele Vorurtheile beſiegt werden! Und war ſie zu dieſem Kampfe bereit? „Noch nicht!" ſagte ihr die geheime, nie lügende Stimme in der Bruſt, „noch nicht!"

„Aber er bleibt uns ja", — das tröſtete ſie und Angelika, als ſich Herr Raimund nach einer in angenehmer Unterhaltung hingebrachten Stunde „auf Wiederſehen!" empfahl. Keiner der beiden Frauen war es gelungen, was ſie bedrängte und beſeelte, in einem einzigen kurzen und doch für die Liebe verſtändlichen Worte anzudeuten, daran hatte theils die Gegenwart des Barons die Schuld — und dann, wie zurückhaltend war heute Herr Raimund geweſen, vor Beatricens Blick hatte er ſtets ſeine Augen niedergeſchlagen oder zur Seite gerichtet — indeß das konnte nicht anders ſein, entſchuldigte ſie ihn nachher vor ſich ſelbſt, er ſaß in der Sonne.

Und auch in den nächſten Tagen, da Raimund ſeinen Beſuch wiederholte, kam es zu keinem Ausſprechen, zu keiner gegenſeitigen Annäherung. Mehr und mehr erblaßte vor Angelika das Schreckbild, das die wüſten und finſtern Drohungen Anſelm's ihr gezeigt; nach der erſten Ueberraſchung fand ſie ihre Rolle in ſeinem Plan häßlich und unedel; wenn Raimund ſie nicht liebte, durfte ſie ſeine Neigung zur Gräfin und ſein Glück eigenmächtig und ſelbſtſüchtig durchkreuzen? Sich ihm aufdrängen? Ihre Freundſchaft wie ihre Weiblichkeit war durch Volkmar's Anerbieten verletzt; einen Augenblick hatte der dunkle Abend, ihre Furcht, der Dämon in ihm ihren

Willen überwunden, ihr war's, als hätte es ſich um den Verkauf ihrer Seele gehandelt. Wem es das Loos beſtimmt, in Unabhängigkeit und Dienſtbarkeit zu leben, verliert den Muth eines fröhlichen, muthigen Kampfes um das Glück, kaum wagt er ſeine Wünſche zu ihm zu erheben, viel weniger die Hand verwegen danach auszuſtrecken, er erwartet den günſtigen Wind, der ihm die Frucht in den Schoos ſchütte, und nennt ſeine angeborne Feigheit rechtfertigend „Fügſamkeit in das Unvermeidliche."

Zum Sonntag war die Woche ſo vorgeſchritten, und nach der Predigt trafen ſich beim Hinausgehen, in der Vorhalle der Kirche, Raimund und Angelika, nicht ganz zufällig, denn Wendelin war am vergangenen Abend in das Schloß gekommen und hatte, eben als Angelika über den Hof eilte, zu den andern Dienern geäußert: Herr Werner ſei ein frommer gottesfürchtiger Mann, und werde morgen Gott für ſeine Geneſung danken, worüber jene leichtfertigen Burſche gelacht, und der Alte hatte ſelbſt zu ihr hinblickend ſein Geſicht zu einer drolligen und doch wieder boshaften „Teufelsfratze" verzogen — „Teufelsfratze" oder „Geſichterſchneider", ſo hieß er nun einmal bei allen jüngeren Leuten im Dorf und in der Burg.

Angelika erröthete und Herr Raimund hatte Mühe,

ſeinen Gruß ohne Verlegenheit anzubringen . . . zum erſten Mal wieder allein! Unbeſchreiblich ſüß und wohlig iſt ſolch' Zuſammenſein, gleichviel, ob es ſtumm oder beredt, es athmet Veilchenduft aus — und er wie ſie, beide noch jugendlichen Sinnes, mit einem Herzen, dem die Erkenntniß des Daſeins und der Welt noch nicht allen Schmelz, alle Schwärmerei und Begeiſterung geraubt, waren, über den Kirchhof wandelnd, in der Stille des Tages, unter dem grauen bedeckten Himmel, dem nur in einzelnen Streifen die hinter den Wolken verborgene Sonne einen matten, gelblichen Schein verlieh, wie geſchaffen, ſich dieſer Süße und ihrem berauſchenden Hauche hinzugeben. Dazu ſchlugen die Glocken auf's Neue an, zu einem feierlichen Brautzuge, und ſie mußten, ſeinem Lärm und Gewühl zu entgehen, in die einſamſten Pfade einbiegen . . . mit ihnen wandelte das Glockengeläut, in fernklingenden, allmählig austönenden Accorden.

Vieles hatten ſie ſchon geſprochen, Nächſtes und Fernſtes, zuſammenhanglos, um das Wort nicht zu erwähnen, das ungeſagt auf ihren Lippen ſchwebte.

„Fräulein Angelika, ich erhielt geſtern einen Brief von meinen Vorgeſetzten, er ruft mich nach der Hauptſtadt zurück, um ihnen perſönlich Bericht über den Bau zu erſtatten."

„Ach, Sie verlaſſen uns!“

„Nicht auf immer!“

Sie verſuchte zu lächeln. „Auf Wiederſehen! Jeder ſagt's — aber wie oft iſt's nur ein verhüllter Abſchied auf keine Wiederkehr.“

„Wollen wir wetten, daß ich um Weihnachten wieder im Schloſſe bin?“

„Bei der Gräfin — das iſt etwas anders.“ Und nun lachte ſie wirklich.

„Freilich, aber ich bin mit meinen Geſtändniſſen noch nicht zu Ende — ich will fliehen.“

„Fliehen?“

„Ich haſſe das Abſchiednehmen; ich werde dem Baron und der Gräfin einige Zeilen zurücklaſſen, meine haſtige Abreiſe, gut oder ſchlecht, wie's geht, entſchuldigen.“

„Und Sie hoffen dann noch eine Einladung zu dem Weihnachtsfeſte? Viel Selbſtgefühl und kühner Muth“ — parodirte ſie, ihr Herz klopfte zu ſtark.

„Bei alledem — ich hoffe nämlich, daß die Gräfin in jenen Tagen mit Herrn Botho von Hülfskron oder einem andern wackern Edelmann verlobt ſein wird.“

„Herr Werner.“

„Sie ſchütteln den Kopf? Sie glauben es nicht? Wie Gott will; meine Pflicht iſt's, zu gehen.“

Eine Thräne brach durch Angelika's halbgeſchloſſene Wimper, dies ermuthigte ihn fortzufahren: „Ja, gehen — ein gutes Theil von mir wird immer hier bleiben, unter dieſen Bäumen, in der alten Sternwarte. Ob die meiner auch denken werden, wenn ich fern bin?“

„Ich liebe den gefälligen Wahn, daß meine Erinnerung an ihn auch in dem Freund mein Angedenken und die Sehnſucht nach mir erweckt.“

„Dann — dann werden wir keine Stunde getrennt ſein, nicht auf eine Sekunde ſoll mein Schatten von Ihnen weichen.“

„Vielleicht möchte es Herrn Werner doch eine unangenehme Ueberraſchung bereiten, tauchte der meinige plötzlich neben ihm auf.“

„Nie, Angelika. Das iſt auch ein Manneswort.“

In das Schloß hinauf wollte er nicht — „ich könnte der Gräfin begegnen“, ſagte er, „darum leben Sie wohl. Morgen in der Frühe reiſe ich.“ Hand in Hand ſtanden ſie. „Seh' ich Sie noch?“ flüſterte er. „Am Abend, auf der Hochzeit, ich habe dem Bräutigam verſprochen, zu erſcheinen; auf eine kurze Zeit machen Sie ſich frei, nicht?“

Wie ſie ihm zuwinkte, fiel eine ſchlechtbefeſtigte Schleife von ihrem Gewand, eine Schleife von blauer Seide; die hob er auf, ſchon ſtreckte ſie die Hand danach

aus, er aber küßte ſie, verbarg ſie — „Addio!“ Da wußte Angelika, daß ſie geliebt werde.

Während Raimund mit ſeinem Raube den Burghügel hinabfloh, Angelika ihm nachblickend all ihre beſten Wünſche und Gedanken mit ihm ſandte, weilte Beatrix in der Sternwarte, geſchäftig in ſeinem Gemach.

Auch die Gräfin hatte von Raimund's Kirchgang gehört und ſeine Abweſenheit benutzt, einen längſt gehegten Plan auszuführen. Viel zierliche und geſchmackvolle Kleinigkeiten, wie ſie Männern gefallen, hatte ſie ſich aus der Hauptſtadt ſchicken laſſen, ſein Zimmer damit zu ſchmücken. Die Diener, eine Magd, die mit Wendelin die Sternwarte bewohnte, hatten Alles hinaufgetragen, nun ordnete ſie ſelbſt. Ihr war die Arbeit ungewohnt, dieß Sorgen und Mühen für einen Andern. Zwei koſtbare Blumenſträuße hatte ſie von dem Gärtner aus ihrem Treibhauſe gefordert, die ſteckte ſie eben in die altmodiſchen, chineſiſchen Vaſen, die auf dem Kaminſims prangten. Wie eine werkthätige Hausfrau kam ſie ſich vor, und ſchlug lachend in die Hände, wie ein fröhliches Kind, dem ein Scherz gelungen. Noch einen raſchen Blick warf ſie umher, ein wehmüthiges Gefühl trübte ihre innerliche Befriedigung: „wird es ihn freuen? Ach, armes Herz, wird dich ſein Lächeln

belohnen?“ Wiederholt hatte es an die Thüre gepocht, jetzt, wo Beatrix den Kopf wandte, ſprang ſie auf.

„Die Gräfin Kaltenburg“, ſagte eintretend Anſelm Volkmar.

Ein Entrinnen war unmöglich — weit abſeits vom Hauſe hielt ihr Wagen, Wendelin war ausgegangen, unten in der Küche arbeitete die Magd; ſie hätte zum Fenſter ſtürzen, es öffnen, um Hülfe rufen können ... allein ihr Stolz ließ es nicht zu.

An den Kamin lehnte ſie, ihr Antlitz hatte jeden Schimmer der Freude verloren, blaß, drohend ſchaute es aus ihrem kleinen, ſeidenen Hut.

„Vier Jahre nicht ſo zuſammen! Vier Jahre!“ Die Töne ſeiner Stimme klangen wie gebrochen und zugleich wie ein unterdrücktes, heiſeres Aufſchreien. „Ihnen bedeutet das nichts, Ihnen! Was kümmert Sie mein Elend? Daß Ihr grauſames Spiel mein Daſein zerſchlagen hat? Aber triumphiren Sie nicht zu früh, Beatrix, die Rache iſt mein! So lange ich athme, hoffen Sie kein Glück!“

„Herr Anſelm Volkmar“ — und wie ſie ſprach, ward ihre Haltung und ihr Ausdruck noch kälter und ſchroffer, „ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen. Vier Jahre, Sie ſagen es ſelbſt, liegen zwiſchen dem Tage, wo Freundſchaft uns verband, und dieſer Stunde —

vier Jahre, genügten ſie nicht, die Vergangenheit auszulöſchen?“

„Bin ich denn ein Kind, das ſich von Drohungen einſchüchtern läßt? Ein Recht hab' ich auf Sie, ein Recht, unverletzlich, unweigerlich; ſoll ich Ihnen zurückrufen, wie ich es erwarb?“

Ihre Lippen öffneten ſich bebend, ein Laut floh nicht darüber, aber ihr Auge bewahrte ſein tiefes, loderndes Feuer.

„Und Sie ſind mein! Ob Sie mich haſſen, ob Sie mich lieben — mein, unauflöslich an mich gebunden! Das“ — und ſeine Leidenſchaft riß ihn hin — „das weißt Du, daß Dich Niemand vergißt, der Dich mit ſeinen Armen umſchlungen, dem Deine Küſſe eine wilde, tolle, verzehrende Glut eingeflößt! Starre nur, Du haſt das Feuer entzündet, Du — nun laß es brennen! Die Welt verbrennen, Dich und mich!“

Es ſchien, als wollte er auf ſie zuſtürzen, ſie gewaltſam an ſich preſſen . . .

„Anſelm“, entfuhr es ihr da und ſie erhob den Finger, „Du vergißt den Schatten, dort, hinter Dir, Edgar's Schatten“ — und ſo mächtig war der Eindruck dieſer Bewegung, ihrer halb geflüſterten Worte, daß Volkmar ſcheu das Geſicht zurückwandte, wie einer, der, von

unſichtbarer Gewalt bezwungen, das Gegentheil ſeines Willens thut. Und die Thür ging wieder ...

„Raimund! Raimund!“ Die Starrheit ihrer Glieder löste ſich, ſie lag weinend, jauchzend, bewußtlos an ſeiner Bruſt.

Er konnte auch nichts, als „Beatrix!“ ſtammeln.

Die Arme übereinander geſchlagen, betrachtete ſie Anſelm: auf Bildern ſieht man ſo unerbittliche Richter den letzten Schmerz derer beobachten, die ihr Mund zum Tode verurtheilt.

Allein mit ſtolzer Siegesgewißheit öffnete Beatrix ihr Auge, während es Raimund zulächelte, ſpottete es über Anſelm: „Du biſt doch der Betrogene!“

„Vergebung“, ſagte er, wie zur Antwort darauf, „ich ſtöre — ich weiß aus Erfahrung, was folgt.“

„Ah!“ ſchrie Beatrix — in einem Blick trafen ſich dann die Augen der Drei.

„Gräfin Beatrix“, entgegnete in der unheimlichen Stille Raimund ruhig und gefaßt, „ich kenne meine Pflicht und Herr Anſelm Volkmar gewiß auch die ſeinige.“

„Tödte ihn!“ ſagte ſie noch, ihm die Hand reichend; im wilden Wort brach ihre lang verhaltene Wuth hervor.

Schweigend verweilten die beiden Männer ſich gegen-

über, bis das heftige Zuwerfen der Hausthür ihnen den Fortgang Beatricens anzeigte.

„Jetzt zu Ihnen, Herr Volkmar“, redete Raimund, „ſetzen Sie ſich, wir können in aller Freundlichkeit beſprechen, wo, wann und wie wir uns morgen die Hälſe brechen.“

„Gut; ſie will, daß einer von uns beiden nicht wieder aufſteht.“

„Ich verarge es ihr nicht, ſie iſt gröblich beleidigt.“

„Und Sie ſind ihr Ritter! Und ſo kaltblütig! Was haben Sie in meinem Streit mit der Gräfin zu thun?“

„Gar nichts; Sie beleidigen eine Dame in meiner Gegenwart, ich ſchütze ſie — alſo kurz, auf Piſtolen, zehn Schritt; wir ſchießen zuſammen, ein-, zwei-, dreimal?“

„Mir recht. Und der Ort?“

„Wo Sie wünſchen.“

„Am Pavillon.“

Flüchtig ſchaute Raimund über ihn hin. — „Wohl, um neun Uhr Morgens. Herr von Selbitz wird auf meine Bitte mir ſekundiren.“

„Ich werde einen Bekannten mitbringen.“

Raimund verneigte ſich: „Abgemacht!“ erſt jetzt zog er ſeine Handſchuhe aus.

Ueber die Stirn und die Augen fuhr ſich Anſelm: „Merkwürdig, wie ähnlich Sie ſo meinem Vetter Edgar ſehen, wie ähnlich!“

„Und am Ende könnt' ich daſſelbe Geſchick haben, das meinen Sie doch mit Ihrer Aeußerung? Nur berührt es mich nicht; lieber möcht' ich Sie fragen, Herr Volkmar, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchaffte?“

„Ja, ſo — ehrlich geſtanden, ich bin nicht mehr in der Stimmung; vor dem letzten Gange hat Jeder noch ſeine Geſchäfte, die beunruhigen mich ein wenig. Heut Abend, wie Göthe's Egmont ſagt, bin ich der Sorgen ledig, der Furcht und jedes ängſtlichen Gefühls — opfern Sie mir eine Stunde, kommen Sie in die Buſchmühle hinüber, keine Ueberraſchung, wie Sie mir hier geworden, erwartet ſie dort.“

„Gut; für den erſten Theil des Abends bin ich verſagt — wenn Ihnen zehn Uhr nicht zu ſpät iſt...“

„Ich ſuche erſt lange nach Mitternacht mein Lager.“

Damit trennten ſie ſich, kalt und förmlich, „ein ſonderbarer Menſch“, mochte Jeder von dem Andern denken.

Langſamen Schrittes durchmaß Raimund ſein Gemach, „welche Narren ſind wir doch!“ ſagte er ein- und noch einmal vor ſich hin. Die Geſchenke Beatricens, die Blumen in den Vaſen feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit,

er öffnete die Briefmappe, die Cigarrentaſche — „wie freundlich iſt ſie!“ Dann wieder umſtrickte ihn die Grübelei ... „du kommſt nicht von ihr los, trotz deines Willens, deiner Bemühungen; du liebſt ſie nicht und gehſt für ſie in den Tod. Getroſt, du erfüllſt eine Ehrenpflicht. Sterben, ſo jung ſchon ſterben! Ah, ein wenig früher, ein wenig ſpäter müſſen wir Alle hinab. Süße, arme Angelika — wahrlich, darum wäre es doch ſchade, wenn mich ſeine Kugel träfe“ ... ſo durcheinander wirbelten ſeine Gedanken. Klarheit und Beſonnenheit gewann er wieder, als er, ſich aufraffend, einen ausführlichen Bericht über die Fortſchritte des Eiſenbahnbaus an ſeine Vorgeſetzten niederſchrieb, den Baron in wenigen Zeilen erſuchte, ihm in einer Ehrenſache gegen Herrn Volkmar als Secundant zu dienen und, wie er in einer plötzlichen Erinnerung an Horaz ausrief: „nun zu Dir, ſüßlächelnde Lalage“, ſeine reiche Halskette, ein letztes Geſchenk ſeiner Mutter, von der Uhr loskettete, ein kleines goldenes Kreuz daran befeſtigte, eine Roſe aus Beatricens Strauß dazu legte, Alles in ein Käſtchen verſchloß und darauf ſchrieb: „Fräulein Angelika zum freundlichen Gedenken.“ Am Nachmittage ward Wendelin mit dem Brief an den Baron in die Kaltenburg geſchickt, derweilen übte ſich Raimund in dem Garten der Sternwarte mit ſeinen Piſtolen ein, wiederholt traf ſeine

Kugel das Ziel; „wenn meine Hand morgen so ruhig bleibt“ — er vollendete nicht und schoß weiter. Bei seiner Rückkehr fand ihn Wendelin noch in dieser Beschäftigung. „Ihr habt einen verwünscht sichern Schuß“, sagte der alte Soldat mit einem Blick der Befriedigung und des Einverständnisses.

„Es macht sich. Und der Baron?“

„Morgen um Dreiviertel Acht wollen der Herr Baron in der Sternwarte sein.“

„Sonst noch etwas?“

„Nichts. Die gnädige Gräfin haben einen Fieberanfall, Fräulein Angelika sitzt an ihrem Bett, und Alle erwarten, daß Herr Werner morgen noch nicht von uns reist.“

„Wendelin, seid so gut und packt meine Siebensachen, die oben liegen, in den kleinen Lederkoffer.“

„Zu Befehl. Also doch?“

„Nun, vielleicht bleibe ich auf immer bei Euch.“

Auf der Hochzeit war Werner einer der Lustigsten, er lachte mit den Bauern, er tanzte mit den schönsten Mädchen. Die Gegenwart Angelika's durfte er nach Wendelin's Bericht nicht hoffen, und sie hätte ihn auch nur verwirrt, ihn zu einer unbedachten Aeußerung verleitet und seine Festigkeit gebrochen. „Noch war Alles, was zwischen uns geschehen, ein bunter Nebel, ein

Traumgebild", tröſtete er ſich, „lieg' ich morgen auf der Erde, mag ſie in mir einen guten, ehrlichen Freund beweinen, ich habe ihre Seele mit keinem Wort vergiftet — ohne Gram kann ſie auf die Stunden zurückſchauen, die ſie mit mir verlebt; wenn ſie Hoffnungen genährt, dichter, feſter können ſie nicht geweſen ſein als Sommerfädchen." Dieſe Betrachtungen begleiteten ihn über die Felder zur Buſchmühle.

„Da bin ich", ſo trat er bei Anſelm ein.

„Immer pünktlich."

„Was die Leute morgen für Geſichter machen werden! Heut plaudern wir friedlich und —"

„Ja, es iſt drollig."

„Drollig, wie die ganze Welt, aber wie dieſe auch nothwendig, Herr Volkmar."

„Nothwendig?"

„Für uns beide wenigſtens. In meiner Lage würde Herr Anſelm Volkmar gerade ſo gehandelt haben, wie ich."

Ein weites, düſteres Zimmer mit dunkelgrünen Tapeten, Schränke und Tiſche von Nußbaumholz, die ledergepolſterten Seſſel hatten nur kurze Lehnen, das Auffallendſte waren auf einem Schenktiſch in einer Ecke die ſilbernen Kannen, Becher und Schalen, an den kahlen Wänden hing kein Bild, nur ein ſchmaler Spiegel in einem verblichenen Rahmen.

„Trinken wir ein Glas Wein", ſagte Anſelm, „das wird Sie erwärmen, es iſt kalt heute, und die Unterhaltung fließt leichter beim Wein."

Raimund rückte ſeinen Seſſel näher an den Tiſch, während Anſelm die Gläſer füllte.

„Guter Tokayer, ich verſichere Sie, noch aus meines Oheims Weinkeller."

„Vortrefflich; Sie haben da eine herrliche Erbſchaft gemacht."

„O ja; ich bin neugierig, wer ſie nach mir genießen wird, und wie."

Die ſilberne Lampe brannte dunkel zwiſchen ihnen, Anſelm wollte ſie höher ſchrauben, aber ſein Gaſt bat: „Laſſen Sie, ich liebe die Halbſchatten in ſolch' alterthümlichen Gemächern."

Mit dem Finger malte der Eine nun Buchſtaben und Formen auf die Tiſchplatte, der Andere folgte den Rauchwölkchen ſeiner Cigarre.

„Wie wird die Hexe im Schloß lachen und tanzen, daß wieder zwei ehrliche Leute ihretwegen einen Narrenſtreich thun!" unterbrach Anſelm gleichſam ſeinen eigenen Gedankengang.

„Herr Volkmar, wenn ich bleiben ſoll, keine Silbe mehr über die Gräfin; Sie verleumden ſie, weder lacht noch tanzt ſie, ein Fieber hat ſie ergriffen."

„Ein Zeichen, wie Sie geliebt werden.“

Das war der Ton tiefſter und ſchmerzlichſter Bitterkeit, er ſtützte den Kopf in die Hand und wehrte mit der andern Raimund's Erwiederung ab. „Es iſt nicht meine Schuld, daß wir uns ſo gegenüber ſtehen, nicht meine Schuld! Verhängniß, Nothwendigkeit — und ich glaubte, Sie würden wider dieſe Sirenenblicke gefeit ſein, als hätt' ich nicht an mir ſelbſt erfahren, was ſie vermögen! Ich hatte es gut vor mit Ihnen und mit einer Andern, im Angeſicht des Todes kann man ſich ſeiner Vorſätze und ſeiner Tugenden rühmen.“

„Ich verſtehe Sie nicht ganz, Herr Volkmar, und höre nur eins heraus: Sie lieben Beatrix.“

„Himmel und Hölle!“ ſo ſprang er in die Höhe, „ich liebe ſie, raſend, abgöttiſch! Wie dem Satan würde ich ſie dem Herrn ſtreitig machen!“

„Und darum ein Duell auf Leben und Tod.“

„Begreifen Sie nicht, daß Sie ſterben müſſen!“

„Ich begreife — aber Sie deuten es nicht übel, wenn ich mich zu wehren verſuche.“

Der leichte Spott gab Anſelm ſeine Kälte und Unheimlichkeit wieder, ſich ſetzend, ſagte er nur: „Sie kennen Anſelm Volkmar nicht, der Scherz erſtürbe ſonſt auf Ihrer Lippe.“

„O“, entgegnete Raimund und warf das Ende

ſeiner Cigarre in den Aſchbecher, „deſto neugieriger bin ich, ihn kennen zu lernen.“

Einen Schlag that Anſelm auf den Tiſch, daß die Flamme der Lampe hell aufſchlug und die Gläſer klirrend zitterten ... „Wendelin hat Ihnen Alles erzählt!“ Noch entfuhr ihm ein wilder Fluch, Raimund aber, der aufſtehen wollte, drückte er in den Seſſel zurück: „So gehen Sie nicht von mir, mit dieſem Bilde, das Ihnen der alte Schwätzer von mir entworfen! Keiner kennt Anſelm Volkmar, und hat auch kein Recht auf dieſe Wiſſenſchaft, Sie freilich, denn Sie ſtellen ſich ſeiner Kugel.“

„Daß ich es thue“, antwortete Raimund in plötzlichem Ernſt, „beweist Ihnen, was ich von Gerüchten halte.“

„Iſt alſo gleichſam eine Ehrenerklärung!“ lachte Anſelm. „Danke beſtens; aber trinken Sie doch, worauf nur gleich? Was wir lieben, was wir wünſchen ... das iſt ſo landläufig, für die Philiſter, die nichts lieben und nichts haſſen. Aufs Verderben dieſer Welt!“

„Gern; ich ſchätze ihre Einrichtung nicht einen Strohhalm werth.“

„Sind auch arm geboren, in jämmerlichen Verhältniſſen, mit ehrgeizigem Herzen?“

„Leidlich arm, aber ich lebte mit meinen Aeltern, ich

war ein einziges Kind, und meine Mutter eine fröhliche, muntere Natur.“

„Welch Glück! Man iſt ſo gut unter den Flügeln der Mutter geborgen! Ich mußte durch eine härtere Schule, ich hing von der Gnade meiner reichen Verwandten ab; in der Hütte meines Vaters wäre ich ein Ackerknecht geworden, ein ehrlicher Kerl — wir ſind nichts, wir vermögen nichts, die Verhältniſſe thun Alles, die Erziehung. Ich wußte ſo viel wie mein Vetter Edgar, ich war gewöhnt, dieſelben Bedürfniſſe und dieſelben Wünſche zu haben, wie er, allein er erhielt Alles ohne Bitte als ein Recht, mir wurde es geſchenkt. Gnadenbrod eſſen iſt bitterer als Tod! Hart um den Selbſtmord irrten in ſchlafloſen Nächten meine Gedanken, wie Falter um das Licht. Arbeit, Lectüre bewahrten mich davor, ich las von Menſchen, die aus Niedrigkeit zu allen Ehren emporgeſtiegen, ihnen wollt' ich nachahmen. Was iſt gut, was iſt böſe? Gibt's eine ewige, unwandelbare Gerechtigkeit? Metaphyſiſche Grillen! Trinken wir, Herr Werner — Fräulein Angelika ſoll leben, darauf ſtoßen Sie doch an?“

„Sie möge glücklicher werden als wir Beide.“

„Frommer Wunſch! Haben Sie hienieden je die Tugend belohnt und die Sünde beſtraft geſehen? In dieſer Welt des Scheins, was kann triumphiren als der

Schein? Ich bin ein hartgeſottener Sünder, nicht wahr? Nun, ich erwarte den Augenblick, wo mir die fleckenloſe Tugend erſcheint. Rang, Reichthum wurden ſo mein Streben, es konnte nicht ausbleiben, daß ich meinen Vetter beneidete. Regungen giebt's in der menſchlichen Seele, die nur der verſteht, der ſie empfand — ſtand einmal zwiſchen Ihnen und einer großen Ausſicht, einem unermeßlichen Erbe hindernd ein Menſch?"

„Nie."

„Schade! Ich könnte mir das Weitere dann erſparen; ahnen werden Sie's, daß Edgar und ich Todfeinde ſein mußten."

Raimund nickte.

„Wir haben uns ehrlich gehaßt, lange bevor ſie zwiſchen uns trat. Und damit wird die Geſchichte alltäglich; abgeſtandener Wein, gießen Sie doch Ihr Glas aus! Die zwei feindlichen Brüder . . ."

„Und Sie wurden geliebt?"

„Ich wurde es." Irr, unſtät ſchweifte ſein Blick über die Wände, als ſuche er den letzten Schatten des verlorenen Glücks. „Selige Tage! Damals war Beatrix noch nicht die ſteife, kühle Dame, die Sie kennen, ſondern eine leidenſchaftliche, ſtürmiſch erregte Mädchenſeele, mit der meinen wahlverwandt. Wie ein Thor hat Edgar gehandelt, daß er in dies Feuer ſeine

Hand gelegt. Sie ſehen mich faſt mitleidig an, Herr Werner, Sie haben Fiſchblut in den Adern, Fiſchblut! Nachher, als es vorüber war, ſtieß ich mir freilich den Kopf an die Wand und pries die glücklich, die ihren Weg ruhig und ſtill gehen, von keinem Drange beläſtigt. Aber ſitzen Sie mit loderndem Blut nur einſam in Ihrer Studirſtube, mitternächtig, bei der Lampe, halb und halb wie Fauſt, und ein Bote kommt athemlos und bringt ihnen ein Wort der Geliebten: „Ich bin Edgar's Verlobte, rettungslos verloren, er weiß, wie ich Dich liebe!“

Schwer athmend ſenkte er den Kopf auf die Bruſt, als ſei er innerlich gebrochen, mit läſſig herunterhängenden Armen ſaß der ſonſt ſo ſtahlkräftige Mann.

Immer unheimlicher ward es Raimund: „Laſſen Sie das Uebrige“ —

„Oho, Sie denken wohl gar, ich ſcheute die Geſpenſter!“ Er riß an der Klingelſchnur. „Mehr Wein!“ rief er dem eintretenden Diener zu und ging an das Fenſter. „Ein bezogener Himmel, es gibt Regen morgen früh.“ Inzwiſchen hatte Jener ein paar Flaſchen noch auf den Tiſch geſtellt.

„Kannſt ſchlafen gehen“, ſagte ihm Anſelm. „Ich brauche Dich nicht mehr.“ Und zu Raimund dann: „Von allen Thaten, die ich geleſen oder gehört, hab' ich

ſtets das letzte Feſt der Girondiſten am meiſten bewundert. In Sokrates Tode liegt eine gewiſſe Seelenruhe, etwas Paſtorenhaftes, übrigens war er ein alter Mann; bei jenen aber vereinte ſich mit Jugend und Geiſtesgröße eine erhabene Tollheit, das dunkle Bewußtſein, daß man die Komödie des Lebens eben mit bacchantiſchem Spiel beſchließen müſſe. Allons enfants — hole, wer will, den übrigen Trödel! Ja ſo, Ihr Blick fragt mich nach dem Ende meiner Geſchichte! Von Ihnen oder von mir wird ſie morgen vergeſſen ſein."

Er ſchenkte die Gläſer noch einmal voll.

„Es war eine traurige Hochzeit und das Drolligſte der Schlußact, von dem Edgar mit ſeinem hämiſchen Lachen ſich nichts träumte. „Er wird mich nie beſitzen", hatte ſie zu mir geſagt, als ſie in die Kirche trat, und — „komm' nach dem Pavillon", als ſie hinausging. Sie war ein entſchloſſenes Mädchen; ihr Oheim hatte ihr den Vorſchlag gemacht, durch einen ehrlichen Zweikampf ſie von dem verhaßten Bräutigam zu befreien. „Laß' nur", antwortete ſie, „mein Mittel iſt ſtiller." Den Pavillon kennen Sie, den rothen Teppich. Dort ſprach ſie mit ihm: „wir reiſen morgen, Edgar, auf der erſten Station trennen wir uns auf Nimmerwiederſehen"; er lachte, in dieſem Augenblicke trat ich ein. — „Da iſt Anſelm, ihm gehöre ich; Edgar, ich bitte Dich,

laß uns in Frieden und ohne Blut ſcheiden.“ — „Will mein Herr Vetter vielleicht zuſehen, wie ich Dich küſſe?“ fragte er lachend. „Rühr' mich nicht an“, flüſterte ſie noch und winkte mir mit den Augen. Ein wenig erbleichte er doch, er glaubte ein Meſſer in ihrer Hand zu ſehen — da hatt' ich ihn ſchon am Halſe, wie man einen Wolf packt, und ſein Halstuch — er war ein Stutzer und hatte es ſo eng in den kunſtvollſten Knoten gezogen — er ſtöhnte noch — und dann, dann überſchlug er ſich auf die Marmoreinfaſſung des Kamins. „Anſelm“, ſchrie ſie — und aus! Exeunt omnes! Welch eine jämmerliche, nichtsnutzige Puppenkomödie iſt das Leben! Starren Sie nicht in den Winkel, er iſt nicht dort, Herr Werner! Nur zuweilen iſt es mir, als hört' ich ihn dicht neben mir lachen, ſo recht aus voller Kehle! Und ich lache dawider ... Rette ſich wer kann, das iſt der Wahlſpruch Aller in dem Schiffbruch, der Daſein heißt.“

Und da ſich jetzt nichts regte, weder drinnen noch draußen, ein Mondſtrahl durch die Scheiben blickte und an der gegenüberliegenden Wand im Widerſchein ſich zeigte, erhob er ſich dröhnenden Schritts und ſchloß die Laden des Fenſters. Noch mit dem Schließen derſelben beſchäftigt, ſagte er: „So hab' ich Beatrix erworben; man hat gefragt, wem gehört ein Weib? Gehört mir

dieſes etwa nicht? Und Sie wollen ſie mir entreißen, Sie! Was iſt mir das Leben? Aber ſie ſoll nicht glücklich ſein, bei allen Dämonen nicht, und müßt' ich die That noch einmal thun!"

„Feige werden Sie mich nicht nennen, Herr Volkmar, wenn ich Ihnen einen Irrthum nehme; die Genugthuung, die ich fordere und haben will, mit Ihrem Blut, ich fordere ſie nicht als der Geliebte der Gräfin: aber Sie haben in meiner Gegenwart eine Dame beleidigt, die mir Gutes erwieſen. Allein Ihr Nebenbuhler bin ich nicht, ich liebe die Gräfin nicht — ich werde ſie niemals lieben."

Den letzten Riegel hatte Anſelm vorgeſchoben, langſam näherte er ſich Raimund, wie er ihm die Hände auf die Schultern legte, funkelten ſeine Augen; „Niemals? Auch wenn ich hinüber?"

„Nie. Ich bin ein Bürgerlicher, ein armer Mann — die Gräfin heirathen? Ich mag weder der erſte Diener, noch der Liebling einer Frau ſein. Im Uebrigen graut mir vor den Amazonen."

„Das heißt Alles nur — Sie lieben eine Andere!"

„Richtig. Beichte für Beichte — wie ſagten Sie doch: morgen iſt es ein Nichts? Ich liebe Angelika!"

„Bravo!" lachte gellend Anſelm; „bravo!" Und er trommelte mit ſeinen Fingern auf dem Tiſche, daß die

Flaſchen tanzten. „Trinken Sie noch einen Zug auf den Weg! Fort den Plunder“, und er warf das Glas an die Erde. „So oder ſo! Sie wird nun auch den Schmerz verrathener Liebe kennen! Eine höchſt drollige Geſchichte! Das wird morgen um dieſe Zeit ein Tuſcheln, ein Ziſcheln ſein! Schade, daß ich das Geſicht der gnädigen Gräfin Beatrix nicht mehr werde zu ſehen bekommen!“

Er ſelbſt reichte Raimund Hut und Mantel, er begleitete ihn bis an das Außenthor des Gehöftes; auf den Nachtgruß Raimund's nickte er nur mit dem Kopf. Wie der aber, betäubt, aufgeregt, wie von tauſend Irrlichtern und Gebilden umtanzt, durch die Dunkelheit dahinſchritt, glaubte er hinter ſich einen ſchweren Fall zu vernehmen, ein heftiges, ängſtliches Weinen — und der leiſe wehende Nachtwind trug einen Namen an ſein Ohr ... „Beatrix!“ flehend, ſchmerzlich, als ob alle Saiten einer Aeolsharfe plötzlich riſſen, als ob ein Sterbender ihn geſprochen und den Mund dann auf ewig geſchloſſen.

Am andern Morgen, zur beſtimmten Zeit, ging der Baron von Selbitz, mit kummervollem Geſicht in dem Mittelzimmer der Sternwarte auf und nieder, Raimund, zu ſpät erwacht, war eben erſt mit ſeinem Anzuge fertig geworden und ordnete noch in ſeinen Papieren.

„Armer, junger Mann“, ſagte der alte Herr, „daß auch gerade Sie in dieſe Tragödie hineingerathen mußten!“

„Ich oder ein Anderer, gleichviel; ſagen Sie mir lieber, ſtatt mich zu bedauern, wie geht es der Gräfin?“

„Beſſer, am Körper wie in ihrer Seele, ſie hat in der Nacht lange mit Fräulein Angelika geſprochen, viel geweint — aber die Thränen ſcheinen ſie beruhigt zu haben.“

„Nun wohlan denn, an unſer Tagewerk!“

Am Pavillon waren ſie die erſten; der Baron ſuchte den geeignetſten Platz für die Stellung der beiden Kämpfer aus, maß die Entfernung. Darüber ſchlug im Dorf die neunte Stunde und die Sonne zerſtreute den feuchten Nebel, aber weder Anſelm noch ſein Secundant zeigten ſich. Eine ihm unerklärliche Unruhe bemächtigte ſich Raimund's. —

„Sie werden blaß“, ſagte ihm Selbitz.

„Herr Baron, ich that Unrecht, geſtern Nacht von dem Manne zu gehen und ihn allein zu laſſen — er iſt todt.“

„Sprächen Sie wahr!“

Einige Minuten verweilten ſie noch unter den Tannen und beſchloſſen dann, ſich nach der Buſchmühle zu begeben; zum Beweis, daß ſie dort geweſen, legte der

Baron in ſeiner peinlichen Gewiſſenhaftigkeit ſeine und Raimund's Viſitenkarte auf einen Stein, ſein Meſſer darüber: „Sie könnten doch noch kommen“, meinte er.

Als ſie indeß die Anhöhe hinabgeſchritten waren und auf dem freien Felde entlang gingen, trafen ſie Wendelin im vollen Lauf, ein anderer Mann war mit ihm.

„Da ſind wir“, rief Wendelin ſchon aus der Ferne.

„Herr Werner“, ſagte ſein Begleiter, „mein Herr läßt Ihnen einen guten Morgen wünſchen und Sie und der Herr Baron möchten es nicht übel deuten, daß Sie den Spaziergang umſonſt gemacht, übrigens nehme er ſein Wort mit auf ſeine Reiſe.“

„Und —“

„Und dann hab' ich noch einen Brief an Fräulein Angelika im Schloß abzugeben —“

„Aber Dein Herr, aber Herr Volkmar?“

„Ja ſo — Herr Volkmar gab mir um ſechs Uhr dieſe Aufträge, um ſieben war er todt.“

„Todt?“

„Er wird am Schlagfluß geſtorben ſein, wie ſein Vetter“, ſagte Wendelin mit einer Miſchung von Bosheit und entſetzlichem Humor. „He, guter Tod das, nicht wahr?“

„Ja — am Schlagfluß! Der Arzt hat es ſo genannt und lateiniſch dazu.“

„Griechiſch, Burſche: Apoplexie", redete der Baron mit wiederkehrendem Witz. „Sie ſterben alle regelrecht, die Volkmars!" Darauf nahm er doch ſeinen Hut ab: „Gott ſei ihm heute gnädig, wir bedürfen vielleicht morgen ſeiner Gnade, denn das Daſein iſt ein Räthſel und wir ſind Sünder allzumal."

„Amen", ſagten die Andern; die Sonne hatte auch die letzten Nebel zerriſſen.

* * *

Es geſchah aber doch, wie Raimund es Angelika prophezeit, er war zu Weihnachten auf der Kaltenburg und feierte dort ſeine Vermählung mit ihr, die jetzt eine reiche und vornehme Dame geworden, wie Gräfin Beatrix, denn Herr Anſelm Volkmar hatte ihr die Buſchmühle und den größten Theil ſeines Vermögens vermacht, um, wie es in dem Teſtament hieß, das er zwei Tage noch vor ſeiner erſten und einzigen Unterredung mit ihr dictirt, wenigſtens eine Seele auf Erden zu laſſen, die Zeugniß für ihn bei den Nachkommen ablegen könne. Beatrix hatte ſich entſagend gefaßt, ſie ſelbſt befeſtigte den Kranz und den Brautſchleier in Angelika's Haar — „wir wollen gute Nachbarn ſein", ſagte ſie zu Raimund bei dem Feſte. Auf eine Weile war ſie dann aus dem Saal verſchwunden, die Freude,

der Jubel, Angelika's Glück trafen ſie doch ins Herz. In ihrem Gemach ſaß ſie eine Weile ſtumm, das Geſicht in den Händen, ein kleines Päckchen Briefe, von rothſeidenem, verblichenem Bande umſchlungen, lag auf ihrem Tiſch, eine Stunde vor ihrer Trauung hatte Angelika ſie ihr gegeben: „Herr Volkmar hätte es ſo gewollt", — noch hatte ſie das Band nicht gelöst, ſie wußte ja, was es umfaßte, waren es doch ihre Briefe, hatte doch einſt ihre Liebe darin geathmet. Ihr war's, als könnte ſie auswendig jedes Wort herſagen, oder als zeichne eine unſichtbare Hand es mit feurigen Zügen in die Luft, an die Wand; endlich widerſtand ſie dem geheimen Zuge nicht, ſie löste das Band, mit ihren Thränen fielen die Briefe in ihren Schoß, auf dem erſten ſah ihr umflortes Auge ſeine Schriftzeichen: „Ich halte meinen Schwur", las ſie, „wenige Minuten vor dem Tode berauſche ich mich in Deinen Briefen, Dein Angedenken wird mich begleiten: wenn wir auferſtehen, wird mein erſter Ruf: Beatrix! ſein. Erinnerſt Du Dich noch des tollen Entſchluſſes, den wir einmal faßten, als Alles verloren war, zuſammen zu ſterben? Es wäre das Beſte geweſen, Liebchen, das Beſte! Leb' wohl — zwei Dinge giebt's, die von allen Leiden befreien, bittere, aber doch herzſtärkende Mittel: Gift oder Entſagung. Ich habe das Eine, übe Du die andere.

Du kannſt es, denn der Schatten Edgar's iſt geſühnt, und was von zehntauſend Frauen nicht eine von ſich zu rühmen vermag, Du darfſt es: Du wurdeſt geliebt — und geliebt bis über den Tod hinaus."

Das las ſie zwei-, dreimal, ſie küßte das Blatt, eine ſchmerzliche, tieftraurige Reſignation erfüllte ſie ganz. — Es klopfte leiſe . . .

„Wo bleiben Sie nur, Gräfin?" fragte Angelika's fröhliche Stimme.

„Ich komme, meine Freundin! So, da bin ich!"

Und in dem großen Ritterſaal ſpielte die Muſik einen freudigen Feſtmarſch.

Auf ſtiller Haide.

I.

An einem Auguſtabend, im erſten Beginn der Dämmerſtunde, ging ein Wanderer einen einſamen, ſtillen Weg.

Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm an dem noch jugendlichen, ſchlanken Mann nichts aufgefallen ſein, als daß er eben nach ſeiner Kleidung und noch mehr nach der freien und nicht ungefälligen Weiſe, in der er ſie trug, ein Reiſender aus den ſogenannten „beſſern" Ständen ſei, der zum Vergnügen eine Fußtour durch die Inſel machte — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Epheu umrankt, dem dunkeln, tiefſchwarzen Moorteich und den kreidigen, von fern wie gediegenes Silber ſchimmernden Uferfelſen, die dies nordiſche Eiland in den blauen Wogen der Oſtſee ebenſo eigenthümlich ſchmücken, wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre geſunkenen griechiſchen Tempelſäulen unten im Süden die liedergefeierte Inſel Sicilien.

Für ein durch landſchaftliche Schönheiten verwöhntes Auge, das viel geſehen, für ein Gemüth, das ſich nur wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einſamkeit berührt fühlt — und beides ſchien der Wanderer zu beſitzen — bot die Gegend umher nichts Anziehendes.

Ein langgedehnter ſchmaler Haideſtreifen, der den eigentlichen Leib der Inſel mit einer nach Norden ſich ausſtreckenden Halbinſel verbindet ... weder vorwärts noch rückwärts ſchauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe ausruhen, flach und öde Alles, gleichmäßig eintönig, ein ſchlechter Weg, den man mühſam neben den tiefen Wagengleiſen verfolgen muß und der ſcheinbar ſo in die Endloſigkeit ohne Ziel dahinläuft. Hier und dort iſt niedriges Fichtengeſtrüpp zu kleinen Gebüſchen zuſammengewachſen; das einzige Grün, das den Boden farbiger kleidet, iſt das des üppig wuchernden Ginſters; ſonſt herrſcht weithin ein braunröthlicher Ton von dem Haidekraut, das ſich flechtenartig über den Sand hinzieht, und den ſchmächtigen, blaßrothen Ericas, die dazwiſchen aufſchießen. Aber ganz von allem Zauber iſt auch dieſe Landſchaft nicht verlaſſen, die im Munde der Umwohnenden „Schmale Haide“ heißt; nur freilich iſt nicht jedes Menſchenauge für dieſen Zauber empfänglich geſchaffen. Denn der Wanderer konnte über die Fichtengebüſche hinweg zur linken wie zur rechten Hand das

Meer ſehen, deſſen Wellen an dieſem ſandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, ſchlug das Geräuſch einer heranbrauſenden mächtigern Welle, ehe ſie ſich den Kopf an den Steinen des Ufers ſchäumend zerſtieß, an ſein Ohr. In gleichen Zwiſchenräumen kehrte dieſer Ton wieder, dumpf und langſam heranrollend und ſo verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich ſchimmernden Wolken zerflatterte am Weſthimmel das Abendroth. Auf dieſer Seite bildet das Meer eine tiefeinſchneidende, geſchützte Bucht, der „Kleine Bodden" genannt; eine Landzunge, die in einer von Fichten und Buchen beſtandenen Anhöhe endet, zieht ſich in die See hinein; ein kleines Eiland wird darin ſichtbar; in eigenthümlicher Farbenwirkung hob ſich das Dunkelgrün des Uferbergs von den breiten goldgelben Wolkenſtreifen ab. Im Oſten wölbte der Himmel ſein graublaues Gewölbe über dem offenen, grauen Meer. Von dorther kamen die Nebel gezogen, nah und näher, geſpenſtiſch zuſammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, rieſige Geſtalten in ihren Regenmänteln, mit unhörbar leiſen Schritten auf den Waſſern hin.

Der Reiſende hatte einen weiten Tagesmarſch gemacht und da er nach ſeiner Berechnung noch eine tüchtige Strecke Wegs vor ſich hatte, ehe er den „Haidekrug"

erreichte, wo er zu übernachten beſchloſſen, ſetzte er ſich ermüdet auf einen der hohen Steine, die, zwiſchen dem Ginſter verſtreut, von einer dürftigen Moosdecke überſponnen lagen. In ſeinem weder bedeutſamen noch abſtoßenden Geſicht malte ſich unverkennbar Verdruß, üble Laune. „Warum biſt du auch auf den närriſchen Einfall gekommen“, ſchien er ſich zu ſagen, „ſtatt im Wagen behaglich dieſen langweiligen Weg mit guten Pferden zu durchfliegen, ihn auf deinen eigenen Füßen ſchneckengleich hinzukriechen! Solche Tollheiten überläßt man doch Studenten, Handwerksburſchen oder Landſchaftsmalern, die eine ſchöne Ausſicht ſuchen. Melancholiſch iſt's hier“ — und nun ſchaute er ſich um — „Sand und Steine und Haidekraut. Und drüben das Meer — das alles ſoll dichteriſche Gefühle erwecken, die Seele ſtimmen, daß ſie wie eine Harfe erklingt, in deren Saiten eine göttliche Hand greift. Wer hätte das nicht gehört und nachgeſprochen? Ich mag ſolche Gefühlsſchwärmereien im Anblick der Natur nicht leiden, mit denen wir noch lieber als die andern uns ſelbſt belügen, um vor dem eigenen Spiegel als empfindungsreiche und begabte Menſchen zu erſcheinen! Nun, ich meinerſeits wünſchte, ich ſäße an einer guten Wirthshaustafel und hätte keine andere Ausſicht als die auf ein gutes Bett.“

Dieſe und ähnliche Gedanken hätte ohne viel Scharf-

ſinn jeder aus dem verdroſſenen Geſicht des Fremden geleſen, wenn er hineingeblickt. Aber es kam Niemand dieſes Wegs, nur die Möven flogen über den Waſſerſpiegel. Sein Ränzel hatte der Wanderer neben ſich auf den Boden gelegt, den breiten, von einem ſchwarzen Seidenband eingefaßten Strohhut abgenommen; der Wind, der erfriſchend von der See herüberſtrich, ſpielte in ſeinem blonden, leichtgelockten Haar.

Allmählig tiefer war die Dämmerung geſunken, wie rothes Gold ſchien der Sonnenball zu zerſchmelzen und der Widerſchein lag verglühend über der Haide.

Am Himmel im Sonnenuntergang das ſchönſte Bild irdiſcher Vergänglichkeit, unten in der See das Symbol einer einſamen Unendlichkeit, farblos, aber gerade durch dieſen Mangel großartig, herzergreifend und klangvoll zugleich. Oft iſt es uns, als müßte der Geſang der Sphären, von dem die Dichter träumen, ſo an das Ohr der Gottheit tönen, wie an das unſere, wenn wir mit geſchloſſenen Augen beim Heranſchreiten der Nacht auf den Strandſteinen ſitzen, das Rauſchen des Meeres.

Jetzt erhob ſich der junge Mann, nahm ſein Ränzel wieder auf und ſchickte ſich zum Weitergehen an. Sei es aus Aerger oder um ſeines Unmuths los und ledig zu werden, er begann ein Lied zu pfeifen. Noch einmal ſah er nach der Seite des Boddens hin, wo die Fichten-

gebüſche dichter ſtanden: zwei Geſtalten ſchritten von dorther langſam dem Fahrwege näher.

„Menſchen in dieſer Einöde“, dachte der Reiſende; „vielleicht gar Gefährten, die auch nach dem Haidekrug wollen“ ... Und da er gerade in der Stimmung war, die ihm Geſellſchafter willkommen machte, um ihnen ſeinen Verdruß zu klagen, ſo blieb er ſtehen.

Bald erkannte er nun zwar ſeinen Irrthum, denn die eine der Nahenden war eine Dame und ihr Begleiter, der, wie es ihm ſchien, abſichtlich einige Schritte hinter ihr zurückblieb, im grünen Jagdrock, die Büchſe über die Schulter geworfen, der Förſter aus der Förſterei, an der er ſelbſt vor kurzer Zeit vorübergegangen. Dennoch ſtand er ſtill, den rechten Fuß mit einem gewiſſen Trotz auf den Stein ſtemmend, darauf er bisher geſeſſen.

Die Herankommenden wechſelten kein Wort. Von ihrem dunkeln, breitrandigen Hut, den etwas phantaſtich eine ſchwarze Feder ſchmückte, hatte die Dame den Schleier niedergeſchlagen, in ihrer Hand trug ſie eine Zeichenmappe. Alles, als der Fremde ſie mit neugierigem Blick muſterte, war ſchwarz an ihr; ſchwarz das Kleid, die Handſchuhe, der Schleier, der ihr Geſicht verhüllte, die kleinen Kügelchen der Kette, die ſie um den Hals geſchlungen hatte. Hoch hinauf ging das

Kleid, oben war es mit einem ſchmalen Streifen ſchwarzer Spitzen beſetzt. Sowohl die Dämmerung wie der Schleier ließen die Züge ihres Antlitzes kaum erkennen. Ohne ſeine Stellung zu verändern, hatte der Reiſende doch, als ſie ganz nahe an dem Stein vorbeiſchritt, in unwillkürlicher Bewegung leicht grüßend ſich verneigt. Mit vornehmer Herablaſſung, als ſei ſie früh an die Unterwürfigkeit der Andern gewöhnt, dankte ſie.

Dies zumeiſt beſtimmte den Fremden, an den ihr folgenden Förſter eine Frage zu richten; denn es quälte ihn, daß er am Ende für einen läſtigen Neugierigen gehalten werden könnte, der ſich ihr in den Weg geſtellt — je nun, wie ſich die Gaffer auf der Straße verſammeln, wenn eine Prinzeſſin vorüberfährt. So ſollte ſie nicht von ihm denken; mit ſeiner Frage wollte er ſein Verweilen entſchuldigen.

Wenn er geahnt, welche Verwickelungen ſich für ihn an dieſe eine harmloſe Frage knüpften!

„Schönen guten Abend! Iſt es noch weit bis nach dem Haidekrug?“

„Drei Viertelſtunden, wenn Sie nicht große Schritte machen wollen“, antwortete der Förſter und ſah ſich den Fragenden gutmüthig lächelnd an. „Aber das Nachtquartier wird Ihnen nicht behagen“ . .

„Ich werde wohl ſchon in ſchlechtern geſchlafen haben.“

„Kann ſein! Glücklichen Weg!“ und er rückte an ſeiner Mütze.

Die Dame in Schwarz, die ſich indeſſen ruhig ausſchreitend weiter von ihnen entfernt hatte, wandte jetzt plötzlich den Kopf nach den Männern zurück.

„Wenn kein beſſeres Wirthshaus in der Nähe iſt, muß man ſich eben in ſein Geſchick ergeben. So im kleinen wie im großen; Geduld und Gleichgültigkeit iſt das Beſte.“

„Nun, ich würde Ihnen ſagen, übernachten Sie in der Förſterei“ . . .

Täuſchte ihn die Dämmerung oder die eigene Phantaſie? Der Fremde glaubte zu ſehen, daß die Dame eine raſche Bewegung machte.

Eine Nacht mit ihr unter demſelben Dache — der Gedanke hatte für ihn etwas Verführeriſches.

„Da müßte ich zurück“, meinte er, ſein Felleiſen wieder auf den Rücken ſchnallend.

„Das müßten Sie freilich!“

„Ich werde Ihrer Frau ungelegen kommen“ —

„Oho! Vielleicht freut ſie ſich gerade, einmal ein anderes Geſicht zu ſehen. Es iſt einſam in der Prora und ſie iſt ein Stadtkind.“

„Wie Sie's denn wollen! So, ich bin fertig! Aber

wir müſſen eilen, Ihre Begleiterin iſt eine gute Strecke voraus."

„Laſſen Sie nur! Es genügt mir und ihr, wenn ich ſie im Auge behalte."

„Wohl eine Malerin? Ich ſchließe das aus der Mappe, die ſie trägt."

„Ja, eine Malerin."

Mit dem ſichern Gefühl eines Menſchen, der das Leben und die andern eine Zeit lang in vielfachen Verhältniſſen und Formen beobachtet hat, merkte der Reiſende, daß er am klügſten thäte, von der Dame zu ſchweigen; und da er, wie kurz ſein Aufenthalt auf der Inſel auch erſt geweſen, die Eigenheit ihrer Bewohner kennen gelernt, die gern die Schönheiten ihres Heimatslandes preiſen hören, ſo fing er eins jener landläufigen Geſpräche an, die zwiſchen Reiſegefährten mit der Schönheit des Wetters beginnen und mit dem Austauſch der beiderſeitigen Viſitenkarten endigen. Er für ſeine Perſon hatte nichts zu verbergen; in ſeinem Leben gab es nichts Geheimnißvolles und keine That, die bedeutſam aus dem Gewühl der Alltäglichkeit hervorgeragt, und ehe ſie darum noch weit gegangen, erfuhr der Förſter, daß ſein Begleiter Georg Rechberg heiße und aus einer der kleinen Fürſtenſtädte des thüringiſchen Landes käme. „Und wie ich hierher gekommen?" fuhr er fort. „Drol-

lig genug! Immer hatte ich den Willen gehabt, hierher zu gehen; meine Mutter ist hier geboren und hat mir so viel Herrliches und Mährchenhaftes von ihrer Heimat erzählt; das ist dann nicht aus der Phantasie des Jünglings und des Mannes gewichen. Beständig aber traten Umstände ein, die mich von diesem Punkte abzogen und bald da und dorthin in die Ferne wiesen. In diesem Jahre ging es mir nicht gut; bis vor einem Monat mußte ich an dem Krankenbett eines Oheims sitzen; ich war längst von ihm zu seinem Universalerben eingesetzt und liebte den alten Mann. Mein Interesse wie meine Neigung fesselten mich an den langsam Sterbenden, allein Sie begreifen, daß meine Gedanken weitab schweiften. Da, als ich zufällig, es war an seinem Sterbetag, in seiner Kartensammlung blättere — die Geographie war sein Steckenpferd — rathen Sie, welches ist die erste Karte, die mir in die Hand fällt? Die Ihrer Insel! Und wir sollen nicht abergläubisch sein!"

„War Ihr Oheim der Bruder Ihrer Mutter?"

„Es thut mir ordentlich leid, der Geschichte wegen, daß er es nicht war. Ich werde wohl auf der Insel noch Verwandte haben, aber zum Glück kenne ich sie so wenig, wie sie mich, habe auch gar kein Verlangen, mich ihnen zu nähern; nichts Langweiligeres und Drückenderes

für einen Menſchen, der unabhängig zu ſein ſtrebt, als Oheime und Tanten, Vettern und Muhmen!"

„Nun, nun! Man liebt doch ſeine Angehörigen!"

„Liebt ſie! Ich habe keine!"

„Keine Aeltern mehr, keine Geſchwiſter?"

„Die Aeltern ſind längſt geſtorben, Geſchwiſter hatte ich nie."

„Schade!"

„Wie man es nimmt. Frei ſein, für ſich daſein, das iſt die Hauptſache! Ich hindere niemand, ich zertrete nicht einmal eine Spinne oder einen Wurm, wenn ich es vermeiden kann. Wie heißt's in der Schrift: „Was du willſt, das dir die Leute thun, das thue du ihnen auch!" Nach dem Grundſatz handle ich!"

Der Förſter war ein ſchlichter Mann, ſchon vorgerückt in den funfziger Jahren, ein wettergebräuntes, ehrliches Soldatengeſicht mit grauen Augen, kurzgeſchnittenem Haar und krauſem, vollem Bart. Mochte ihn auch manches in den Aeußerungen des Reiſenden wunderlich und überſpannt dünken, er fand Gefallen an der ſcheinbar ſo unbefangenen Weiſe, in der jener redete und ihm beinahe das Herz auf der Hand entgegentrug. Um die Dame, die ihnen immer noch vorausging, wenn auch nur um ſo wenige Schritte, daß ihr kaum ein Wort von dem ziemlich laut geführten Geſpräch entgehen

konnte, kümmerte ſich Georg Rechberg weiter nicht und dies gewann ihm ſichtlich die Freundſchaft und das Vertrauen des Förſters mehr und mehr. Er ſah freilich nicht in die Gedankenwelt ſeines Begleiters, den das Geheimniß dieſer ſchweigſamen, ſchwarzgekleideten, hohen und, wie er ſich geſtehen mußte, ſchönen Frauengeſtalt ſchon wie etwas Dämoniſches anlockte. Tauſend Vermuthungen ſtiegen in Georg's Kopf auf. Iſt der Förſter ihr Diener oder ihr Wächter? Und wenn das Letztere der Fall war — eine Anſicht, zu der er ſich neigte — wer hielt ſie dann gefangen, wer und warum? War ſie vielleicht aus der fürſtlichen Familie, eine Tiefſinnige?

Und in dieſem Gedankengange fragte er unbedachtſam: „Sie ſind der fürſtliche Förſter?"

„Ich diene dem Fürſten im Grunde ſo lange ich denken kann, die Zeit ausgenommen, in der ich als Soldat in dem blauen Rock des Königs ſteckte."

„Ein guter Mann, der Fürſt. Und bemüht ſich redlich um ſeine Schlöſſer und Wälder; ein hübſcher Flecken mit ſeinen weißen Häuſern, den er unten an der See hat. Alle Leute, mit denen ich ſprach, rühmten ihn."

„Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge. Aber auch ſonſt, kann nicht über ihn klagen. Ein Herr, wie ge-

ſchaffen für uns Förſter und den Wald. Jeden alten Eichbaum kennt er, jeden, ſag' ich. Es iſt eine Freude, mit ihm durch die Wälder zu ſpazieren. Gott gebe, daß ſein Sohn nicht aus der Art ſchlägt!"

Georg Rechberg lachte: „Sie ſagen das mit einem Stoßſeufzer, als glaubten Sie ſelbſt nicht recht an die Erfüllung Ihres Wunſches. Ja, wozu wären denn die Söhne da, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun wüßten als Ihre Väter?"

„Man hat Beiſpiele vom Gegentheil. Die Welt wird nicht beſſer, junger Herr, ſondern ſchlechter! Das iſt ja ſo klar wie der Tag!"

Schon ſeit einer Weile hatten ſie die Ebene verlaſſen und ſchritten in einer engen, ſteil anſteigenden Schlucht bergan. Der Weg war hier ſo ſchmal und durch die Steine, die zerſtreut umherlagen, die Baumwurzeln, die ſich über den ſandigen Boden ſchlangen, ſo unſicher gemacht, daß nur mit Mühe und Noth ein Wagen hindurchfahren konnte; jeder Kutſcher, der am obern Ende einfuhr, pflegte darum mit aller Gewalt ſeiner Stimme „Halt!" zu rufen, um einen von der „Schmalen Haide" vielleicht heraufkommenden Wagen zu warnen. Dieſes Geſchrei ertönte auch jetzt und im nächſten Augenblick das ſauſende Rollen der Räder, die wiederholt an die Steine ſtießen.

„Das ſind ſeine Pferde!“ ſagte die Dame haſtig und ängſtlich zugleich und drängte ſich faſt in das Gebüſch, das die Abhänge der Schlucht überwucherte.

Dem Förſter ſtieg der Verdruß in das Geſicht; er murmelte etwas von Weiberfurcht und Narrenſtreichen zwiſchen den Zähnen, offenbar aber kam ihm der Zufall ſo ungelegen wie ſeiner Begleiterin.

Indem brauſten die Pferde daher, vier prächtige Rappen im Galopp vor einem leichten Jagdwagen; ſie flogen wie Pfeile mit ihm davon über Stock und Stein; es ſchien, als müſſe in jeder nächſten Secunde das leichte Gefährt an einen Stein geſchleudert werden und zuſammenbrechen. Dennoch ging es dem Mann, der fuhr, nicht ſchnell genug; „Halloh! Ho!“ rief er und knallte mit der Peitſche. „Halloh! Ho!“ und ſo im Sturm jählings hinunter, als wäre er Pluto, der nach dem Raub der Proſerpina die Roſſe zur Unterwelt peitſchte. Wie im Flug war der Wagen an den beiden vorüber, die zur Seite getreten.

„Wenn der nicht den Hals bricht“, meinte Rechberg in ſeiner gleichmüthigen Ruhe, „hat ihn Lucifer noch zu mancherlei Dingen beſtimmt!“

„Lucifer?“ Der Förſter fuhr in die Höhe. „Was fällt Ihnen auch gerade der Gottſeibeiuns ein! Das iſt der tolle Hans von Lauken. Manches Pferd hat er

zu Schanden geritten und gefahren, und wollte der Himmel, daß es nur —"

Er unterbrach ſich, mit den Augen die Dame ſuchend. Aus dem Dickicht, in das ſie ſich geflüchtet, kam ſie eben hervor. Am Himmel tauchte die Scheibe des Mondes auf; in deren Glanze, der voll über ſie hinſtrahlte, erſchien die Seltſame Georg noch ſeltſamer. Noch war ſie nicht Herrin über die Bewegung geworden, die ſie bei dem Heranrollen des Wagens ergriffen; ſie zitterte ein wenig, ihr Gang war unſicher. Ueber einen Stein, den ſie nicht bemerkte, wäre ſie gefallen, hätte Georg nicht noch zur rechten Zeit ſie am Arm ergriffen und feſtgehalten.

„Ich danke Ihnen!" ſagte ſie mit feſter Stimme. „Es geht nicht mehr ohne Stütze. Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Hedrich!" Und ſo auf den Förſter ſich ſtützend, ſchritt ſie dem Anfang der Schlucht zu.

Damit nahm auch das Geſpräch zwiſchen Georg und Hedrich ein Ende; denn da die Dame in ihrem Schweigen verharrte, hielt es Georg in ſeinem weltmänniſchen Takt für unangemeſſen, weiter mit dem Förſter zu ſprechen, und war wiederum viel zu ſtolz, eine Unterredung mit ihr zu beginnen, die ihm ſo lange auch nicht die geringſte Beachtung geſchenkt. Ueberdies hatte der Ausruf ſeines Wirths: „Das iſt der tolle

Hans von Lauken!“ eine andere Reihe Empfindungen und Gedanken in ihm angeregt. Seine Mutter ſtammte aus dem Geſchlecht derer von Lauken und war von ihrer adelsſtolzen Familie wenn nicht verſtoßen, doch auf immer aus ihrem Kreiſe verbannt worden, als ſie einem bürgerlichen Mann ihre Hand gereicht. Hans von Lauken — das mußte ſein Vetter ſein; alte, halbvergeſſene Erinnerungen ſtiegen in Georg auf; niemals hatte der Vater den Schimpf verzeihen können, den ihm die hochmüthigen Verwandten ſeiner Frau angethan, und ſeinen Haß auf den Sohn vererbt, ſoweit deſſen kühle, verſtändige und von allem Leidenſchaftlichen entfernte Natur zu haſſen vermochte. Auch jetzt, als ſein erſtes Erſtaunen über den ſo unerwartet gefundenen adeligen Vetter ſich gemäßigt, zuckte er gleichgültig die Schultern, wie einer, den all dieſe Dinge herzlich wenig bekümmerten, und ſagte ſich ſelbſt: „Einmal haben wir uns getroffen und hoffentlich nicht wieder!“

In einiger Entfernung lag da das Förſterhaus vor ihnen, von rothen Steinen aufgebaut, mit blanken Scheiben, die im Widerſchein des Mondlichts glänzten, wohnlich, geräumig; ein Eckthurm nach der Seite der Schlucht zu überragte es, von dem man eine gefällige und weite Ausſicht über das flache Land umher haben mußte. Mit lautem, freudigem Gebell ſtürzten die

Hunde den Kommenden entgegen. Auf der Schwelle des Hauſes ſtand ihrer ſchon wartend die Frau, die Georg im Grunde „viel zu jung und zu hübſch“ für den Förſter fand.

„Da bring' ich Dir einen Gaſt mit, Marie!“ ſagte er, auf Georg zeigend, und ſie, dem Fremden unbefangen die Hand reichend: „Willkommen, Herr!“

Nun wird ſich die Schwarze doch endlich entſchleiern, dachte der junge Mann, während er den Gruß der Förſterin freundlich erwiederte und ſie in die Flur des Hauſes traten.

Aber die Schwarze hob den Schleier nicht. „Laſſen Sie mir den Thee auf mein Zimmer bringen!“ ſagte ſie kurz zu der Frau; „meine Dienerin iſt doch oben?“

„Sie iſt oben, gnädiges Fräulein!“

Und noch eine halbe, nachläſſige Verbeugung, ein „Gute Nacht!“ ... damit ſtieg ſie die Treppe hinauf, die aus der Flur in die obern Stockwerke des Hauſes führte.

Das war deutlich, meinte Rechberg; denn warum zog ſie ſich von dem gemeinſamen Abendeſſen zurück, wenn nicht um ſeinetwillen? Allein auch in dieſer Vermuthung, die doch noch eine gewiſſe, wenngleich nicht allzu ſchmeichelhafte Theilnahme an ſeiner Perſönlichkeit vorausſetzte, hatte er ſich getäuſcht, wie er bei Tiſche

erfuhr, als er bedauerte, daß ſein Erſcheinen den Hausfrieden wenigſtens für die Dame in Schwarz geſtört habe.

„Nicht doch“, entgegnete der Förſter. „Sie hat öfters ſolche Grillen und bleibt zuweilen ganze Tage in ihrer Stube, ohne herabzuſteigen. Wir ſind daran gewöhnt und nehmen's nicht übel. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Es iſt nicht vergnüglich, in ihr Geſicht zu ſehen.“

„Uebertreibe doch nicht!“ begütigte ſcherzend die Frau. „Du bringſt mit Deinen Reden unſern Gaſt noch zu dem Glauben, Fräulein Hertha ſei ein Mannweib oder eine Hexe. O, es giebt Stunden, wo ſie wunderhübſch ausſieht und manchem den Kopf verrücken würde.“

„Meinſt? Wäre neugierig, den kennen zu lernen, der ſich in ſie vergaffte.“

„Förſter, was gucken Sie mich dabei ſo an?“ rief Georg. „Vor mir iſt die Schwarze ſicher. Ich bin auch einer, der ſich ſo leicht verliebt!“ Und ein Lächeln ging über ſeine Lippen, das ſeinen bis dahin ruhigen und nicht allzu ausdrucksvollen Zügen einen ſcharf hervorſtechenden Charakter des Uebermuths und Spottes verlieh, vor dem Frau Marie unwillkürlich wie vor etwas Böſem zurückfuhr. Aber wie im April ein Wolkenſchatten kommt und vorüberhuſcht, ſo war in Georg's

Geſicht ſchon wieder die ſtille Gleichmüthigkeit zurückgekehrt und er ſagte: „Iſt die Dame vielleicht eine Verwandte von Ihnen, daß Sie ſo viel Theil an ihrem Schickſal nehmen?“

„Iſt keine Verwandte von uns, und wäre ſie nicht mit einem Briefe des“ — er machte eine bedenkliche Pauſe und ſuchte ſeine Verlegenheit unter dem Ausruf zu verbergen: „Aber Sie trinken ja nicht! Schenk' ein, Marie! Iſt Rheinwein aus dem fürſtlichen Keller, das Weihnachtsgeſchenk des Herrn! Freilich, Sie mögen wohl ſchon beſſern getrunken haben!“

„Wohl möglich, doch keinen, der mir ſo gut gemundet! Wahrhaftig, dieſen Abend hatte ich auf kein Glas Wein gerechnet!“

„Auf unſerer Inſel müſſen Sie damit fürlieb nehmen, Sie müßten denn auf Lauken zu Mittag geladen werden.“

„Nach Lauken? Von dem wilden Hans? Das könnte geſchehen! Wie ich da bin, mein lieber Herr Hedrich, bin ich der Vetter des Herrn von Lauken, vorausgeſetzt, daß dieſer Hans einen Vater hatte, der Fritz hieß.“

„Getroffen, Fritz Lauken.“

„Abgemacht! Meine Mutter Anna war deſſen Stiefſchweſter. Die Geſchichte iſt in drei Worten zu

Ende. Mein Großvater hatte aus erſter Ehe nur dieſe eine Tochter und heirathete noch in ſpäterm Alter ein junges Mädchen. Zwiſchen der und der heranwachſenden Tochter gab's keinen Frieden; meine Mutter Anna wurde nach Stettin zu entfernten Verwandten geſchickt. Dort machte ſie die Bekanntſchaft meines Vaters; ſie liebten ſich, ſie wurden einig. Das Geſchrei der adeligen Sippſchaft war groß und von ihrem Standpunkt aus hatten die Leute auch recht. Zum Glück war mein Großvater ein vernünftiger Mann, er entließ die Tochter wenigſtens ohne tragiſchen Fluch aus ſeinem Hauſe. So bin ich mit den Laukens verwandt."

„Da werden Sie kein Verlangen haben, ſie aufzuſuchen", bemerkte Frau Marie.

„Der tolle Hans indeſſen wäre im Stande, um Mitternacht von ſeinem Hauſe die zwei Meilen herüberzufahren, wüßte er, daß in der Prora ein Vetter von ihm ſäße", fuhr der Förſter dazwiſchen. „Ein wilder, jähzorniger Geſell, aber nicht adelsſtolz und gut zu allen, die ihm nicht im Wege ſtehen."

„Ich werde keinen Schatten über den ſeinigen werfen. Ich brauche ihn ſo wenig, als einen andern Menſchen. Jeder für ſich, das iſt das Geſcheidteſte."

Darauf ſagte noch die Frau: „Wenn Sie morgen über die „Schmale Haide" gegangen, an einem Hünen-

grabe vorbei, ſehen Sie zur Linken das Herrenhaus von Lauken auf einer kleinen Anhöhe liegen; eine Allee von Rüſtern führt hinan, verfehlen können Sie's nicht."

„Ich könnte es mir ſchon getroſt beſchauen, ohne Furcht erkannt zu werden. Lebt mein Oheim noch?"

„Der Fritz Lauken? Lebt noch, aber man ſpricht nicht mehr von ihm. Er ſitzt tief hinein im Lande in einer Irrenanſtalt."

„Nemeſis oder gerechte Strafe des Schickſals, wie man es nun nennen will" — und das höhniſche Lächeln ſpielte wieder um Georg's Mund. „Genug der alten Geſchichten, die Todten haben keine Rechte. Auf die Frau Förſterin und daß ich Sie morgen noch beim Abſchied ſehe!" Damit leerte er ein volles Glas.

Wenige Minuten ſpäter leuchtete ihm eine Magd dieſelbe Treppe hinauf, die vorher die ſchwarze Dame emporgeſtiegen. Sie brachte ihn in das zweite Stockwerk, in ein behaglich eingerichtetes Zimmer. Während ſie das offene Fenſter ſchloß und den Vorhang niederließ, tönten von unten herauf die Töne eines Klaviers, dicht unter ſeinem Zimmer wurde geſpielt.

„Schöne Ausſichten für meine Nachtruhe!" murrte er. „Wer ſpielt denn da? Die Frau Förſterin?"

„Nein, das gnädige Fräulein."

„So? Spielt ſie lange?"

„Nicht lange. Nach elf wird alles ſtill.“

Georg blickte auf ſeine Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde an elf.

„Es wird ſich überſtehen laſſen, das Geklimper“ ... Er warf ſich in den mit Leder überzogenen Lehnſtuhl.

Das Mädchen zündete noch ein Licht an, wünſchte gute Ruhe ... er war allein.

II.

Am nächsten Morgen war Georg Rechberg von allen Bewohnern des Jägerhauses am früheſten auf. Wie es die Gewohnheit derer iſt, die einen weitern Ausflug vorhaben, ſah er ſich zunächſt das Wetter an. Noch war der Himmel mit grauen Wolken tief bezogen; möglich, daß die Sonne ſie vertrieb, möglich aber auch, daß ſie ſich in einen jener langſam niederrieſelnden, unaufhörlichen Regen auflöſten, welche die Norddeutſchen „Landregen“ nennen. Rechberg wußte nicht, woher gerade dieſe letztere Vermuthung ihm kam — aber er war überzeugt, es würde an dieſem Tage keinen Sonnenblick geben. Raſch fertig mit ſeinem Anzug, ſetzte er ſich in Gedanken an das offene Fenſter. Die Morgenluft wehte kühl herein. Bleibſt du, oder bleibſt du nicht? überlegte er her und hin. Zuletzt ſchalt er ſich einen Thoren, daß er in Erwartung etwaiger Abenteuer ſeine Zeit in dem einſamen Hauſe verlieren wollte. Die ſchwarzgekleidete Dame ... was wird es auch Ge-

heimnißvolles mit ihr ſein? Ein häßliches, ein wenig überſpanntes adeliges Fräulein, wohl ſchon in den bedenklichen Jahren, die, da es ihr mit keiner Heirath geglückt war, es jetzt mit der Malerei verſucht. Eins mußte er ihr laſſen: ſie ſpielte das Klavier voll Anmuth und mit Ausdruck und beſaß eine Tugend, die er in der Stimmung war, noch höher zu ſchätzen als ihre Kunſt: ſie war pünktlich. Mit dem Glockenſchlag der elften Stunde hatte ſie ihr Spiel mit ſchmerzlich klingenden Accorden beſchloſſen. Das „ſchmerzlich Klingende", ſagte er jetzt zu ſich ſelbſt, wird wohl deine Phantaſie hinzugedichtet haben — und da es im Hauſe lauter und lebendiger wurde, beſchloß er, hinabzugehen und ſich die Umgebung im Morgenlicht zu betrachten.

Mit verſchränkten Armen blieb er auf der Schwelle des Hauſes ſtehen. Wenige Schritte von ihr entfernt lief die hier noch gepflaſterte Landſtraße hin, die er am vergangenen Tage entlang geſchritten; jenſeits erhob ſich eine Gruppe ſtattlicher Tannen, die Zweige ſchwer geſenkt, die Nadeln thaufeucht. Am Brunnen des Hauſes ſchwatzten die Mägde und die Jägerburſchen von ihm ſelbſt, der, von einer vorſpringenden Mauer gedeckt, ihren Blicken entging.

„Und ich laſſe es mir doch nicht nehmen", ſagte die Magd, die ihm in ſein Zimmer hinaufgeleuchtet, „er

ſieht aus wie der tolle Lauken, wenn er gerade bei gutmüthiger Laune iſt! Er hat auch blondes Haar und kleine blaue Augen."

„Haſt Du ihn Dir ſo genau angeſehen?" neckte einer der Burſchen. „Neben dem Lauken muß er ſich ja ausnehmen wie David vor Goliath!"

„Jagte der Lauken doch geſtern hier vorbei, als wären die Wölfe hinter ihm!"

„Waren es vielleicht auch. Er kam von dem Fürſten und es ſoll ſchlimm zwiſchen den beiden hergegangen ſein."

„Schlimm? Warum denn?"

„Warum? Das weiß doch jedes Kind auf der Inſel! Wegen der da oben!"

Das war das Letzte, was Rechberg hörte; er hatte niemals das Lauſchen geliebt und ging jetzt ſcharf auftretend die drei ſteinernen Stufen vor dem Hauſe nieder; am Brunnen verſtummte das Geſchwätz, die Stimme der rufenden Hausfrau ließ ſich vernehmen.

Darüber ſchritt Georg zu den Tannen, wandelte dort einigemal auf und ab und näherte ſich dann wieder von der entgegengeſetzten Seite der Förſterei. Mehr zufällig als abſichtlich ſah er an dem Hauſe hinauf, er ſuchte das Fenſter ſeines Gemachs. Das aber fand er nicht, denn ſeine Blicke blieben tiefer haften — an der

Frauengeſtalt, die an einem Fenſter des erſten Stockwerks ihren ausdrucksvollen Kopf an das Holzkreuz lehnte. Wie hatte der Förſter ſie nur häßlich nennen können! Oder hatte ſie heute eine ihrer guten Stunden, von denen Frau Marie geſprochen? Ein längliches Geſicht von ſchwarzen Haaren eingerahmt, mit ſtrengen, aber edeln Zügen, ſchaute auf ihn nieder.

„Guten Morgen, Fräulein!“ grüßte Georg hinauf.

Wenn das Glück ſich ſelbſt in unſere Hand begiebt, darf man es nicht loslaſſen; nur die Feigen handeln ſo und die Schwachen, und zu beiden hatte Georg nie gehört.

So ſprach er weiter, auf die Gefahr hin, daß ſie das Fenſter vor ihm ſchlöſſe: „Schlechte Ausſichten für meine Weiterreiſe — die grauen Wolken da und dort! Sie ſind die erſte Dame, die ich an dieſem Morgen ſehe; was prophezeien Sie mir: Sonnenſchein oder Regen?“

War ſie nun in beſſerer Stimmung als am geſtrigen Abend oder gefiel ihr die Munterkeit und das Weſen des jungen Mannes, ſie erwiederte mit jener feſten, klaren Stimme, deren Klang ihn ſchon einmal tief und wohlthuend berührt: „Regen“.

„Ich hätte ein freundlicheres Orakel gewünſcht und beinahe aus Ihrem Munde erwartet.“

„Nun erfahren Sie das Gegentheil; vermuthlich hätten Sie mich gar nicht gefragt, wenn Sie meine Antwort geahnt.“

„Vergebung, das ist ein Irrthum, ich fürchte die Wahrheit nicht! Und was ist da viel Schlimmes, muß ich zu der einen Nacht noch eine zweite in diesem Hause verweilen?“

„Sie wären der erste Reisende, den ich kennen lerne, der einen Tag so leicht zu den verlorenen schreibt.“

„Ich könnte Ihnen sagen, daß ich ihn nicht zu den verlorenen zählen werde, erklingen nur dieselben Harmonien heute wieder auf Ihrem Klavier, denen ich gestern in stiller Ergriffenheit lauschte; aber ich ziehe es vor, mich Ihnen als einen Sonderling und den gleichmüthigsten Mann auf dieser Insel und noch ein Stück weiter über die See ins Land hinein vorzustellen.“

„Viel Glück dazu!“ Mit leichtem Gruß schloß sie das Fenster.

In demselben Augenblick fielen die ersten schweren Regentropfen und Georg trat in das Haus zurück. Der Förster lachte gutmüthig, als sein Gast ihn noch für diesen Tag um Obdach und Herberge bat, da er seine Reise des schlechten Wetters wegen aufgeschoben habe, und auch Frau Marie schien das längere Verweilen

des Fremden nicht ungern zu ſehen. Am Frühſtückstiſch erſchien Fräulein Hertha in ſchwarzer Kleidung, einem ſeidenen Gewand wie geſtern. Mit mehr Muße und Ruhe konnte ſie jetzt Georg betrachten. Schön war ſie freilich nicht, über die erſte Blüte der Jugend hinaus, hoch in den zwanziger Jahren; eine gemeſſene Würde drückte ihren Bewegungen wie ihren Formen eine herbe Strenge auf; ihr fehlte das liebliche und reizende Spiel anmuthiger Freiheit. Und nun, bei näherem und längerem Anſchauen, fand Georg in dem Blick ihrer großen dunkeln Augen eine gewiſſe Starrheit, in den Zügen um ihren Mund einen herben Trotz, die im Gegenſatz zu dem ſanften, freundlich lächelnden Geſicht Mariens den Vorwurf des Förſters rechtfertigten; es war da in Wahrheit Abſtoßendes und Unfreundliches; er dachte unwillkürlich, wie er ſie ſo vor ſich ſah, an eine Prieſterin der nordiſchen Götter und ſagte ſich: darum heißt ſie auch Hertha. Faſt mit gleicher Aufmerkſamkeit wie er ſie, muſterte ihn das Fräulein. Erkannte ſie die Aehnlichkeit, von der die Magd draußen am Brunnen geſprochen?

Eine zwangloſe Unterhaltung gab dann Georg Gelegenheit, ſich von ſeiner vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Manches hatte er gelernt und viel geſehen. Als das einzige Kind wohlhabender Aeltern hatte er ganz

ſeinen Neigungen und jenem Streben nach Selbſtver-
edelung und vollkommenſter Bildung ſich widmen können,
das wir in idealem Sinn ſo zuverſichtlich als den ein-
zigen Zweck des Lebens bezeichnen und das denn doch
an jedem Tage die harte Noth des Daſeins, die atra
cura des Bedürfens und Leidens hemmt. Von dieſer
gemeinen Alltäglichkeit und faſt gemeinſamen Qual aller,
denen leben nicht genießen, ſondern arbeiten und kämpfen
bedeutet, war Georg befreit geblieben. Nach des Vaters
Tode hatte er deſſen ausgedehntes Fabrikgeſchäft in
Webereien und Spinnereien übernehmen ſollen; ſo lange
der Vater lebte, war der Sohn tüchtig und anſtellig
geweſen, ein guter Haushalter, ein geſchickter Kaufherr.
Als aber — es war vor nunmehr ſechs Jahren ge-
ſchehen — der Vater die Augen geſchloſſen, hatte Georg
nichts Eiligeres zu thun, als ſeine Fabrik vor-
theilhaft zu verkaufen. Nur das Wohnhaus und den
weiten, ſchattigen Garten, in denen er groß geworden,
behielt er „aus einer thörichten Sentimentalität", wie
er ſich ſelbſt anklagte, „die er aber nun einmal nicht
überwinden könne". Viel in der Heimat war er nicht;
er reiſte umher, er genoß ſein Leben. Wie ſeine nicht
allzu kräftige Natur hatte die treffliche Erziehung ſeiner
Mutter ihn früh Maß halten gelehrt. Alles Abſonder-
liche, Leidenſchaftliche, Unruhige war ihm verhaßt; das

Formſchöne, Regelmäßige zog ihn mehr an, als das Großartige und Geniale; ein Menſch mit vielen kleinen Talenten ohne eine beſtimmt ausgeſprochene Begabung, wie das Sprichwort will: in allen Sätteln gerecht und doch in keinem ein vortrefflicher Reiter. Die Welle kommt, die Welle geht, ſo gleichgültig betrachtete Georg die Ereigniſſe des Lebens. Auch er hatte ſeine Freude und ſeinen Schmerz; wie er dies hoffte, fürchtete er ein anderes; aber es riß ihn doch nichts gewaltſam aus ſeiner Ruhe und kühlen Verſtändigkeit. Wenn wir die Einwirkung der Dinge und Begebenheiten auf unſer Denken und Empfinden nicht in Rechnung ziehen, iſt das Daſein der meiſten unter uns ereignißlos. Wie der heutige, verläuft der kommende Tag; im beſtändigen Kreislauf wiederholt ſich dieſelbe Arbeit, der gleiche Genuß und die gleiche Langeweile. In dieſem Sinne, da er ſeiner Naturanlage und ſeinem Geſchick nach mehr zu den Müßigen als zu den Arbeitenden beſtimmt war, erwartete Georg ohne jeden „Weltſchmerz“ doch nicht allzu viel von der Zukunft — und zunächſt, nach einem halbſtündigen Geſpräch, von der Dame in Schwarz.

Der Förſter hatte ſeine Büchſe genommen und war in den Wald gegangen, die Hausgeſchäfte riefen Frau Marie ab, ſo blieben beide allein in dem Zimmer.

Draußen über der Landſchaft lagen die Regenwolken;

langſam, leiſe, aber unaufhörlich rieſelten die Tropfen nieder, wie in graue Schleier eingehüllt ſtanden die alten Tannen.

„Sind Sie ſchon lange auf der Inſel?“ fragte ſie.

„Seit ſechs Tagen.“

„Und gedenken länger zu bleiben?“

„Ich wollte nur die bekanntern Ausſichtspunkte beſuchen. Das Meer habe ich ſchöner und großartiger als an dieſen Küſten geſehen; Stille und Einſamkeit finde ich in den Wäldern und Thälern meiner Heimat ſo gut wie hier.“

„Sie lieben das Stillleben in und mit der Natur nicht?“

„Zu Zeiten, meine Gnädige, zu Zeiten!“

„Und jetzt“, bemerkte ſie lächelnd — es war das erſte, ein halbes Lächeln, das er auf ihren Lippen gewahrte —, „iſt dieſe Zeit nicht. Geſtehen Sie's nur, der Regen verſtimmt Sie trotz Ihrer Geduld!“

„Gefehlt! Ich ſtellte nur die Betrachtung an, was ich beginnen würde, wenn ich aus irgend einem Grunde aus dieſem Hauſe nicht herauskönnte und tagein tagaus hier ſtillſitzen müßte.“

Sie ſah ihn groß und forſchend an; da aber Georg ihren mißtrauiſch fragenden Blick aushielt und kein Zug in ſeinem Geſicht ſich änderte, ſagte ſie: „Nicht hinaus-

können? Ja, glaubten Sie denn, ich — Sie wären ein Gefangener?"

„Gefangen durch das Wetter meinetwegen, das die Wege der Prora unwegſam gemacht, feſtgehalten durch eine Krankheit, wodurch Sie wollen. Sie dürfen es mit einem phantaſtiſchen Einfall nicht gar ſo ſtreng nehmen! Denn für ein Gefängniß erſcheint mir das Haus doch zu freundlich und vor allem —"

„Nun? Sie ſtocken?"

„Die Flucht aus ihm wäre ſo leicht."

„Meinen Sie?"

„Gewiß! Geſetzt, wir wären die beiden Gefangenen", und Georg ſtand laut lachend auf. „Gnädiges Fräulein, würde ich ſagen, werfen Sie einen Mantel über, ſtützen Sie ſich auf meinen Arm — ſo gingen wir hinaus und wären längſt in einem der umliegenden Herrenhäuſer, ehe unſer Wächter, der gute Hedrich, heimgekehrt."

„Und wenn wir keine Aufnahme fänden?"

„Flüchtige weiſt niemand von ſeiner Thür, kein Edelmann, denk' ich wenigſtens."

„Kein Edelmann! Wer ſagt Ihnen das?"

„Mein Gefühl. Noblesse oblige! So aus der Art iſt hoffentlich der Adel auf dieſer Inſel noch nicht ge-

ſchlagen, einem Unglücklichen, von mächtigen Feinden Verfolgten ſeinen Schutz zu verweigern."

„Ein Lob des Adels — das iſt ſelten in unſern Tagen!" ſagte ſie nicht ohne Spott. „Und hätte mir Herr Hedrich nicht Ihren Namen genannt —"

„Hielten Sie mich ſelbſt für einen der Bevorzugten. Nein, ich bin ein Bürgerlicher, bin ſtolz darauf und ein Gegner der Edelleute! Aber Gerechtigkeit auch dem Feinde! Ich fahre in unſerm Fluchtverſuche fort... Dieſe Plauderei, harmlos und beinahe kindiſch, wie ſie iſt, ermüdet Sie doch nicht?"

„Sie paßt zu dem Wetter."

„Gut; wir ſind auf unſerer Flucht bis zu einem Gutshof in der Nähe, bis Lauken gekommen"...

„Lauken? Warum dorthin?" Sie ſagte das mit unterdrückter Heftigkeit und ſchlug in die Hände.

Es hat getroffen, dachte Georg bei ſich; äußerlich ſpielte er den Erſtaunten. „Nach Lauken? Ich hörte, das wäre der nächſtgelegene Edelhof."

Dem Fräulein aber ſchwoll die Zornesader auf der Stirn, ſie war aufgeſtanden und ſchritt in ſtürmiſcher Bewegung auf und nieder.

„Ich habe Sie unwiſſentlich und unabſichtlich verletzt", äußerte Georg in dem kalten Tone der Höflichkeit. „Laſſen Sie mich meine Verſchuldung durch meine Ent-

fernung büßen!“ Und mit tiefer Verneigung ging er zur Thüre.

„Bleiben Sie!“ Ihre Stimme hatte etwas Gebieteriſches, und wie ſie ſo, mit erhobener Hand ihm winkend, daſtand, hoheitsvoll in Haltung und Bewegung, fühlte man, daß ſie zum Befehlen geboren ſei und daß man ihr gehorchen müſſe. „Was hat man Ihnen hier im Hauſe von mir geſagt? Wofür halten Sie mich? Nach Ihren doppelſinnigen Reden ſind Sie mir Wahrheit ſchuldig.“

Diesmal war Georg doch durch ſeine Kühle und Gemeſſenheit ihrem aufbrauſenden Unwillen überlegen. „Mein gnädiges Fräulein! Geſtern, als ich Sie auf der Haide traf, hielt ich Sie für eine Landſchaftsmalerin; vor einer halben Stunde nannte Sie der Förſter „Fräulein Hertha von Witting“; alles in allem darum, was ich von Ihnen weiß und glaube, iſt: Fräulein Hertha von Witting, eine Landſchaftsmalerin und vortreffliche Klavierſpielerin.“

„Und das wäre alles?“

„Weder Sie noch ein anderer können mehr von meiner Wahrheitsliebe fordern!“

„Ich aber — ich will Ihre Gedanken ... O, das iſt ein thörichter Wunſch! Sie haben recht, mich wie ein Kind zu behandeln. Guten Morgen, mein Herr!“

„Guten Morgen, meine Gnädige!“

Sie ging aber nicht, ſondern wandte ſich mit raſchem Entſchluß auf der Thürſchwelle um. „Ich muß Ihnen“, ſagte ſie, „wie eine Irrſinnige erſcheinen, eine Perſon, die aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt iſt. Ohne einen andern Grund, als meinen Argwohn gegen Sie zu haben, beleidige ich Sie — Vergeben Sie mir! Ich bin nicht glücklich, ein ſchweres Verhängniß liegt auf mir. Geſtehen Sie mir das Eine: warum erwähnten Sie vorhin des Herrenhauſes von Lauken?“

Georg's Abſicht war es geweſen, durch ſeine Reden ihrem Geheimniß näher zu kommen; das zu verrathen, hielt er doch, trotz ihrer verſöhnlichen Stimmung, für zu gewagt, ſich ſelbſt, ihr gegenüber, nicht zur Offenbarung der ganzen Wahrheit verpflichtet; ſo antwortete er denn: „Ich habe nichts zu verzeihen, Fräulein! Der Uebermuth, die Laune riß mich hin, Dinge zu äußern, die bei unſerer jungen Bekanntſchaft ſchicklich nicht hätten von mir erwähnt werden ſollen. Wenn man in ein Haus tritt, ſoll man nicht gleich von den Nachbarn ſprechen. Wie ich indeſſen zu dem Namen Lauken kam? Einfach genug; hier an dieſem Tiſche erzählten mir geſtern die Förſtersleute von dem tollen Hans von Lauken, erfuhren ſie von mir, daß ich der Vetter des Herren wäre.“

„Der Vetter des Lauken?“ Den Schritt, den ſie ihm entgegengethan, trat ſie wieder zurück.

„Ich bin's; allein von uns beiden iſt jeder dem andern ſo unbekannt, als wäre er der Mann im Monde.“

„Sie vernahmen gar nichts von Ihrer Familie?“

„Gar nichts. Sie ſind adelig, ich bin bürgerlich, und die Kluft zwiſchen uns iſt zu weit und tief, als daß der Schall der Ereigniſſe, die drüben geſchehen, nach hüben dränge.“

„Sie könnten ſich täuſchen; vielleicht nähme man Sie in Lauken mit offenen Armen auf.“

„Ich werde meine Verwandten nicht auf die Probe ſtellen.“

„Umgekehrt. Die Laukens ſind arm geworden, tief verſchuldet; der jetzige Beſitzer denkt daran, das Gut zu verkaufen — wenn er es vortheilhaft an einen Vetter anbringen könnte.“

„Ich bin kein Güterſpeculant“, entgegnete Georg trocken, „komme niemand gern mit meinem Gelde zu Hülfe, ſicherlich keinem Narren, der am Vorabend ſeines Falles ſeine Pferde aus reinem Muthwillen zu Tode jagt.“

Es zuckte in Hertha's Geſicht. „Die Kühnheit des

Herrn von Lauken bewundern alle hier, ſeine Wildheit fürchten ſie."

„Das war immer ſo. Die Menge iſt wie die Kinder, ſie haben Reſpect vor Rieſen und Tollen."

Ganz aus ihrer Kühle ging ſie heraus, als ſie eifrig erwiederte: „Sie kennen Hans von Lauken nicht, Sie ſprächen ſonſt nicht in dem Tone von ihm, nicht in dem Tone!"

Das Erröthen, das ihre blaſſen Wangen mit roſigem Lichte übergoß, ärgerte ihn; ein unbeſtimmtes, namenloſes Gefühl, oder ſollte er es Eiferſucht nennen? regte ſich in ihm; ſchon gönnte er dem Vetter die Theilnahme nicht, die ſich in Hertha's Worten bekundete. „Ich laſſe ihm ſeinen Ruhm", ſagte er verdrießlich und ſpöttiſch, „meine Meinung wird ihm überdies keinen Eintrag thun! In unſerer vortrefflichen Welt haben Abenteuerer und Spieler noch immer den Vorrang vor denjenigen behauptet, die wir, auch mit einem Tone, der ſich nicht beſchreiben läßt, die Guten und die Rechtſchaffenen heißen."

„Hans Lauken iſt kein Abenteuerer ... Sie finden es erklärlich, daß ich für ihn eintrete, ich bin — oder beſſer, ich war ſeine Verlobte."

Darauf konnte ihr Georg Rechberg nur durch eine ſtumme Verbeugung antworten.

Nach einer Weile fuhr sie dann fort: „Das Geständniß ist mir nun einmal entschlüpft, Sie haben ein Recht auf das Uebrige. Mir ist es wenigstens so, und ich will heute den Eingebungen des Augenblicks folgen.“ Wieder erschien in ihren Zügen und ihrem Wesen das Herrische, der Trotz.

Noch zupfte sie, wie ein Mädchen es wohl in Unschlüssigkeit und Verlegenheit thut, an den Spitzen ihrer schwarzen Tüllärmel, ihre Augen hielt sie auf den Boden geheftet; so, ohne ihn anzusehen, begann sie: „Es wäre das Klügste, nie von der Vergangenheit zu reden; wir würden die Gegenwart mehr genießen und die Zukunft weniger fürchten. Wenn die Erinnerung süß ist, das Vergessen ist noch süßer. Erinnerungen sind unsichtbare Ketten; wir fühlen ihren schweren, harten Druck, sobald wir es versuchen, frei zu sein und frei zu handeln. Ich bin die Tochter eines Gutsbesitzers drüben in der Provinz; meine Mutter war eine italienische Sängerin, die der Vater in der Hauptstadt gesehen und lieben gelernt hatte, daher die dunkle Farbe meiner Haare und meiner Augen, die Ihnen aufgefallen sein mag. Da mein Vater auch auf der Insel ein kleines Gut besaß, wurde er mit dem Fürsten bekannt und vertraut. Beide Männer schlossen eine innige Freundschaft. Beinahe in jedem Sommer verweilten wir mehrere Wochen

in dem Seebade, das der Fürſt mit vielen Koſten und Mühen am Südufer der Inſel eingerichtet. Soviel er vermochte, unterſtützte ihn der Vater in ſeinen Plänen und Arbeiten; er baute ſich in dem Flecken unten an der See, durch den Sie gekommen, ein hübſches kleines Haus, das uns allen an das Herz wuchs. Wohin wir auch reiſten, nirgends gefiel es dem Vater wie der Mutter ſo gut, als am fürſtlichen Hofe. Ich blieb das einzige Kind meiner Aeltern, ich war ihr verzogenes Schoskind. Der Fürſt hatte einen Sohn und mehrere Töchter; wir betrachteten uns gegenſeitig faſt wie Geſchwiſter und haben in dem prächtigen Schloßgarten unten, auf den weiten grünen Raſenplätzen mit den zahmen Rehen eine glückliche Jugend verlebt. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob für alle das bewußte Leben und damit das Elend beginnt, wenn ſie den Kinderſchuhen und der Dämmerung der Kindheit entwachſen? Mir geſchah es ſo. Ich kam, ein zehnjähriges Mädchen, in eine Penſion der Hauptſtadt; die Mutter war mir geſtorben und der Vater getraute ſich nicht, allein meine Erziehung zu leiten. In dem beſtändigen, engen Zuſammenleben mit Lehrerinnen und Mitſchülerinnen bildeten ſich raſch Freundſchaften wie Feindſchaften. Verwöhnt wie ich war, wunderte ich mich, daß man in der Penſion dies und das an mir tadelte, mich ſchalt,

mich beſtrafte. Möglich, daß ich meiner Naturanlage nach böſe war, aber dieſe Erziehung machte meine Fehler und Schwächen noch größer; ich wurde ein verſchloſſenes, trotziges und eigenwilliges Mädchen. Den klügſten Kopf hat mir die Gottheit nicht gegeben; ich lernte ſchwer, vieles entging mir ganz; Muſik, zu der ich Talent, und Malerei, zu der ich Neigung hatte, wurden nicht in der Weiſe behandelt, die mich hätte anziehen und feſſeln können. Ein zufälliges Wort that dann das Uebrige. „Was weinſt Du nur?“ ſagte mir eine Freundin, als ich wieder einmal, weil ich eine Aufgabe nicht richtig gelöſt, hart geſcholten worden war; „Du brauchſt nichts zu lernen, Du biſt ja reich!“ Das ſummte mir im Ohr und im Herzen: „Du biſt ja reich!“ Damit trotzte ich den Strafen, damit dünkte ich mich den gewöhnlichen Bedingungen des Lebens enthoben und auf eine beſondere Stufe geſtellt. Das Geld wurde mir der Maßſtab des Werthes, der Erſatz für jede fehlende Tugend. Sie glauben wohl, daß ſpäter die vornehme Welt dem ſechszehnjährigen Mädchen, der reichen Erbin keine andere Gedanken einflößte, ſie im Gegentheil in den ihrigen beſtärkte. Huldigungen, Schmeicheleien überhäuften mich; ſelbſt in der Fremde, auf weiten Reiſen, die ich mit dem Vater machte, verließen ſie mich nicht; überall ſammelte ſich eine Schaar

Bewunderer um mich. Sie halten mich nicht für eitel, daß ich Ihnen dieſe Thorheiten ſchildere: ein Blick auf mein Gewand und in mein Geſicht zeigt Ihnen ja das Ende dieſer Dinge und was von dieſen Triumphen geblieben: ein altes vergrämtes Mädchen und ein ſchwarzes Kleid.

„Nicht ohne gegenſeitiges Erſtaunen ſahen wir Jugendgeſpielen uns unter den Blutbuchen des alten Parks wieder. Die älteſte Tochter des Fürſten war geſtorben, die jüngere verlobt und, wie alle Bräute ſind, ſie hatte wenig Zeit für die Jugendfreundin übrig. Zwiſchen dem Fürſten und meinem Vater hatte die leidige Politik, da jeder von ihnen andern Anſchauungen nachhing, eine Spannung und Verſtimmung hervorgerufen, die auch auf uns Kinder ihren Einfluß übte. Wie geſagt, ich ging gerade mit der Prinzeſſin unter den Buchen ſpazieren, als ihr Bruder Karl aus dem Schloß uns entgegenkam. Auf die Nachricht, daß ich und der Vater wieder im Orte ſeien, war er ſpornſtreichs vom Jagdſchloß, wo er ſich aufhielt, herübergeritten. Neun Jahre waren vergangen, daß wir uns nicht geſehen . . .“

Indem unterbrach der Hufſchlag eines heranſprengenden Roſſes die Erzählerin. Schon hörte man den ſchweren Tritt des Reiters auf den Stiegen des Hauſes.

Haſtig, ſchreckenbleich riß Frau Marie die Thür des Zimmers auf und ſtand ſprachlos.

Auch Hertha erbleichte, ſie griff nach ihrem Herzen; aber zugleich ballte ſie die andere Hand und preßte die Lippen zornig aufeinander.

„Was giebt's?“ ſo war Georg aufgeſprungen.

„Hans Lauken iſt da!“ ſagte Frau Marie, die jetzt ihre Sprache wiederfand.

„Hans Lauken!“ Georg war in der Stimmung, mit Lucifer ſelbſt anzubinden. „Herein mit ihm! Ich bin neugierig, das Geſicht meines Herrn Vetters zu ſehen.“

Hans von Lauken war eine ſtattliche Erſcheinung; eine kräftige, hohe Geſtalt mit breiten Schultern, einem breiten Geſicht mit hellen blauen Augen darin, das blonde gelockte Haar wie eine Mähne über den Hinterkopf in den Nacken zurückgeſtrichen: ſo erinnerte er in mehr als einem Zuge an die alten nordiſchen Recken, deren Gräber, von hohen Bäumen umſchattet, von bemooſten Steinen umhegt, der Wanderer ſo häufig auf den Feldern dieſer Inſel findet.

Haſtig, ohne anzuklopfen, hatte er die Thür aufgeriſſen und ſtand nun hochaufgerichtet im Gemach. Der ſcharfe Ritt hatte ſein Geſicht geröthet, vom Regen waren ihm die Haare feucht, ſein enganſchließender grüner Jagdrock wie beſäet mit tauſend kleinen blitzen-

den Tropfen. Daß er ſeine Reitgerte noch in der Hand hielt, machte ihn in Georg's Augen wie die ganze Art ſeines Auftretens zu einem bäueriſchen und ungebildeten Landjunker. Mit wüſten Geſellen hatte er niemals gern zu thun gehabt, wußte aber, daß nur ein grober Keil einen groben Klotz ſprengt, und ſo, wenn er auch neben Hans Lauken nur klein und ſchwächlich erſchien, trat er ihm entſchloſſen entgegen und ſagte: „Es mag wohl Sitte auf der Inſel ſein, unangemeldet in ein Zimmer zu treten; darf ich mir aber, in der Abweſenheit des Hausherrn, wenigſtens die Frage erlauben, wem die Ehre Ihres Beſuchs gilt?“

Die Frauen hatten ſich darüber in die Niſche des hohen Fenſters zurückgezogen, Frau Marie mit ängſtlichen Blicken voll Beſorgniß, welchen Ausgang das Geſpräch nehmen würde, Fräulein Hertha in größerer Faſſung, das Antlitz nur wenig bewegt.

Bei Georg's unerwarteter Anrede ſtutzte der Junker; er machte eine Bewegung, als wolle er den Unberufenen, der ſich da zwiſchen ihn und ſeine Verlobte drängte, raſch bei Seite ſchieben, beſann ſich aber doch eines Beſſern und erwiederte, ſo gelaſſen er eben reden konnte: „Mit Ihnen nicht, mein Herr! Nicht mit Ihnen! Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, mit welchem Recht Sie mir den Eintritt gleichſam verwehren.“

„Verwehren? Das iſt zu viel geſagt! Aus dem Erſchrecken der Damen ſchloß ich, daß Ihr Erſcheinen in dieſem Hauſe nur ein ſeltenes und nicht jedem ſeiner Bewohner ein willkommenes iſt. Der Herr Förſter Hedrich, den Sie vermuthlich ſuchen —“

„Halten Sie mich für einen Narren, mein Herr?“ brauſte Hans Lauken auf. „Das Fräulein will ich ſprechen! Ich will's und Sie werden mich nicht hindern, Sie —“

Er ſagte indeſſen kein weiteres Wort, denn Hertha ging langſam aus der Fenſterniſche zu den Streitenden.

„Ich danke Ihnen, Herr Rechberg!“ wandte ſie ſich an Georg. „Bemühen Sie ſich nicht ferner zu meinem Schutz! Herr von Lauken glaubte ſonſt vielleicht, ich wäre zu furchtſam, mich auf eine Unterredung mit ihm einzulaſſen.“ Und indem ſie ſich wieder auf ihren Seſſel am Tiſche niederſetzte und dem Edelmann winkte, Platz zu nehmen, ſagte ſie in ihrer herriſchen Weiſe: „Jetzt will ich Sie hören!“

Sich gegen ſie verneigend, verließ Georg das Zimmer; Marie, die ihm folgen wollte, wurde durch einen bittenden Blick Hertha's zurückgehalten.

Der Junker ſtand noch unbeweglich auf ſeinem Platze, unſchlüſſig, ob er mit Hertha reden oder erſt ſeinen Streit mit dem ihm fremden jungen Manne

zu Ende bringen ſollte; ſeinen kleinen ſchwarzen Hut drehte er hin und her in der Hand, endlich warf er ihn und die Peitſche trotzig auf die Erde und fragte mit verhaltenem Zorn: „Wer iſt dieſer Mann, den Sie in meiner Gegenwart Ihren Beſchützer nennen? Daß er mir nicht einmal draußen in der Haide begegnet!“

Das Fräulein würdigte ihn gar keiner Antwort, nur Frau Marie erwiederte: „Es iſt ein Reiſender, Herr Georg Rechberg, und er behauptet, er wäre ein Vetter von Ihnen.“

„Mein Vetter!“ Hans Lauken fuhr ſich über die Stirn. „Kann mich nicht beſinnen — oder iſt's gar der Sohn der ungerathenen Anna?“

„Herr von Lauken“, unterbrach ihn da Hertha, „meine Zeit iſt gemeſſen! Was führt Sie her? Ich meine freilich, wir hätten uns ſo gründlich und unzweideutig ausgeſprochen, daß ich nicht mehr weiß, was Ihnen zu ſagen oder mir zu hören bleibt! Ein Mann, deſſen Werbung ein Mädchen einmal zurückgewieſen, ſollte ſich ihr nicht zum zweitenmal nahen, wenn er ſie und ſich ſelbſt achtet!“

„Spotten Sie nur“, entgegnete er, „daran bin ich gewöhnt! Ich habe eine harte Haut gegen dieſe Pfeile und zugleich den feſten Glauben, daß nicht jedes Wort, wie es von Ihren Lippen ſpringt, auch aus Ihrem —“

Er hielt inne und ſchlug die Arme übereinander.

In der Pauſe, die nun eintrat und in der Hertha, ſei es, um ihre Verlegenheit zu verbergen oder ihre Gleichgültigkeit zu zeigen, eine Stickerei aus ihrem Arbeitstäſchchen, das ſie am Gürtel trug, nahm und einige Stiche verſuchte, hielt es Frau Marie für das Schicklichſte, ſich leiſe aus dem Gemach durch eine Seitenthür zu entfernen; diesmal forderte ſie kein Blick des Fräuleins zum Verweilen auf. Dies war indeſſen auch unmöglich, da Hertha unverwandt ihre Augen auf ihre Arbeit richtete und nicht um ſich blickte, was im Zimmer geſchähe. Ein tieferes Athemholen des Junkers ließ ſie erſt ihre ſchwarzen, ſtechenden Augen erheben.

„Wir ſind allein“, ſagte er wie einer, dem eine plötzliche Beklemmung, ein Alpdruck von der Bruſt weicht. „Allein! Wie hab' ich ſpähen und lauſchen müſſen, dieſe kurzen Minuten des Alleinſeins mit Ihnen zu erbeuten! Ja wohl rächen ſich die Frauen grauſamer als wir Männer. Wir ſind zufrieden mit dem Tode des Feindes, ſie aber... Genug! Ich will ruhig bleiben und Sie nicht beleidigen noch kränken! Damit aber, daß Sie mir den Verlobungsring zurückgaben, damit konnte es zwiſchen uns nicht aus, dies nicht das Ende ſein! Sie fühlen es ſo gut wie ich, dem Sie keine feinere Empfindung zutrauen, den Sie wie einen

Halbwilden betrachten! Ich habe keinen Sinn für die Kunſt und die feineren Formen des Lebens, aber Sie hatten mich doch gewählt, unter vielen mich frei und ohne Zwang gewählt! Für beſſer, als ich bin, gab ich mich nicht; wir haben uns lange genug gekannt und geprüft, um zu wiſſen, was jeder von dem andern zu erwarten hatte, was nicht. Sie nahmen meine Huldigungen an; Sie ſahen, wie täglich, was ſag' ich, wie ſtündlich im Verkehr mit Ihnen meine Liebe wuchs, wie aus meiner Verehrung und Zärtlichkeit die Flamme einer wilden Leidenſchaft auflohte!... Sie ſahen das Alles, Sie löſchten den Brand nicht" —

„Behaupten Sie vielleicht gar, daß ich ihn angefacht?"

„Sie nicht, Ihre Augen! Allein Liebe entzünden galt noch nie für Schuld. Was that ich nur, daß ich Ihre Huld verſcherzte? Soll ich das Ganze für ein Maskenſpiel halten, das Sie beliebten mit mir anzuſtellen, in dem Sie die Larve abwarfen, als der Tod Ihres Vaters Sie von dem einzigen Manne befreite, der für mich hätte erfolgreich eintreten können? Sie wünſchen, daß ich mir Ihre Handlung ſo erkläre; Vergebung, ich kann Hertha von Witting niemals einer ſo ſchmählichen Gaukelei"...

„Dank für Ihre gute Meinung, Herr von Lauken!"

entgegnete ſie mit einem ganz leiſen Beben in ihrer Stimme. „Die alte Freundſchaft für mich lebt noch in Ihnen. Bei alledem müſſen Sie mich hinnehmen, wie ich bin, oder lieber, wie ich war; wetterwendiſch, eitel, gefallſüchtig. Es lag mir daran, einen Bären zu zähmen, Sie gingen in die Falle... Das iſt zu hart; denken Sie, ich hätte mit einer Freundin gewettet, Sie in mich verliebt zu machen, auf eine Woche, im beſten Fall auf einen Winter. Sie und mein Vater nahmen den Scherz für Ernſt; ich getraute mir in einem Augenblicke der Befangenheit nicht, meine Neckerei zu geſtehen; ſo wurden wir verlobt. War's unrecht, daß ich die erſte Stunde meiner Freiheit benutzte, ein Band zu löſen, das Sie und mich in unglücklicher Ehe zuſammengeſchmiedet?"

„Sie vergeſſen das Eine: daß ich Sie liebte, noch liebe, heute wie damals und immer!"

Bei dieſem Ausruf flog ein leiſer roſiger Hauch über Hertha's blaſſe Wangen: die Arbeit war ihren Händen ſchon lange entſunken und ruhte in ihrem Schooß; jetzt griff ſie mit ihren Händen nach der langen goldenen Kette, an der ſie ihre Uhr befeſtigt trug, und ſpielte mechaniſch mit dem Schieber, der ſie zuſammenhielt.

Und Hans von Lauken — wie wild und wüſt er

auch gelebt haben mochte, wie rauh, hart und jähzornig ſein Sinn auch war, als er ſo redete, umgab ihn ein Schimmer edler, männlicher Schönheit. Eine ſanfte Bewegung milderte den trotzigen Ausdruck ſeines wettergebräunten Geſichts; die Zornader, die ihm ſchwellend immer über die Stirn lief, hatte ſich zu einer leichten Falte geglättet, die ihm einen Zug der Trauer, des nachdenklichen Ernſtes verlieh.

In dem Gemach herrſchte die tiefſte Stille; ein Schuß, der draußen fiel, ließ Hertha zuſammenfahren; Lauken eilte an das Fenſter.

„Es iſt nichts“, ſagte er mit eigenem Lächeln. „Mein Herr Vetter, er wird es wohl ſein, denn wie einer, der lügt, ſieht er nicht aus, übt ſich im Schießen, und wahrhaftig, er hat ſich den Vogel heruntergeholt!“

Wieder ſtockte das Geſpräch. Daß Hertha einmal flüchtig, verſtohlen nach ihm hinblickte, entging dem Junker, der noch gedankenvoll durch die Scheiben ſah, wie Georg ſeine Piſtole aufs neue lud. Als er ſich dann zu ihr zurückwandte, hatte ſie ihre Arbeit aufgenommen...

„Sie aber“, fuhr er fort, an ſeine letzten Worte anknüpfend, „können mich nicht lieben, Ihnen war die Ehe mit mir verhaßt. Ein anderer hätte ſich wohl gefaßt und die Bitterkeit verſchmerzt, ich vermag es nicht.

Wir ſind keine Kinder, und ſo ſag' ich: es gibt ſchönere Mädchen als Sie, zärtlichere, aber lieben werde ich doch keine wie Sie, Hertha! Dem allen widerſprechen Sie nicht, es iſt die Wahrheit! Sie kennen meine Leidenſchaft, warum kamen Sie hierher, wo täglich der Wind Ihren Namen zu mir hinübertragen muß, wo ein Begegniß auf der Haide unvermeidlich iſt? Wo ich an dieſem verwünſchten Hauſe nicht vorüber kann, ohne hinaufzuſchauen, ob Sie am Fenſter ſtehen? Wo Ihre Nähe beſtändig den Wunſch des Herzens erneut, mit Ihnen zu reden, Ihre Hände zu berühren, ja nur das Rauſchen Ihres Gewandes zu vernehmen! Sie ſind grauſam, Hertha, Sie wollen die Wunden, die Sie mir ſchlugen, nicht vernarben laſſen, Sie freuen ſich daran, daß ſie noch bluten!"

„Ein Wort der Vertheidigung, Herr von Lauken! Ueber ein Jahr iſt es nun her, daß wir uns trennten. Damals wähnte ich, Italien läge weit genug von dieſer Inſel; ich täuſchte mich. Der erſte Fremde, der mir in Neapel begegnete, waren Sie. Er will an dieſen herrlichen Geſtaden vergeſſen lernen wie du, dachte ich und räumte Ihnen den Platz, nur um in einem ſtillen Thale Tirols, wohin ich mich zu einer Freundin geflüchtet, Sie wieder zu treffen. Ich bin keine Amazone und Weltreiſende; ich hatte das Meinige gethan, Sie

zu vermeiden, und mußte fortan das Uebrige dem Geſchick allein anheimgeben. Nach der Inſel kam ich auf den Wunſch des alten Fürſten, dem ich ſtets wie meinem Vater gehorſam geweſen bin. Dies Haus wählte ich mir zum Aufenthalt, weil in dem meinigen, unten im Badeort, gebaut wird, mir ſelbſt, in meiner Stimmung, die Gegend hier, die ſchmale Haide zuſagt; es iſt zwiſchen mir und dieſer Natur eine unausſprechliche Sympathie. Warum, möcht' ich jetzt fragen, ſtören Sie mir meine Einſamkeit? Warum tragen Sie in meine Ruhe Ihre Unruhe? Sie verfolgen mich auf Schritt und Tritt; in Ihrer Heftigkeit ſind Sie fähig, mich auf offener Straße anzuhalten. Ich wage nicht mehr ohne Begleitung den kleinſten Spaziergang... In meiner Noth klagte ich über Ihre Zudringlichkeit bei dem Fürſten und bat um ſeinen Schutz."

„Der Fürſt!" Wild lachend ſchlug er mit geballter Fauſt auf den Tiſch. „Der alte Schwätzer und Ränkeſchmied! Mein Fürſt iſt er nicht! Er iſt Unterthan des Königs ſo gut wie ich und hat einem Edelmanne nichts zu befehlen! Seinen Dienern und Hundejungen mag er Geſetze vorſchreiben, mir nicht! Will er mir vielleicht verbieten, hier vorbeizureiten? Er weiß wohl, daß er viel in die Luft hineinreden kann. Einen alten Mann, den die Gicht peinigt, fordert man nicht zur

Rechenſchaft. Und ſein Sohn iſt fern. Wäre der im Schloſſe geweſen, ſie hätten eine Geſchichte mehr von dem tollen Lauken zu erzählen gehabt!“

Wer das Fräulein während dieſer heftigen Rede des Junkers ſchärfer beobachtet, der hätte das Beben ihres Körpers bemerken müſſen, die fieberhafte Röthe, die ſie von der Stirn bis zum Nacken überflog, als er den Sohn des Fürſten erwähnte. Sie verbarg ſchweigend das Geſicht in ihre Hände, als wollte ſie ſo den Sturm über ſich austoben laſſen.

Mit hart auftretenden Schritten — die Sporen klirrten ihm an den Füßen — durchmaß Hans Lauken inzwiſchen das Zimmer, hin und her, die Fäuſte geballt, zornfunkelnd die Augen; jetzt ihm entgegenzutreten oder zu widerſprechen, wäre ein ſchlechter Rath geweſen.

„Und es iſt auch ſo“, brach ſeine verhaltene Wuth aus, „der Fürſt iſt ſchuld an unſerer Trennung. Thöricht habe ich mein Herz geſcholten, das mich immer vor dieſen falſchen Freunden warnte, und es hatte doch recht. Der Fürſt wird Ihnen erzählt haben, daß ich ein Spieler, ein Wüſtling ſei; wie man Kinder mit dem Knecht Ruprecht ſchreckt, ſo wird er Sie mit dem Bilde erſchreckt haben, das er von mir entworfen. Wahrlich, ich bin nicht toll, aber wenn einem die Menſchen und das Leben ſo böſe und falſch mitſpielen wie mir, ſteigt

einem das Blut bisweilen nach dem Kopfe und man fährt darunter, fuchswild, wie ſie's heißen, wie unter eine Meute böſer Hunde. Ich war beſſer, als ich an Ihre Liebe, Hertha, als ich an die Freundſchaft des Prinzen glaubte. Als dann der Sonnenſchein aus meinem Leben fort war und Nacht um mich her, Nacht und Dunkel, da ſind auch in mir die finſtern Geiſter erwacht, die in uns allen ſchlummern. Warum habt ihr ſie aufgeweckt? Ich rief ſie nicht, nun ſind ſie da, euch zur Qual und mir!"

Ein Sonnenſtrahl durchbrach eben das graue Gewölk am Himmel und glitt durch die Scheiben, in einem feinen goldenen Streifen über die Dielen des Fußbodens hinzitternd. Hertha erhob ſich; die ängſtliche Schwüle im Gemach beklemmte die Bruſt, die Erregung, in deren Gewalt er war, drohte ſich auch ihr mitzutheilen; all ihren Muth zuſammennehmend, ſagte ſie, um das Geſpräch raſch zu endigen: „Ich bin nicht Ihre Schickſalsgöttin, Herr von Lauken, jeder iſt ſich ſein eigenes Geſchick. Härter als Sie es thun, klage ich mich meines leichtſinnigen Spiels mit Ihren Gefühlen an, ich bereue es ſeit Jahren, aber ändern kann ich ſeine unglücklichen Folgen nicht. Verachten Sie mich, ich ſchrieb es ſchon einmal, verachten, vergeſſen Sie mich."

„Nicht darum kam ich hierher. Ich wollte noch

einmal verſuchen, Ihr Herz zu rühren, Sie freundlicher für mich zu ſtimmen.“

„Verlorene Mühe; ich kann nicht die Ihre werden.“

Er griff nach ihren Händen, aber ſie hielt ſie feſtgefaltet auf ihrer Bruſt und der finſtere Blick, den ſie ihm zuwarf, ſicherte ſie vor ſeiner Berührung.

Und als wäre ſie durch dieſen Beweis der Herrſchaft, die ſie über ihn noch ausübte, entſchloſſener geworden, fuhr ſie fort: „Meine Gegenwart quält Sie hier, ſie hat Veranlaſſung zu den peinlichſten Auftritten gegeben: verſprechen Sie, mir nicht zu folgen, mich nicht wieder zu ſehen und ich verlaſſe morgen dies Haus und die Inſel.“

„So ſehr haſſen Sie mich alſo? Sie wollen die Heimath fliehen, nur um mir nicht zu begegnen? Draußen, in der weiten Welt, werden Sie nicht zürnen, wenn die Augen der Männer voll Leidenſchaft Sie betrachten, wenn man Ihnen huldigt, Ihnen ſchmeichelt — hier grollen Sie mir, weil ich Ihnen von Liebe, von der Liebe des treueſten Herzens rede, das Ihnen noch angehört hat. Sie ſind keine Amazone, ſagten Sie vorhin, und wenn Sie ſchutzlos“ —

„Vor Wind und Wetter beſchütze ich mich allein und gegen die, welche mir ihre Neigung aufdrängen

wollen, Herr von Lauken, hoffe ich überall, in der Prora wie draußen, Freunde und Vertheidiger zu finden."

Unabſichtlich waren ſie beide dem Fenſter näher getreten; drüben unter den Tannen ging Georg, wie es ſchien, in gleichmüthigſter Ruhe, mit einem Jägerburſchen plaudernd, auf und nieder.

„Vielleicht den da?" zeigte Hans von Lauken hinaus; er warf die Lippen ſpöttiſch und drohend auf.

Hertha's leicht gekränkter Stolz ertrug dieſe Bewegung nicht. „Möglich", erwiderte ſie, „Herr Georg Rechberg iſt ritterlich und weiß, was man den Frauen ſchuldet."

„Und ich weiß es nicht!" Es war ein rauhes, häßliches Lachen, das der Junker ausſtieß. „Nicht wahr, ich könnte von meinem bürgerlichen Vetter feine Sitten lernen? Loben Sie ihn nicht zu ſehr, Fräulein Hertha; wir beide haben ſchon einen Span zu brechen, und es hat noch nie gut gethan, daß die Frauen in den Streit der Männer ihr Wort geſäet. Ich dulde es nicht, daß Sie mit ihm..."

„Lange genug habe ich Sie angehört, Herr von Lauken, geduldiger als jemals Ihre Klagen, Ihre Beleidigungen gehört; die letzten überſchreiten allmählig das Maß! Wer bin ich denn, daß Sie mich Hertha nennen, mir Lehren wie einem Kinde oder Ihrer Magd zu geben wagen?

Ich heiße Fräulein von Witting und werde in allem thun, was mir beliebt. Ohne Eifer, mein Herr; in Ihrer Wuth können Sie mich niederſchlagen, Sie erhoben ja ſchon einmal Ihre Hand gegen mich, aber meine Seele beugen Sie darum nicht zur knechtiſchen Furcht!“ Wie ſie ſo in fürſtlicher Hoheit, das Haupt aufgerichtet an dem erbleichenden Manne vorüberſchritt, hatte ſie etwas Unnahbares.

Längſt war ſie ſchon aus dem Gemach; er ſtand wie angewurzelt noch auf derſelben Stelle, in der tiefen Stille glaubte er das leiſe Rauſchen ihres ſeidenen Gewandes, ihre Schritte zu vernehmen, wie ſie die Treppe nach ihrer Wohnung hinaufſtieg. Keines Wortes war er mächtig; wie ein Wetter ſich am Himmel zuſammenballt, dunkle Wolken in ſchwefelgelbe ſich verſchlingen, ſo zuckte und glühte und dunkelte es in ſeinem Geſicht. Ein-, zweimal ſchlug er ſich vor die Stirn, ſeine Lippen öffneten ſich, aber nur ein ſchriller, heiſerer Laut ſchlüpfte darüber; dann noch ein Schütteln ſeines Kopfes, ein Dehnen, ein Strecken des Körpers — wer ihn ſo geſehen, hätte an den Löwen gedacht, der ſich zum Sprunge rüſtet — haſtig raffte er ſeinen Hut, ſeine Reitgerte auf...

Wie der Blitz war er aus dem Zimmer und ſprang die ſteinernen Stufen vor dem Hauſe hinunter.

„Wo iſt mein Pferd?“ herrſchte er lautrufend dem Burſchen zu, der mit Georg unter den Bäumen redete.

„Die Knechte haben es in den Stall geführt und ihm Hafer vorgeſchüttet“, antwortete der, „das arme Thier war ja halb todt von dem wilden Ritt.“

„Iſt mein Pferd und kümmert Euch nicht! Holt es her!“

Die Sonne kämpfte am Himmel noch einen harten Kampf mit dem Gewölk; wenn ſie in dieſem Augenblick Siegerin ſchien, jagte im nächſten der Wind von der offenen See her eine graudüſtere Wolkenſchicht über ſie hin. Doch fiel auf die Wipfel der Tannen ein goldiges Licht und irrte über den Raſen wie ein verſtohlener Liebesblick; die bläulichen und blaßrothen Ericas glänzten dann duftiger, ein Hauch der Friſche und Schönheit zog durch die einſam daliegende Haide.

In der einen Hand die Piſtolen, die andere ſchützend über die Augen haltend vor den Sonnenſtrahlen, die in ihrem jähen Aufleuchten und Entſchwinden etwas Blendendes hatten, ſchaute Georg in die Schlucht der Prora, die ſich unweit von dem Förſterhauſe tiefer der ſchmalen Haide zuſenkte, als Hans Lauken ſeine Schulter berührte, nicht herausfordernd, eher wie einer, der den anderen auf irgendeine Erſcheinung aufmerkſam machen will.

Kaltblütig wandte ſich Rechberg um: „Was gibt's, mein Herr?“

„Ich habe die Ehre, einen weitläufigen Vetter in Ihnen zu begrüßen; die Frau Förſterin ſagte es mir.“

„Weitläufig? Ich denke, wir ſind leidlich nahe verwandt; indeſſen, wie Sie es betrachten wollen.“

„Wir ſind nicht allzu freundlich mit einander bekannt geworden. . .“

„So ſagen wir uns hier um ſo freundlicher Lebewohl. Da kommt Ihr Pferd.“

„Sie haben eine eigene Art des Umgangs.“

„Vergebung, ich lernte ſie von Ihnen!“

„Herr!“ . . . Aber er ſah nur mit einem unbeſchreiblichen Blick in dem Selbſtgefühl ſeiner Größe und Stärke, auf Georg nieder und ſchritt dem Knecht entgegen, der den ſtattlichen Rappen am Zügel vorführte.

Möglich, da Georg nicht der Mann war, ſich leichtſinnig in einen gefährlichen Kampf einzulaſſen, zu dem ihn jetzt noch nicht der Schatten einer Ehrenkränkung zwang, daß damit das Zuſammmentreffen beider Vettern geendigt, hätte ſich da nicht Hertha an ihrem Fenſter gezeigt.

Vor wenigen Minuten hatte ſie noch darüber geſpottet, nun war ſie doch die Norne der beiden Männer.

Denn Georg meinte, ſie müſſe den mitleidigen und ſiegesgewiſſen Blick des „tollen“ Junkers geſehen haben, und um nicht den Verdacht der Feigheit auf ſich zu laden, ſagte er: „Bei alledem, wenn es dem Herrn Vetter genehm iſt, könnten wir unſere Unterhaltung, die ſo kurz abbrach, auf einem Spazierritt durch die Haide fortſetzen und verſuchen, ob wir nicht von einander eine günſtigere Meinung gewönnen.“

Hans von Lauken erwiederte: „Die Straße iſt frei und die Haide ſtill und weit genug, daß ſich zwei darin ausſprechen können, Gutes und Böſes, ganz, wie ihnen der Sinn ſteht.“

Georg hatte ſich ſchon mit der Bitte an den Burſchen gewandt, ihm eins der Pferde, auf denen der Förſter zuweilen zu reiten pflegte, aufzuzäumen; Lauken nahm das ſeine ſelbſt am Zügel.

„Wollen Sie die Puffer mitnehmen?“ Er zeigte auf die Piſtolen in Georg's Hand und führte zugleich ſein Roß eine Strecke vom Hauſe weg; Georg verſtand ihn und blieb an ſeiner Seite.

In einer Entfernung, wo ſie vor jedem Lauſcher ſicher waren, entgegnete er: „Zum Vergnügen; ich habe noch nie von einem Strandſtein nach den Möven geſchoſſen.“ Damit bot er die eine Waffe dem Junker dar.

Faſt allzu ſchnell griff dieſer danach. „Geladen?“

„Fehlt nur der Kupferhut auf dem Hahn. Und die hab' ich hier" — er holte ein kleines Ledertäſchchen hervor.

„Herr Vetter", rief der andere, „Sie gefallen mir in jeder Minute mehr!"

„Lauken'ſches Blut" — ſo verbeugte ſich Georg.

Jeder hatte ſeine Waffe in der Bruſttaſche ſeines Rocks verborgen; als wären ſie im beſten Einverſtändniß, kehrten ſie wieder nach dem Hofe zurück.

Das Pferd, das Rechberg beſteigen ſollte, ſah nicht eben prächtig neben dem ſtolzen, edel gebauten und kräftigen Rappen des Edelmanns aus, braun von Farbe, mit großem, unförmlichem Kopf, breit und ungeſchlacht.

„Vom Haupt zum Schweif ein Bauer", meinte Hans Lauken und ſchwang ſich in den Sattel, als wäre Mann und Roß eins; aufragend, wie in Erz gegoſſen ſaß er. Die Mägde und Knechte im Hofe betrachteten ihn mit hellen Augen; er war doch ein geborener Edelmann und hatte jenes ſtattliche Ausſehen, das den Sinn des Volkes ſo leicht beſticht. Georg Rechberg trat weit hinter ihm zurück; der leichte, ſchlanke Reiter nahm ſich auf dem ſchwerfälligen Thiere unſchön genug aus.

Der Junker lachte ingrimmig und boshaft in ſich hinein, als ſie an dem Hauſe vorüberritten und Rechberg

ſeinen Hut vor Hertha abnahm, die erſchreckt und verſtört aus dem Fenſter ſich hinauslehnte. Sie möchte ihn gern zurückrufen, dachte er bei ſich; ſie ahnt, daß er von dem Ritt nicht geſund wiederkommen wird, aber ſie wagt es nicht.

„Wo wollen denn die Herren hin?“ fragte ſie, ihre Angſt hinter einer luſtigen Mine verſteckend, Frau Marie, die vor die Hausthür getreten.

„Uns die Haide beſehen, Frau Förſterin“, antwortete der Junker. „Und wenn der Herr Vetter hier nicht zum Mittagsbrod bei Ihnen einreitet, iſt er drüben bei mir in Lauken, wohl aufgehoben und geborgen wie in Abraham's Schooß! So wahr ich Hans Lauken bin!“

Die Regenwolken waren wieder mächtig heraufgezogen, die Tropfen fielen ſtärker; ſauſend ging der Wind in einen Sturm über — da verſchwanden die Reiter in der Senkung der Schlucht.

Wie aber auch der Regen ihr in das Geſicht ſchlug und der Sturm ihr ſchwarzes Haar zerriß: Hertha wich nicht von ihrer Stelle. Es gibt ein Unglück — niemand ſprach es aus und doch hörte ſie es von allen Seiten, aus dem Flug der Vögel, die in ihre Neſter flüchteten, aus dem Rauſchen der Wipfel. Sollte zu der erſten Schuld eine zweite ſich auf ihre Seele wälzen? Eine

Schuld, die ſie nicht begangen und deren Urſache und Grund doch ſie allein war? Um ihretwillen mußte Georg Rechberg mit dem heftigen Mann in Streit gerathen. Während du hier ſtehſt und träumſt, hat er ihn vielleicht ſchon getödtet, durchfuhr es ſie...

Indem erſcholl es wie der Hülferuf einer menſchlichen Stimme aus der Ferne — noch einmal und dann Hufſchlag, immer näher, immer lauter.

An dem Fenſterkreuz hielt ſie ſich feſt; jetzt mußte der Reiter aus der Schlucht hervortauchen und auf die Ebene hinaufſprengen —

Legte ſich denn ein Schleier vor ihre Augen, täuſchte ſie ein Blendwerk?

Da ritt im wilden Trabe, ohne Hut, mit flatterndem Haar, Georg in den Hof.

III.

Die Aufregung, der Ritt hatten Georg athemlos und faſt ſprachlos gemacht; als er im Hofe vom Pferde ſprang, die vom Regen und Schweiß naſſe Stirn trocknete, erſchraken Frau Marie und Hertha, die hinausgeeilt, über ſein verſtörtes Ausſehen.

Sie wagten kaum zu fragen, was denn geſchehen, aus Furcht, das Schlimmſte zu hören; deſto lauter riefen die Mägde und Knechte durcheinander: „Was giebt's? Wo iſt der tolle Hans geblieben?"

Hatte wiederum David den Rieſen Goliath erſchlagen?

Georg Rechberg brauchte noch einige Minuten, ehe er ſich ſo weit geſammelt, um berichten zu können, Herr von Lauken habe Unglück gehabt; bei einer jähen Senkung der Schlucht habe ſich ſein Rappe plötzlich hoch aufgebäumt und ſeinen Reiter abgeworfen, deſſen Fuß ſei im Steigbügel hängen geblieben, eine Strecke habe ihn das wildgewordene Thier weiter mit ſich fortgeriſſen,

dann habe sich der Fuß zum Glück aus dem Bügel gelöst ... er selbst sei zu ihm geeilt, habe ihn noch lebend gefunden und sei, um Hülfe zu holen, da er allein nicht die Kraft gehabt, den Verwundeten fortzuschaffen, nach dem Forsthause zurückgejagt. Dem scharf aufhorchenden Ohre Hertha's war es, als zittere im Anfang Georg's Stimme, als suche er wie in Unruhe und Verwirrung nach Worten; aber das mochte die Folge seines Schrecks, seiner eigenen Theilnahme an dem Unfall Lauken's sein. Denn je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, um so sicherer und gelassener wurde er; zuletzt erschien er allen wieder als der gleichmüthige, kalte, immer von einer gewissen Langeweile gequälte Mann, wie sie ihn schon kannten. Er hatte eben seinen Bericht beendigt, da kam der Förster aus der Haide. „Wie vom Himmel gesandt!" sagte Georg ihm entgegen, und während Hedrich eine Tragbahre herbeiholen ließ, Marie und Hertha Kissen und Decken brachten, um den Verunglückten in das Haus schaffen zu lassen, entfernte sich Rechberg auf eine kurze Weile nach seinem Zimmer. Aber noch ehe sie mit ihren Vorbereitungen fertig waren und nach der Schlucht aufbrachen, erschien er wieder im Hofe. Seinen Rock hatte er abgestäubt, statt des Hutes trug er eine leichte grünseidene Mütze.

„Wo ist mein Pferd?" fragte er.

„Wohin wollen Sie denn?“

„Wohin? Das iſt doch klar, lieber Hedrich! Hinunter nach dem Flecken und den Arzt holen! Wir werden den armen Herrn von Lauken nicht heilen können. Warum war er auch ſo hitzig!“

„Hatten Sie Streit? Wenn ihm der Zorn in das Geſicht tritt, hat er gleichſam eine Wolke vor ſich.“

„Streit? Bewahre! Wir ſprachen von ſeinem Gute, von alten Zeiten. Guten Morgen! In zwei Stunden bin ich hoffentlich mit dem Arzt wieder hier. „Ach, mein gnädiges Fräulein“, das ſagte er, zu Hertha gewandt, die regungslos wie ein Steinbild daſtand und ihn mit ihren großen dunkeln Augen anſtarrte, eine Frage im Blick, die ſich nicht zu einem Wort geſtalten wollte, „Sie haben richtig prophezeit, das iſt ein Regentag!“

Diesmal lachte ihm keiner nach, als er aus dem Hofe gen Süden ritt . . .

Frau Marie eilte in das Haus zurück, ein Bett für den Verwundeten herzurichten; im Herzen war ſie froh, ſo aus der Nähe Hertha's auf gute Weiſe fortzukommen; es hätte auch niemand Vergnügen gemacht, mit dem Fräulein zu reden, ſo finſter und dämoniſch ſchaute ſie aus. „Sie iſt doch eine Hexe“, ziſchelte die

eine Magd der andern ins Ohr, „ſie hat die beiden behext! Der Lauken ſtirbt, glaub mir's!“

Eine Weile war Hertha willens geweſen, ſich den Männern anzuſchließen, die gerade hinter den Büſchen und Höhen der Schlucht entſchwanden, hatte ſich dann anders beſonnen und ſtand jetzt unter den Tannen, vielleicht auf derſelben Stelle, darauf vorhin Georg Rechberg nach dem Vogel geſchoſſen. Die mächtigen Bäume mit ihren weitausragenden Aeſten ſchützten ſie indeſſen vor Sturm und Regenſchauer, allmählig machte ſich auch die Hitze des Auguſttages geltend. Blieben ihr aber die Männer zu lange, oder konnte ſie die eigene innere Ungeduld, die Angſt der Ungewißheit nicht mehr bezwingen, wie ſie war, ohne Hut und Mantel, ging ſie der Schlucht zu; nur das ſchwarze, mit Spitzen beſetzte Tuch, das ſie umgenommen, als ſie Rechberg's Ankunft hinuntergerufen, zog ſie über den Kopf, daß es wie eine Art kurzer Schleier über ihre Stirn fiel.

Zu welchem kläglichen Anblick ſollte ſie da kommen! Sie hatte den Eingang der Schlucht erreicht und hielt in ihrem raſchen Lauf inne, weil der Regen die Steine ſchlüpfrig gemacht und ſie auf dem abſchüſſigen Wege auszugleiten fürchtete. Da trugen die Männer Hans Lauken herauf — ihr war es, als ſei es eine Todten-

bahre. Bewußtlos, blutend lag der Junker, die Augen geſchloſſen, auf den Kiſſen; das Geſicht entſtellt, beſtaubt, von Steinen und Dornen blutig geriſſen, an dem Kopf eine gefährliche Wunde . . .

Es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie an der Bahre niedergeſunken. „Lebt er noch?“ flüſterte ſie tonlos Hedrich zu, der voranſchritt.

„Als wir ihn aufhoben, ſchlug er die Augen auf. Er hat den Arm gebrochen, dazu den Riß dort am Hinterkopf — nun, das iſt kein Schauſpiel für Sie! Der Arzt wird ſeine Mühe haben und der tolle Hans das Stilliegen lernen müſſen. Wenden Sie das Geſicht ab, Fräulein Hertha, es iſt kein erfreulicher Anblick!“

Dennoch wandte ſie das Auge nicht von dem Verwundeten ab; keine Thräne hing an ihren Wimpern, keine Muskel in ihrem ſtolzen und kalten Geſicht regte ſich mehr, nur über ihre Lippen ging eine ganz leiſe Bewegung. Sie hat ihn immer gehaßt, wie wird ſie ſich freuen, daß ſie von ihm erlöſt iſt! dachte wohl der eine und der andere von den Männern; ſelbſt Hedrich, der ſie wegen ihres hochfahrenden Weſens und ihrer oft böſen Laune nicht mit günſtigen Blicken betrachtete, ertappte ſich auf einem ähnlichen Argwohn, den ſeine Gutmüthigkeit freilich im nächſten Augenblick verwarf.

Was aber in ihrer Seele auch auf- und niederwogen mochte, ob Liebe, ob Haß, Hertha wich nicht mehr von der Seite der Bahre, und als man den Junker auf das Lager gebettet, wollte ſie ihm den erſten Verband anlegen. Daran hinderte ſie denn niemand; ſo ſaß ſie am Bett nieder, als wäre ſie eiferſüchtig auf ſeinen erſten Blick geweſen. Die Augen öffnete Hans von Lauken wohl, aber er erkannte ſeine Pflegerin nicht, ein ſchweres Wundfieber hielt ihn in ſeinen Banden.

Gegen alle Erwartung traf Georg mit dem Arzte ſchon nach einigen Stunden ein. Für lebensgefährlich erklärte er die Verwundungen des Junkers nicht, bedenklicher machte ihn das Fieber; es könne leicht, da Lauken nach ſeinem Sturz ſo lange dem Unwetter ausgeſetzt, auf dem feuchten Erdboden gelegen, in ein Nervenfieber umſchlagen. Ruhe ſei dringend geboten. An ein Fortſchaffen des Kranken nach dem Herrenhauſe war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken; der Arzt verſprach, über Nacht zu bleiben und den Fortgang der Krankheit zu beobachten. Georg hatte ſich bei dem traurigen Vorfall von einer Umſicht und entſchloſſenen Tüchtigkeit gezeigt, daß es allen wie der Verluſt eines Freundes erſchienen wäre, wenn er jetzt, da am Nachmittag ſich der Himmel aufklärte, von ihnen gegangen. Noch ehe aber Hedrich oder Frau Marie eine Bitte an

ihn gerichtet, noch länger mit ihrer Gaſtfreundſchaft fürlieb zu nehmen, erklärte er bei Tiſche: ihm ſei es Pflicht, in der Umgegend zu verweilen, bis in dem Zuſtande des Herrn von Lauken eine Entſcheidung zum Guten oder zum Böſen eingetreten; dabei kam er noch einmal auf das unglückliche Ereigniß, diesmal in ausführlicherer Schilderung, zurück. Sein Vetter habe im Scherz geäußert: ſie ſollten im Galopp die Schlucht hinunterreiten; er habe es verweigert, weil er weder des Weges kundig, noch ſeines Pferdes ſicher geweſen ſei; trotz ſeiner Warnung habe Hans Lauken ſeinem Thier die Sporen gegeben; da, er wiſſe nicht wodurch, erſchreckt, denn er ſei hinter dem Vetter ein gutes Stück zurückgeblieben, habe ſich der Rappe in einem wüthenden Sprunge aufgebäumt und nun ſei das Unheil geſchehen, blitzſchnell, nicht drei habe er zählen können. Im Verlauf ſeiner Erzählung fragte er obenhin, ob man in der Taſche des Junkers die Piſtole gefunden habe; Hedrich hatte ſie im Gebüſch liegen geſehen und aufgehoben, ſie mußte bei dem Sturz ihm entfallen ſein. Georg trug die ſeine noch bei ſich, in beiden ſteckte noch der Schuß. Nur Hertha, die dem allen in ſcheinbar tiefſter Theilnahmloſigkeit zugehört, fragte: „was denn die Herren mit den Waffen beabſichtigt?“

Darauf lachte Georg: „er wiſſe es ſelbſt nicht, aber

ſein Vetter habe gemeint, eine Waffe paſſe immer in die Hand eines Mannes; möglich, daß ſie nach den Möven geſchoſſen hätten."

Die andern waren viel zu ſehr mit dem wirklichen Unglück, das den Junker betroffen, beſchäftigt, um ſonderlich auf Hertha's Frage und Georg's Antwort Acht zu geben; Hedrich ſchüttelte wieder und wieder den Kopf: „Der tolle Hans vom Pferde geſtürzt! Ein Engel vom Himmel hätte es mir geſtern verkündigen können, ich hätt's nicht geglaubt, und nun iſt's doch wahr! Sie hatten gleich eine böſe Ahnung, als Sie ihn geſtern Abend ſahen, Herr Rechberg, ſprachen von Lucifer" ...

„Pah, ein dummes Wort, lieber Hedrich! Ein Herkules, wie mein Herr Vetter iſt, ſtirbt nicht an einem gebrochenen Arm. So wenig wie an gebrochenem Herzen. Auf ſeine Geſundheit!" Und er trank ein paar Tropfen aus ſeinem Glaſe.

Da man von den drei Fremdenſtuben im zweiten Stockwerk des Hauſes die, dem Zimmer, das Georg bewohnte, zunächſtliegende für den Kranken eingerichtet hatte, zog Georg es vor, um ihn nicht zu ſtören, unten zu bleiben; die andern meinten, daß auch er wohl der Ruhe bedürfen möchte, und ließen ihn bald allein. „Verſucht's mit einem Schläfchen, junger Herr!" ſagte der Jäger. „Ihr ſeht angegriffen aus." Und mehr noch

als dieſe Aufforderung lockte der hohe, weichgepolſterte, mit grünem Leder überzogene Armſtuhl. Wer eine Viertelſtunde ſpäter neugierig durch die Thür geguckt, hätte Georg Rechberg halb ausgeſtreckt in dem Seſſel liegend, im ruhigſten Schlaf gefunden. Ueber ſeine innerliche Aufregung hatte die körperliche Ermüdung geſiegt. Und wie dieſer Tag auch enden mochte, für ihn war er ein glücklicher geweſen. Einer großen Gefahr war er entronnen; mit dem, der nun über ihm im Fieber ſtöhnte, hatte er etwas wie einen Todesritt gewagt; das Glück und ſeine eigene Kaltblütigkeit hatten ihn bewahrt. In ſeinem Geſicht ſtand das Lächeln des Siegs, jener ſpöttiſch höhniſche Zug, der Frau Marie ſchon einmal ſtutzig gemacht. Dauernd war ſein Schlummer nicht; er erwachte bald, aber ſeine Augen blieben geſchloſſen und der Ausdruck der Freude wich nicht aus ſeinem Geſicht. Wunderliche Vorſtellungen, Wünſche, Traumgeſtalten irrten durch ſeinen Sinn — „hoffentlich“, ſagte er ſtill bei ſich, „wird er ſo bald nicht wieder aufkommen oder, wenn es geſchieht, jede Luſt zu neuem Streit verloren haben. Es iſt doch kein ſo leichtes Spiel mit mir, wie Sie dachten, mein adeliger Herr Vetter! Und das Fräulein — ſie ſchaut mich an, als wollte ſie an meiner Hand eine Blutſpur entdecken ... Duncan's Blut, das an der Hand Macbeth's klebt! Die Frauen ſind ſo eigen-

ſinnige Geſchöpfe, unbeſtimmbar wie Unwetter und Sonnenſchein im April — ein Narr, wer ihnen traut. Vielleicht verliebt ſie ſich jetzt in den, der ihr bisher ſo verhaßt war. Wetter, und du hätteſt die Ehe zu Stande gebracht! Darum verlohnte es ſich auch, den Menſchenfreund zu ſpielen und den Arzt zu holen."

Hertha und Hans Lauken verſöhnt — der Gedanke peinigte ihn, er ſprang auf. „Mich kümmert's freilich nicht", meinte er halblaut und dennoch ärgerte, erbitterte es ihn. Liebte er das Fräulein? Lieben, das mochte ein zu vielſagender Ausdruck ſein, aber eine unſichtbare, magiſche Feſſel war da, die ihn umſchlang und mit einer gewiſſen unwiderſtehlichen Gewalt ſeine Gedanken zu Hertha zog. Mitten in ſeinem Sinnen ward geklopft und Frau Marie fragte durch die halbgeöffnete Thür, ob er willig ſei, Fräulein von Witting auf einem Spaziergang an die See zu begleiten. Ihr Mann müſſe an einem Bericht ſchreiben und ſie ſelbſt wolle das Fräulein am Krankenbett ablöſen.

Georg antwortete bejahend und ſo befand er ſich bald nachher an der Seite der Dame in Schwarz. Heute weiß man doch, warum ſie ſchwarz trägt, dachte er. In glücklichſter Stimmung war er nicht und Hertha in ihrer Schweigſamkeit erhöhte nur ſein Unbehagen. Nach dem erſten kurzen Dank für ſeine Bereitwilligkeit

hatte ſie auf alle ſeine Reden kaum eine einſilbige Antwort gehabt und er zuletzt die Laune verloren, ſie zu unterhalten. Wohl gab es durch den Forſt um die Schlucht herum einen vielverſchlungenen Waldpfad, der nach der Schmalen Haide zu mündete, und man hatte ihm verſichert, daß er angenehm zu gehen ſei und manche ſchöne Punkte, Lichtungen und Fernblicke auf das durch die Buchenwaldung blitzende Meer biete, allein Hertha ſchlug abſichtlich den Weg durch die Senkung ein.

Aergerlich entfuhr es ihm: „Wollen Sie den Schauplatz des“ — ihm ſaß das Wort „Verbrechen“ auf der Zunge, doch bezwang er ſich noch und hob von neuem an: „den Schauplatz des Unfalls anſehen?“

„Ich pflege täglich durch die Schlucht zu gehen; iſt es Ihnen unangenehm?“

„Warum, mein Fräulein?“

Darauf ſchwieg ſie und zog nur den Schleier dichter um das Geſicht; wer aber will es Georg verargen, wenn der Gedanke in ihm aufſtieg: „es iſt nicht alles in Ordnung in ihrem Kopfe, wenigſtens nicht ſo wie bei uns andern; es iſt da eine Verwirrung, eine Bethörung — geſchieht dir übrigens recht, warum haſt du dich mit deinem proſaiſchen Gemüth auf Abenteuer eingelaſſen“ ... Von dem erfriſchenden Regen des Morgens duftete und blühte es in der Schlucht, der ſtarke würzige

Geruch des Haidekrauts erfüllte die Luft. Sanft wehte der Wind, eine mildlächelnde, freundliche Sonne ſtand am Himmel. Sie konnten beide wieder die alltägliche Bemerkung machen, daß die Natur weder von unſerm Glück noch von unſerm Unglück berührt wird, nicht unſere Freude noch unſer Leid theilt; die niederdrückende Bemerkung, daß in der Harmonie des Weltganzen unſere Geburt wie unſer Tod eben nur der Fall eines Sandkorns iſt.

„Hier war's", ſagte Georg.

Gerade auf dem Höhepunkt des Weges ſtanden ſie. Vor ihnen fiel er ſteil nieder, durch die vielen umherliegenden Steine wurde er für Reiter und Wagen noch gefährlicher.

„Hier wollte mein Herr Vetter mit einem Satz hinab, aber ſein Pferd war klüger als er."

Einen prüfenden Blick warf Hertha umher, auf Georg; ſeine Unbefangenheit, die ſpöttiſche Kühle ſeines Weſens entwaffnete ihren Verdacht. Du haſt ihm zu viel gethan — im Gefühl ihrer Verſchuldung reichte ſie ihm die Hand. „Helfen Sie mir hinunter", bat ſie, „mir flimmerts vor den Augen."

Rechberg berührte ihre Hand mit der ſeinen: „Sie können ſie getroſt ergreifen, es iſt nicht die Hand von Franz Moor."

„Sie ſtrafen mich hart und haben doch meine Blicke falſch gedeutet. An einen Zweikampf dacht' ich, mußte ich denken, denn Herr von Lauken ſchied im wildeſten Zorn gegen Sie von mir und ich fürchtete" . . .

„Doch nicht ſeinetwegen?"

„Ihretwegen, Herr Rechberg!"

Sollte er darin einen Beweis ihrer Theilnahme für ihn erkennen? Oder drückte ihr Wort nur jenes Mitleid aus, das wir empfinden, wenn ein Schwächerer von einem Stärkeren zum Kampfe herausgefordert wird?

„Für mich! Zu viel Huld, mein Fräulein! Wir mochten beide ſtreitluſtig ſein, aber es kam nicht dazu. Einfach, weil es zu wild ſtürmte und zu heftig regnete. Habe ich überhaupt einen Grund, meinen Vetter zu haſſen?"

„Braucht man zum Haß einen Grund? Eine Urſache, die man erklären könnte? Iſt es mit dem Widerwillen nicht wie mit der Neigung? Sie ſind da, geheimnißvoll, unerklärlich."

„Mag ſein. Das Gefühlsleben läßt ſich ſchwer unter allgemeine Geſetze bringen und jeder von uns hat ein Unausgeſprochenes in der Seele. Ich aber liebe Ordnung und Klarheit, wie in meinem Haushalt ſo in meinen Empfindungen; ich lege mir von meinem Haß wie von meiner Liebe Rechenſchaft ab."

Eifrig erwiederte Hertha: „Waren Sie immer so verständig und kühl, so haben Sie weder die eine noch die andere Leidenschaft —“ sie unterbrach sich selbst mit einem unwilligen Kopfschütteln, voll Verdruß, daß ihre Lebhaftigkeit sie bis hart an die Grenze dessen geführt, was sie für schicklich hielt.

„Jemals empfunden“, ergänzte er. „Leicht möglich! Mir gefiel die Aufregung nie. Einer der nüchternsten Gesellen unter diesem glänzenden Sommerhimmel, der jetzt neben Ihnen geht. Zwei Dinge bestimmen den Charakter eines Menschen und in Wahrheit kann er für beide nichts; seine Leibesbeschaffenheit und seine Erfahrungen. Leidenschaften verzehren; liebte ich wie Romeo oder wäre ich ein Spieler, läge ich vermuthlich schon unter der Erde. Nun, ich liebe das Leben mäßig, mein Fräulein, so daß ich das meinige nicht vor der Zeit verkürzen möchte. Darum bin ich für die Gelassenheit und die Geduld!“

„Und wurden doch heute so heftig!“

„Galt es nicht, Sie zu — nicht doch, wenn man einen wilden Stier auf sich zurennen sieht, nimmt man doch auch eine Waffe zur Hand.“

In die Schmale Haide waren sie hinabgestiegen und schritten einen Seitenpfad zu dem offenen Meere hin. In dem mächtigen Geräusch der heranrollenden Wogen

verſtummten ſie. Zuweilen iſt die Oſtſee an dieſen Küſten, wenn ein goldener Sonnenſchein ſie mit ſeinen Strahlen tränkt, von einer zauberhaften Bläue. Wären die Ufer ſchöner geſchwungen, die Bäume dunkelgrüner: könnte man ſich an die Geſtade des Mittelmeeres verſetzt glauben. Hier aber am Saum der Haide bewahrte doch die Landſchaft trotz der Helle und des Glanzes von Wolken und Waſſer den nordiſchen, düſtern Ton. Als ſie die See vor ſich ſahen, war ein neues Leben in Hertha gekommen, ihr Auge glühte, ſie ſchlug ihren Schleier hochauf und eilte mit flüchtigen Schritten den Strandſteinen zu. Georg war es, als wehe ein ätheriſcher Hauch um ihre Geſtalt, als ſchwebe ſie gleichſam. Verwunderungsvoll, entzückt betrachtete er ſie. „Noch einmal ſo weit wird meine Seele in dieſem Anblick", ſagte ſie, nach ihm ſich zurückwendend und deutete auf das unermeßlich ſich ausdehnende, hin- und herrauſchende Meer.

Auf einen der breiten grauen Steine, über den nur ſelten die letzten Schaumperlen einer Welle hinſpritzten, hatte ſie ſich niedergeſetzt. Ihnen im Rücken ſtand die Sonne, bläulich, goldbeſäumt lag die See vor ihnen. Ganz in der Ferne tauchte ein weißes Segel, die Rauchwolke eines Dampfers auf, am Horizont hinſchwindend wie ein Traum. Georg ſchaute gleichgültig und gelang-

weilt darein, für ihn bot die Verwandlung, die mit seiner Begleiterin vorgegangen, ein viel anziehenderes Schauspiel. So auf dem Stein, mit leuchtendem Gesicht, einen sinnenden Zug um den Mund, die Sehnsucht nach der Ferne, nach einem unnennbar süßen Glück in den schwarzen Augen, war Hertha bezaubernd schön, wenigstens erschien sie mit wunderbarem Liebreiz begabt. Vielleicht eine Luftspiegelung, aber wer will denn hienieden so bestimmt sagen: dies ist Wirklichkeit und dies ist Täuschung? Ihm fielen die schönen nordischen Königstöchter ein, welche die Sagen und Lieder auch so am Strande sitzen lassen, die Rückkehr der Helden von ihren abenteuerlichen, beutereichen Seezügen nach den südlichen Gestaden erwartend. Hätte ein anderer diese Bemerkung gemacht, würde er gewiß geantwortet haben: „das sind romantische Grillen, diese Helden waren gewöhnliche Seeräuber, rohes Gesindel, und diese Prinzessinnen hüteten die Gänse.“ Diesmal verließ ihn seine Aufklärung. Er war wider seinen Willen in einem Mährchen, er wußte nicht wie.

Aus dieser Stimmung heraus sagte er: „Sie sind mir noch das Ende Ihrer Geschichte schuldig, Fräulein von Witting! Vergebung, nicht schuldig, allein ich würde glauben, Ihr Vertrauen in dem Laufe dieses Tages eingebüßt zu haben, wenn Sie mir das Ende

vorenthalten wollten, nachdem Sie mir durch die Mittheilung des Anfangs ein Zeichen Ihrer Freundſchaft gegeben."

„Ich war heute am Morgen ſo vorſchnell, ich ließ mich hinreißen" . . .

„Ach, Sie bereuen ſchon Ihre Worte!"

„Bereuen? Wozu wäre die Reue gut? Ihre Weiſe, Ihre Fragen hatten mich gereizt, ich habe nicht klug gehandelt. Und wiederum bin ich und mein Geſchick die Fabel der Inſel. Jedermann erzählt ſie Ihnen, mit phantaſtiſchen Ausſchmückungen, ſobald Sie nur Geduld haben, ſie anzuhören."

„Wenn nicht aus Ihrem, werde ich ſie aus keinem Munde vernehmen."

Hertha nahm einen Stein und ſchleuderte ihn in die Brandung. Das Waſſer ſchlug in die Höhe, der Schaum verſpritzte. „So iſt meine Jugend verſprüht", ſagte ſie nachdenklich mehr zu ſich ſelbſt als zu ihm. Eine geraume Weile hielt ſie den Kopf noch in die Hand geſtützt, ehe ſie begann: „In dem Park, den Sie ja kennen, ſah ich den Prinzen Karl, den Sohn des Fürſten wieder. Um wenige Jahre war er älter als ich, mit offenen Armen kam er mir entgegen; er hatte es noch nicht vergeſſen, daß wir wie Geſchwiſter unter dieſen Bäumen geſpielt. Um ſo ſchwerer wurde es mir, mich

in dieſen Ton, in die alte Zeit zu finden. Die ceremoniöſe Höflichkeit, mit der ich ihn empfing, verdroß ihn; er betrachtete mich einige Augenblicke ſtaunend, ſtumm, als ſtünde in Wahrheit eine Fremde, eine nie geſehene Erſcheinung vor ihm; noch immer ſchweigend verneigte er ſich und ging von uns. Seine Schweſter, die ſich ſein Betragen nicht zu erklären vermochte, nannte ihn einen Tollen; vielleicht war er es, er liebte mich. Sie erlaſſen mir die Schilderung deſſen, was er in ſeiner Leidenſchaft that, meine Neigung zu gewinnen; Sie würden überdies dieſe Thorheiten und Narrenſtreiche nur belächeln. Ob es ihm unmöglich geweſen, die Einwilligung ſeines Vaters zu einer Verbindung mit mir zu erlangen, weiß ich nicht; nur dies, daß ſie dem meinigen unerwünſcht gekommen. Mein Vater hatte in den letzten Jahren eine innige Freundſchaft mit dem Herrn von Lauken geſchloſſen und eine Verheirathung ihrer Kinder ſchien den Männern das Ziel ihrer Wünſche. In Ihren Zügen leſe ich die Frage: „Und du, du hätteſt dich widerſtandslos einem fremden Willen gefügt?“ Gewiß, ich ſehe nicht danach aus und trage einen eigenen Kopf auf den Schultern. So ließ ich mir denn die Huldigungen des Prinzen gefallen; er war ein ſchöner Mann und ich ein eitles Mädchen, die finden ſich leicht zuſammen. In einer kleinen Stadt

bleibt nichts verborgen; bald hieß es überall, zuerſt heimlich, dann laut: ich ſei die Verlobte des Prinzen. Als man dem alten Fürſten davon ſprach, wollte er ſich vor Lachen darüber ausſchütten und ſchalt alle Narren, die unſer Verhältniß in dieſem Sinne auffaßten; ich und ſein Karl, wir wären wie Bruder und Schweſter von Kindheit an geweſen und würden es bleiben bis zu unſerem Tode. Es iſt wahr, in ſeiner Gegenwart behandelte mich der Prinz harmlos und freundlich wie eine Schweſter. Finſterer nahm mein Vater das Gerücht auf; ich hatte eine ſchwere Prüfung zu beſtehen, aber in Wahrheit, was ſollte ich bekennen? Eine Schuld hatte ich nicht begangen, die Empfindungen meines Herzens waren mein Eigenthum. Dennoch verweilten wir nicht ſo lange, als es unſere Abſicht geweſen, auf der Inſel; wir verbrachten den Winter einſam auf unſerem Gute. Der Prinz ſtand in einer nahen Garniſon, er beſuchte uns öfters und gerade dieſe häufigen Beſuche ſchläferten den Argwohn meines Vaters ein, denn er ſchien nur ſeinetwegen zu kommen und mich nicht ſonderlich zu beachten. Zumeiſt begleitete ihn Hans von Lauken, der in demſelben Regiment diente; dem fiel dann, während der Prinz ſich mit dem Vater in ein Geſpräch vertiefte, die Sorge zu, mich zu unterhalten. Ob mir dieſe Rollenvertheilung behagte, ob nicht: ich

mußte mich eben darein fügen. Wiederholt lud der Vater die beiden jungen Officiere zu ſich ein; er konnte oft, noch ungeduldiger als ich, die Stunde ihrer Ankunft kaum erwarten; ohne ſein Zuthun ſchien ſich ſein Lieblingsplan, mich mit Hans von Lauken zu vermählen, leicht und mühelos zu verwirklichen. Ich zählte damals einundzwanzig Jahre; Sie mögen meine Jugend als Entſchuldigung meiner Schwäche gelten laſſen: ich gefiel mir in meiner Doppelrolle; ich hatte Aufmerkſamkeiten, jene kleinen nichts und doch wieder ſo viel bedeutenden Freundlichkeiten für Hans Lauken. Der Prinz war nicht eiferſüchtig oder überſah doch Manches in der Verſtellung, zu der wir gegenſeitig gezwungen waren, was ein Liebender ſonſt nicht leicht zu vergeben pflegt. Meine Unaufrichtigkeit ſollte ſich ſchrecklich rächen. Für ſo unſchuldig hatte ich meine Gunſtbezeigungen gehalten; ſie entzündeten dennoch in Lauken's Herzen die Liebe. Arglos geſtand er es ſeinem Freunde, dem Prinzen. Auch jetzt behielt der die Maske der Verſtellung; er ſolle ſein Heil verſuchen, rieth er ihm. Eine Zeit lang zögerte noch Lauken; erſt im nächſten Sommer, als wir alle wieder auf der Inſel waren, bei einem Feſte, das der alte Fürſt in ſeinem Jagdſchloſſe gab, erklärte er ſich mir und dem Vater. Es war das fürchterlichſte Feſt meines Lebens! Jeder hatte die auffälligen Hul-

digungen des Prinzen bemerkt; wie an einem ſeidenen Faden hing über uns das Schwert; ſollte ich vor meinem Vater als Lügnerin und Heuchlerin erſcheinen, in den Augen aller als ein herzloſes, gefallſüchtiges Geſchöpf? Wozu hülfe es mir, das Gras abzureißen, das über die alte Geſchichte gewachſen iſt? Könnte doch meine Verſchuldung auch darunter begraben und vergeſſen liegen! Hätte ich einen beſonnenen Freund gehabt, dann wäre mir wohl das Aergſte erſpart geblieben. So in meiner Verwirrung, um mich aus einem Verhältniß, das unerträglich geworden, zu befreien, ſagte ich Ja! auf Lauken's Antrag und legte meine Hand in die ſeine."

„Traurig! Wie müſſen Sie gelitten haben! Eine Verlobung ohne Liebe!" Georg ſprach nur, weil ihr plötzliches Verſtummen etwas Erſchreckendes hatte.

„Sie kennen nur die Hälfte meines Unglücks", erwiderte ſie und ſtand auf. „Ich liebte Hans von Lauken; das war das Ende!... Kommen Sie nach Hauſe, Herr Rechberg, mich fängt an zu frieren!"

Jetzt war ſie wieder die „häßliche" Hertha.

Sie liebte Hans von Lauken? Ja, warum hatte ſie ihn denn nicht geheirathet?

Das war ein Räthſel, das einen wohl ſtutzig machen konnte. Die Mädchen pflegen doch ſonſt, wenn ſie einen Mann lieben, gar raſch mit der Heirath bei der

Hand zu ſein. „Bin ich denn hier wirklich in einer verkehrten Welt?“ fragte ſich Rechberg, als er mit Hertha nach dem Förſterhauſe zurückging. „In einer Welt, wo die Männer die Ehe herbeiſehnen und nicht die Frauen?“ Da ſteckte das wahre Geheimniß und die kluge Hertha hatte ihn mit ihren ſcheinbar ſo weiten und aufrichtigen Geſtändniſſen doch nur getäuſcht.

Aeußerlich verbarg er indeſſen ſeinen Unmuth und ſpielte den Ueberraſchten. „Die ſchlimmen Eigenſchaften meines Herrn Vetters offenbarten ſich alſo erſt ſpäter? Er war nicht immer ſo wild und wüſt?“

„So unheimlich wie jetzt war er vor Jahren nicht, aber Ihrem Ideal dürfte er auch damals nicht entſprochen haben.“

„Glaub's gern! Wir ſind wie Feuer und Waſſer. Allein Sie lieben die Flammen, die großen Leidenſchaften, Sie hätten ſich an ſeiner Seite glücklich fühlen müſſen.“

„Und that's — Warum ſehen Sie mich ſo eigen an?“

„Des Studiums wegen. Das Herz des Weibes ſoll unergründlich ſein, ſein Geſicht iſt es nicht minder. Die Frauen können die ernſthafteſten Dinge mit der Feierlichkeit einer römiſchen Matrone ſagen und dabei in ihrem Innern über den Thoren lachen, der all dieſe würdigen und guten Worte als Wahrheit hinnehmen wollte.

Aber es bleibt doch immer eine Fee, die zu mir gesprochen. Richtig, dies ist mein Eigenthum, das mir nicht entrissen werden kann! Ihr Bild, wie Sie vorhin am Meere saßen! Flatternd der Schleier Ihres Hutes, die Wellen zu Ihren Füßen verrinnend, ein zauberischer Glanz in Ihrem Antlitz! Sie hatten mich weit weg aus der Gegenwart gewiesen ... wie heißt es doch? „Ins alte romantische Land!“ Gern gestehe ich es, daß ich nicht angenehm aus meinen Träumen geweckt wurde, als Sie damit schlossen: Sie hätten Hans Lauken geliebt.“

„Warum? Oder ist das eine unbescheidene Frage?“

„Keineswegs! Mir wollte es nur nicht in den Sinn, daß eine Fee einen Bauern liebt.“

Darauf sagte sie nichts mehr; diese Aeußerung schien sie zu verstimmen.

In der Försterei war inzwischen der Inspector des Gutes von Lauken eingetroffen. Den Rappen seines Herrn hatte der Wirth des Haidekrugs, als das Thier über die Schmale Haide reiterlos hinsauste, aufgefangen und durch einen Knecht nach Lauken führen lassen. So hatte sich dort die Nachricht von dem Unfall, der den Junker betroffen, verbreitet und die herrschende trübe Stimmung noch vergrößert. Der Inspector war ein gebildeter Mann, rüstig, in der Mitte des Lebens; es freute ihn

ſichtlich, in Rechberg einen ſo nahen Verwandten ſeines Herrn kennen zu lernen. Und wie nun ein großes Unglück wohl dazu beiträgt, daß Menſchen, die ſich lange fern geſtanden, einander näher rücken, daß wir ſchneller Vertrauen zu einem faſſen, deſſen Geſicht uns eine gutmüthige Seele verſpricht, ſo geſchah es auch hier. Bald hatte ſich der Inſpector mit Georg in eine Unterhaltung über das Herrenhaus und die Beſitzungen Lauken's eingelaſſen. Auf halbem Wege war ihm freilich der junge Mann entgegengekommen, der hatte zuerſt das Wort fallen gelaſſen: „hier und dort habe er von den bedenklichen Vermögensumſtänden ſeines Vetters flüſtern gehört; was denn Wahres an dem Gerücht ſei?" Nun, das Gerücht hatte einmal nicht übertrieben. Es ging bergab mit den Laukens. Schon der Vater, der jetzt in unheilbarem Wahnſinn in einer Irrenanſtalt der nächſten Provinz ſäße, hätte die Güter vernachläſſigt, mehr ausgegeben, als er eingenommen, und ſo Jahr aus Jahr ein; dann ſei auch die Verlobung des Junkers mit dem Fräulein von Witting aus vielen Urſachen ein übereilter Schritt geweſen; ihn, den Inſpector, kümmere das natürlich nicht, ſei auch nicht ſeines Amtes, in die Herzensangelegenheiten ſeiner Herrſchaft hineinzureden, aber der Junker habe in der erſten Zeit ſeiner Liebe dem Fräulein koſtſpielige Feſte

gegeben und nachher, als ihre Weigerung, sich mit ihm zu vermählen, ihn hätte zur Besinnung bringen sollen, ihr nach Reisen ins Blaue gemacht; zuletzt hätte dann noch die Krankheit des Vaters, seine eigene zunehmende Wildheit den Verfall des Hauses beschleunigt und vollendet. Georg horchte aufmerksam den Auseinandersetzungen des Inspectors zu und fragte am Schluß, ob das Gut denn an sich einen Kauf lohne? Nach diesen Schilderungen würde ja seinem Vetter kein anderes Auskunftsmittel, seinen Verlegenheiten zu entgehen, übrig bleiben, als der öffentliche Verkauf.

„Dazu wird Herr von Lauken sich kaum verstehen", meinte der Inspector, „er müßte es denn unter der Hand verkaufen können und selber über dem Wasser sein, ehe die Geschichte ruchbar würde."

„Ueber dem Wasser? Will er nach Amerika?"

„Er hat die tollsten Grillen im Kopfe. Als er heute in der Frühe sich aufs Pferd schwang, sagte er: „Glückt mir's heute nicht, habt Ihr mich lange genug hier gesehen! Was ist das für eine jämmerliche Wirthschaft! Alles klein, flach und enge! Hole der Satan den ganzen Trödel! In Amerika gilt der Mann noch allein! Ein freies Land, ein freies Leben!" Damit war er auf und davon."

„Nach Amerika!" sagte nachdenklich Georg. „Hm,

die Wildniß paßt beſſer für ihn, als unſere zahme Geſellſchaft. Jetzt iſt die Hauptſache, daß er wieder geſund wird. Ich habe da einen Plan — morgen komme ich nach Lauken hinüber und ſehe mir das Haus an, in dem meine Mutter geboren wurde."

„Wird uns alle freuen" — damit ſchüttelte ihm der Inſpector die Hand. Das ruhige, bewußte Weſen Rechberg's hatte den günſtigſten Eindruck auf ihn gemacht. „Wenn Sie länger in der Gegend blieben und öfters ein vernünftiges Wort mit unſerm armen Herrn redeten, möcht's beſſer werden. Wollt' er nur von ſeiner unſinnigen Leidenſchaft laſſen —"

„Unſinnig? Fräulein von Witting, heißt es, wäre ſehr reich, das brächte die Sache herrlich in Ordnung."

„Reich iſt ſie ſchon, aber ſie mag ihn doch nicht — und wenn ich Hans Lauken wäre", ſetzte er leiſer hinzu, „ich nähme ſie auch nicht."

„Nun, nun! Ihr ſeid mir auch ein alter Brummbär, wie unſer wackerer Förſter Hedrich! Können doch nicht alle Mädchen blaue Augen und rothe Wangen haben, wie Ihr ſie liebt; es muß auch bleiche Geſichter geben. Soviel ich mit dem Fräulein geredet: — es hat Hand und Fuß, was ſie ſpricht."

„Ich ſag's ja! Nicht in ihren Augen, in ihrer Stimme ſteckt die Zauberei! Sie iſt viel zu klug und

liſtig für den Junker! Sie gehört in die Stadt und nicht auf das Land! Und das Uebrige ... Sie wiſſen's wohl — man ſpricht nicht gern davon."

Georg wußte nichts, aber er dachte: du ſchlägſt in die Luft, vielleicht triffſt du die Mücke. „Weiber und Narren ſchwatzen viel. Das Fräulein ſoll die Geliebte des Prinzen geweſen ſein?"

„Die ganze Inſel weiß es", entgegnete der andere flüſternd.

Das leichtfertige Lächeln zog über Georg's Lippen: „Lieber Inſpector, wer iſt dabei geweſen? Thorheit, um eine alte, verjährte Liebesgeſchichte ein reiches Mädchen aufzugeben, wenn man ihres Geldes bedarf. Da handelt mein Vetter verſtändiger, als ich es ihm zugetraut, wenn er nicht von dem Fräulein läßt. Aber, wie Sie ſagen, ſie mag ihn nicht. Auf morgen" — eben trat auch der Förſter ein und der Inſpector ſchickte ſich zum Aufbruch an — „guter Rath kommt über Nacht."

Nicht der gute Rath, nur eine ſchlafloſe Nacht kam für Georg.

Einmal hinderte ihn ſchon die Nähe des Kranken, das ſchwere Aechzen und Stöhnen, das faſt in gleichen Zwiſchenräumen zu ihm drang, die leiſe und ängſtliche Bewegung, die in einem Krankenzimmer herrſcht und

für den, der darauf lauſcht, etwas Unheimliches und Aufregendes hat, am Einſchlafen; dazu hatte er ſich angekleidet nur in dem Lehnſeſſel ausgeſtreckt, um im Fall eines unerwarteten Ereigniſſes fertig und hülfsbereit zu ſein. Aber die Hauptfeinde ſeiner Ruhe waren doch ſeine eigenen Gedanken. Es war ihm, als ſei er wie ausgetauſcht, ein fremder Geiſt in ihn gefahren; in einem andern Lichte erſchienen ihm plötzlich die Welt und die Dinge. Mehr als einmal rief er ſich zu: du biſt ein Narr; darum änderte ſich die Sache nicht. Iſt das nun ein Geiſtiges, eine unſichtbare Macht, frei von jeder ſinnlichen Erfaſſung, die den Menſchen, wenn nicht wider ſeinen Willen, ſo doch ohne ſein Zuthun ergreift? Oder iſt es nur ein ſtärkerer Andrang des Blutes? Nervenzucken? Muskelerregung? Bisher hatte ſich Georg immer zu der „materialiſtiſchen“ Anſicht bekannt, jetzt ſchwankte er. Woher die phantaſtiſchen, wunderlichen Pläne, die in ihm aufſtiegen? Noch war bei ihm ſtets Herz und Vernunft in glücklichſter Uebereinſtimmung geweſen; die wenigen tollen Streiche, die er begangen, konnte er auf ſeine Jugend ſchieben und damit rechtfertigen, daß manches in den Augen der andern eine Narrheit iſt, was ſo recht unſerm innerſten Weſen entſpricht und das wir thun müſſen auf jede Gefahr hin. Heute war ein Zwieſpalt in ihm ... Hans von Lauken

war geſtorben oder jenſeits des Meeres, ſo irrte es ihm durch den Sinn; er hatte das Gut erworben, das Gut, darauf er durch ſeine Mutter einen gewiſſen Anſpruch beſaß, und Hertha, gewiß, er war mit Hertha vermählt. Er öffnete die Augen, die er halb geſchloſſen gehalten, um dieſe Gebilde zu verſcheuchen. Dämmernd war das Gemach von einer Lampe, deren Docht er ſelbſt hinuntergeſchraubt, erleuchtet. So dünn war die Wand, die ihn von dem Verwundeten trennte, oder ſo groß die Aufregung und geſteigerte Kraft ſeiner Sinne, er hörte jeden Ausruf, jedes Wort, das ſeinem Vetter im Fieber entfuhr. Wiederholt ſchlug ſo der Name Hertha's an ſein Ohr. Sie und immer ſie! Georg wollte ſich überreden, daß er keine tiefere Theilnahme für ſie empfände, als für jedes andere Mädchen, mit dem ihn ähnliche Zufälle zuſammengeführt, auch in ihm erweckt hätte. „Das Außerordentliche, das ſo ganz von der Alltäglichkeit Abliegende zieht dich an; nach vier, fünf Tagen, wenn du wieder unter Menſchen weilſt, auf dem Dampfboot, oder drüben in den Badeorten an der Küſte, wirſt du über dich lächeln; da haſt du nun auch dein Abenteuer und darfſt den Kopf nicht mehr allzu hoch tragen, wenn ein Empfindſamer dir ſein Liebesleid vorklagt. Jedem ſchlägt ſeine Stunde, wo er verwirrt iſt“ ... Nur ſchade, daß trotz ſeiner klugen Betrachtung und

den Sprüchen ſeiner Weisheit dieſe Verwirrung anhielt und nicht von ihm wich. Im Gegentheil, ſie wuchs. Der Plan von dem Ankauf der Lauken'ſchen Beſitzung, von einem Antrag an Hertha, geſtaltete ſich mit jeder Minute deutlicher, eine Maſche des Gewebes griff in die andere ein, nirgends eine Lücke; allmählig war er ſelbſt von ſeinem Vorhaben wie berauſcht. Es muß, es wird gelingen! triumphirte er ſchon. Sie liebte ihn noch nicht, aber ſie ſollte ihn lieben lernen; ſchon gab es ein gewiſſes Band zwiſchen ihnen, das einem Mädchen ſchwer zu löſen wird, einem Mädchen über fünfundzwanzig Jahre hinaus, das, wie frei und ſelbſtſtändig ſie ſein, welches Glück ſie in ihrem Reichthum und ihrer unabhängigen Stellung finden mag, doch in dieſer „zwölften Stunde" ſich zweimal beſinnt, ehe ſie Hand und Herz eines Mannes zurückweiſt. Das waren einmal die Anſchauungen Georg's von dem Weſen der Frauen. Wenn einer mit einem Plan fertig und mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, pflegt er ſchnellere Schritte zu machen, und wenn er ſitzt, prickelt es ihm in Händen und Füßen; ſo hielt es auch Georg nicht länger in ſeinem Seſſel aus; er ſtand auf und ging leiſe in das Krankenzimmer hinüber, auch um zu ſehen, wie ſich der Vetter befände, der jetzt plötzlich für ihn eine ſo wichtige

Perſon geworden. Haßte er ihn doch vielleicht, den Beſitzer Laukens, den Verlobten Hertha's?

An dem Lager des Junkers ſaß Hertha; diesmal paßte ihr ſchwarzes Kleid gut zu ihrer Stellung, zu der Pflicht, der ſie ſich gewidmet. Manche weibliche Naturen ſind gleichſam zu Krankenwärterinnen und barmherzigen Schweſtern auserleſen. Hier, in dieſen Nachtwachen und Mühen, zeigen ſie den ganzen Reichthum, die Hingabe und Zärtlichkeit ihres Herzens, die ihre Schweſtern ſo oft in einer wilden und raſch ſchwindenden Leidenſchaft verſchwenden. In glänzenden Sälen, bei Gaslicht und hundert flammenden Kerzen, im Schmuck von Blumen und Perlen ſind die einen ſchön; die andern, wenn ſie den unruhigen Schlaf eines Leidenden mit liebendem Auge bewachen. Zu ihnen gehörte Hertha; in dem gedämpften Schein der Lampe, die mit einem grünen Schirm bedeckt war; damit kein Lichtſtrahl den Kranken blende, trat die Bläſſe ihres feinen und edelgeſchnittenen Geſichts noch mehr hervor; wären die breiten ſchwarzen Haarflechten nicht darum geweſen, hätte es wie ein Marmorkopf ausgeſehen. Entfernter von ihr an dem Tiſch ſaß der Arzt; er blätterte in einem Buche, das der Frau Förſterin gehörte und das er mit hinaufgenommen, um ſich wach zu erhalten.

Bei dem Eintritt Georg's ſah er ein wenig verwundert auf.

„Ich kann doch nicht einſchlafen", ſagte ihm der, „wenn etwa Sie oder das Fräulein ermüdet ſind ... Ich könnte für Sie eintreten."

Der Arzt bedachte ſich nicht lange. „Sie wird nicht von ihrem Platze weichen", meinte er, zu Hertha hinüberblickend; „die Frauen ſind darin ausdauernder, wie wir Männer. Aber wenn Sie wachen wollen, Beſter, eine Stunde — ich bin müde; unſer Patient wird ſchwerlich ſobald aus ſeinem Halbſchlummer auffahren. Uebrigens kennt das Fräulein meine Anordnungen und weiß vortrefflich mit ihm umzugehen."

„Erkennt er ſie denn?"

„Nein! Allein ihre Nähe, der Druck ihrer Hand beruhigt ihn ſchon."

„Wird er aufkommen?"

Der Arzt zuckte unmerklich mit den Schultern ...

Einen Augenblick nachher hatte er ſich ebenſo lautlos entfernt, wie Rechberg eingetreten; Georg wie Hertha konnten hören, wie er ſich im Nebengemach niederlegte.

Es war gegen Mitternacht. Ein tiefes Schweigen drinnen und draußen in der Sommernacht. Die Vorhänge des Fenſters, die man niedergelaſſen, hob Georg

ſachte in die Höhe und blickte hinaus. Der Mond ſtand über den Tannen. Lauter als je klopfte ihm ſein Herz, lauter, als da er am Morgen das Bauernpferd beſtiegen und die Piſtole ſeine Bruſt drückte. Am liebſten hätte er das Fenſter öffnen mögen, den Frieden, der die Natur eingewiegt, wie einen himmliſchen Hauch einzuathmen. Wie ſo ruhig und ſtill glänzten die Sterne, ohne Regung ragten die Wipfel der Bäume ihnen entgegen. Still und ernſt wölbte ſich das Zelt des Himmels; keine einzelne Wolke war darin zu unterſcheiden, keine bewegte ſich. Nur der goldene Nachen des Mondes ſchwamm dahin. Wohin? war Georg in der Stimmung, ſich ſelbſt zu fragen. Wozu das Weltall, wenn wir einſt von all ſeiner Herrlichkeit nichts wiſſen werden? Wozu, wenn uns dieſes ſo geprieſene harmoniſche Ganze ewig unerklärlich und in ſeinem letzten Grunde unerforſchlich bleibt? Wozu der Geſang der Sphären, wenn unſer Leben für uns, die wir es doch von der Geburt zum Tode durchmachen müſſen, eine Diſſonanz iſt? Diſſonanz, trotz aller einzelnen glücklichen Secunden, die wir genießen, trotz der Hoffnung auf die Unſterblichkeit und ein ſchöneres Jenſeits — Diſſonanz, wenn wir ehrlich und aufrichtig ſein wollen!

Georg ließ den Vorhang wieder fallen und ſetzte ſich an den Tiſch zu dem verlaſſenen Buche des Doctors.

Es war eine Blumenleſe aus deutſchen Dichtern. Frau Marie hatte es, als ſie noch Mädchen war, zu einem ihrer Geburtstage erhalten; ein paar vertrocknete Veilchen lagen zwiſchen den Blättern, bei einem Gedicht Goethe's. „Iſt wohl ein Geſchenk aus lieber Hand", dachte er und blickte verſtohlen über das Buch hinweg nach Hertha — „ihres erſten Geliebten, und ſie hat nachher den Förſter geheirathet, ſo iſt die Welt! Und es geht ihr gut, ſie hat ihr Auskommen, ihre Wirthſchaft, wenn ſie ihren Mann ſieht, lacht ſie, und kommen ihr die Veilchen unter die Augen, weint ſie zur Abwechſelung. Soll's mit der ſtolzen Schönheit da drüben nicht auch ſolch Ende nehmen?"

Er näherte ſich ihr. „Wollen Sie ſich nicht auf das Sofa ſetzen? Ihr Platz iſt ſo unbequem."

„Ich danke. Aber er greift zuweilen über die Bettdecke hin und würde erſchrecken, wenn er meine Hand nicht fände."

„Krankſein iſt ſchlimm, doch möchte man es faſt herbeiwünſchen, um ſolche Pflege zu haben." Wie er ſie gethan, ſchämte er ſich ſchon dieſer Aeußerung, ſie kam ihm ſo landläufig und geſchmacklos vor, dazu kräuſelten ſich Hertha's Lippen zu einem unverkennbaren Ausdruck des Spottes. Darum fuhr er fort: „Der Arzt ſcheint eine gute Hoffnung für unſern Kranken zu haben."

„Möge ſie ihn nicht betrügen!“

„Ungünſtiger ſind freilich die Nachrichten, die ich unten von dem Gutsinſpector erfuhr; Sie hatten recht, mein Vetter iſt arg verſchuldet.“

„Dies iſt kein Boden für ihn. Seinem raſtloſen Thätigkeitstrieb genügte ſein verhältnißmäßig doch nur geringes Eigenthum nicht. Dazu der Adel ringsumher, die haben ihn verdorben.“

„Er hat davon geſprochen: das Beſte wäre, er ginge nach Amerika.“

Hertha, die bisher ſeinen geflüſterten Worten nur mit halbem Ohr zugehorcht, die Augen unverwandt auf den Kranken gerichtet, kehrte ihm jetzt mit einer faſt heftigen Bewegung das Geſicht zu. „Seine Heimat will er verlaſſen! So innig, ſo ganz iſt er mit ihr verwachſen, ihren Haiden und ihrem Meer, und will doch fort! Sich trennen vom Theuerſten! Allein — was bleibt ihm ſonſt noch? Arm kann er auf der Scholle nicht leben, wo er den Herrn geſpielt, und ich vermag ihm nicht zu helfen. Wozu nützt mir mein Reichthum?“

„Ach, Sie lieben ihn noch!“

Dieſe Antwort hatte ſie nicht erwartet und winkte ihm unwillig mit der Hand zu ſchweigen. Und da ſie das kühlende Tuch von der Stirn des Kranken löſte

und ein anderes darum ſchlang, ſo gehorchte ihr Georg und leiſtete ihr ſtumm die kleinen Dienſte, die von ſolchem Geſchäft unzertrennlich ſind. Der Junker regte ſich nicht, er träumte weiter in ſeinen Fieberphantaſien, die indeſſen, denn er wurde immer ſtiller, ihren gefährlichen Charakter mehr und mehr zu verlieren ſchienen.

„Auch ich“, hob Rechberg das Geſpräch wieder auf, „habe hin- und hergeſonnen, wie ihm beizuſpringen wäre. Das Geld hätte ich ſchon, aber aus meiner Hand wird er es noch weniger annehmen, als aus der Ihrigen. Und dann, ich verleihe weder, noch borge ich. Der Inſpector hat mir das Gut als eins der ſchönſten auf der Inſel geſchildert, mit einer nicht allzugroßen Summe ſei es wieder zu ſeinem frühern Flor zu bringen und erſtatte reichlich, was man darauf verwandt. Ein Tropfen altadligen Blutes ſteckt doch noch in mir, ſonſt wäre es mir unerklärlich, daß dieſe Eröffnungen mich ſo mächtig bewegt. In die Seele ſchnitt es mir, daß Lauken in die Hand eines Fremden fallen ſollte. Die Geburtsſtätte meiner Mutter — es iſt kindiſch, aber es lockt mich, ſie mein zu nennen.“

„Und Hans Lauken würde als Bettler aus ſeinem Hauſe hinausgehen?“

„Wer ſagt das? Ich würde ihm das Gut über den Werth bezahlen.“

„Und er ſollte die Wohlthat nicht merken, die Sie ihm damit gewähren? Nichts iſt ſo leicht zu verletzen, als das Ehrgefühl eines ſtolzen, armen Mannes.“

„Da ſteh' ich nun wieder auf dem beſchränkten bürgerlichen Standpunkt und halte es für die erſte Verpflichtung der Ehre, ſeine Schulden zu bezahlen. Herr von Lauken erweiſt mir eine Gefälligkeit, wenn er mir vor andern Käufern ſein Gut läßt; er darf mit Recht von mir mehr als von jedem andern verlangen.“

„Und er wird's nie, weil er Sie haßt.“

„Wenn nur die Menſchen mit einander handeln wollten, die ſich liebten! Was that ich ihm denn?“

„Sie trotzten ihm und“ ...

„Und er vermuthet, daß ich Sie liebe, Fräulein von Witting.“

Raſch kehrte ſie ſich nach dem Lager um ... Der Kranke ſchlief, ſeine Athemzüge waren leiſer, regelmäßiger.

Das flößte auch ihr Muth und Beruhigung ein; ſie verließ ihren Sitz und ging an das Fenſter. „Hier ſprechen wir ungeſtörter, Herr Rechberg“, ſagte ſie. „Ich habe kein Recht, mich Ihre Freundin zu nennen und es klingt hochmüthig, wenn ich einem Mann, der

ſo ritterlich für mich eintrat, einen Rath ertheilen wollte. Doch bitte ich, ſetzen Sie morgen Ihre Reiſe fort, greifen Sie nicht in das Schickſal des Junkers. Muß er aus dem Herrenhauſe weichen, laſſen Sie es andere ſein, die ihn vertreiben, ſeien Sie es nicht! Nicht von außen iſt ihm zu helfen, von innen heraus muß ihm die Heilung kommen. Wäre das unglückſelige Begegniß nicht geweſen, hätte er wohl gern die rettende Hand ergriffen, die Sie ihm anzubieten willens ſind! Gehen Sie von uns! Sie bindet nichts, keine Erinnerung an dieſe Stätten. Gehen Sie um meinetwillen, ich mag Sie beide nicht noch einmal auf dem Wege zum Tode ſehen!"

„Fräulein von Witting, Sie haben das Siegel von meinem Munde gelöſt. Eine Verkettung von Zufällen hat uns in eine Berührung gebracht, die doch nicht mit einem kühlen Lebewohl! zerſchnitten iſt. Iſt es eitel, wenn ich denke: wir ſind beide in gleichem Falle und werden ſchwerlich dieſe Stunden ſo leicht vergeſſen können? Ihr Wunſch genügt mir und ich werde dies Haus unter irgend einem Vorwand räumen, aber Sie werden nicht fordern, daß ich damit auch Sie hoffnungslos und für immer aufgebe!"

„Wahrlich", entgegnete ſie in zorniger Aufwallung, „ich hätte geglaubt, daß Herr Georg Rechberg beſſer

Ort und Zeit zu einer ſolchen Erklärung wählen würde, wenn er ſie überhaupt machen, mir machen mußte!“

„Sie befahlen mir, morgen ſchon zu gehen, iſt es ſo unbillig, vorher eine Entſcheidung von Ihnen zu erbitten? Ich habe nicht daran gedacht, Ihr Herz im Sturm zu erobern. Ein Blick, ein Wort, ein Nichts entzündet die Liebe, aber ich weiß nicht, ob die Flamme, die ſo entſtanden iſt, genügt, ein ganzes Leben zu erleuchten. Um ſich dauernd an einander zu ſchließen, bedarf es des Umgangs, der Prüfung. Und nichts mehr wollte mein Wort; es fragte: geſtatten Sie meine Werbung?“

Nun gerieth ſie doch in Befangenheit, ſie verſchränkte die Hände, über Wangen und Stirn lief ihr eine fliegende Röthe.

„Was iſt denn liebenswerth an mir?“ ſagte ſie dann mit bitterm Ton. „Ich bin weder allzu jung noch zu ſchön. Und doch zu gut, um das Spielzeug Ihrer Laune zu ſein! Säen meine unglücklichen Blicke überall Leidenſchaft und Zwietracht aus? Sie um mich werben! Bin ich denn frei?“

„Sie haben den Ring von Ihrem Finger abgeſtreift“ . . .

„Aber nicht das Band von meinem Herzen. Geben

Sie mich auf" — ſie zeigte mit einer unbeſchreiblich rührenden Bewegung auf den Verwundeten, „dahin führt das Geſchick die, ſo mich lieben!"

„Vielleicht iſt ſelbſt dies ein Glück und nicht jedem Ihrer Freunde wurde dies Loos."

Glühroth ward Hertha im Geſicht. „Ich kann mich nicht beklagen", entfuhr es ihr, „warum hab' ich mein Vertrauen leichtſinnig fortgeworfen!"

Fortgeworfen? Georg richtete ſich trotzig in die Höhe. Wer war ſie denn, die ihm ſo zu begegnen wagte? Auf eine Werbung, wie er ſie beſcheiden und bittend vorgebracht, kann ein Mädchen mit ihrem Nein! und einer froſtigen Verneigung antworten, das iſt ihr Mädchenrecht, aber eine Kränkung hatte er darum nicht verdient. Griff er in die Rechte eines andern und verletzte mit ſeinem Antrag ihre Sittſamkeit? Aber ſie hatte ſelbſt ihre Verlobung mit dem Junker gelöſt, ſie mochte ſich innerlich noch für gebunden halten, für Georg und die Welt war ſie frei. Oder doch unfrei? Ihm fiel das Wort des Inſpectors ein: „Die Geliebte des Prinzen!" Das ſummte ihm im Kopfe, das war der Kern des Geheimniſſes, das die wahre Geſtalt dieſer ſo ſtolzen und unnahbaren Tugend. „Die Geliebte des Prinzen!" Und ſo antwortete er, flüſternd wie bisher, im höflichſten Tone: „Sie haben Ihr

Vertrauen nicht umſonſt fortgeworfen, gnädiges Fräulein, es erinnert mich zur rechten Zeit, wie unpaſſend mein Antrag geweſen; nicht alle Männer denken wie Hans Lauken."

Um den Mund Hertha's zuckte es, ſie ward erdfahl.

Indem erhob der Kranke ſeinen Kopf, „Hertha!" rufend.

Sie flog faſt zu ſeinem Bett.

Hans Lauken ſchaute mit großen, verwunderten Augen umher, die Betäubung und Hitze des Fiebers ſchien von ihm gewichen zu ſein, allmählig ſeine Umgebung Farbe und Form für ihn zu gewinnen. Auf dem Fußteppich vor ſeinem Lager war Hertha niedergekniet, ſie hielt ſeine Rechte feſt in ihren Händen. Darüber war Georg ſtill hinausgegangen, um dem Arzt zu ſagen, daß der Kranke aufgewacht ſei. Der hatte indeſſen ſeine Traumbilder abgeſchüttelt und Klarheit und Bewußtſein wieder erlangt. Er erkannte die Geſtalt an ſeinem Bett. „Hertha! liebe Hertha!" ſagte er. So ſanft hatte ſeine Stimme ihr nie geklungen.

„Du lebſt", ſchluchzte ſie, ihre Thränen ſtrömten heiß auf ſeine Hand.

Nebenan war Georg beſchäftigt, ſeine Sachen wieder

zuſammenzupacken — zur Wanderung am nächſten Tage. Am Himmel ſtanden die Sterne noch ſtill und groß und glänzend. Wozu ſind die Sterne, wozu ſind wir da mit unſern Wünſchen und Träumen?

IV.

Es war im Anfang des September, mehr als drei Wochen waren seit jenem Gespräch in der grünen Stube des Försters verflossen, das Hertha und Georg getrennt und ihre so kurze und doch so ereignißreiche Bekanntschaft mit einem schrillen Mißklang zerrissen hatte.

Am Morgen darauf verließ Georg das Haus; als er die Treppe hinunterging, begegnete er der Zofe des Fräuleins und übergab ihr seine Visitenkarte mit dem bekannten p. p. c., sie ihrer Herrin einzuhändigen. Herzlicheren Abschied nahm er von Hedrich und seiner Frau, versprach auch, bei seiner Rückkehr, die sich wohl ein wenig verzögern würde, da er in dem an der Ostküste der Insel gelegenen kleinen Seebad längere Zeit zu verweilen gedenke, wieder bei ihnen einzukehren — und da gerade ein Wagen mit zwei Herren vorüberfuhr, die auch nach Norden wollten und einen Platz noch übrig hatten, Georg den einen von ihnen überdies vom Dampfschiff her kannte, stieg er auf ihre Auffor-

derung in den Wagen ... gelaſſen, ruhig, gleichgültig, als wäre nichts geſchehen; nicht einmal Frau Marie hatte eine tiefere Bewegung an ihm bemerkt und wußte nur kopfſchüttelnd zu ſagen: „Es iſt doch ein curioſer Menſch!“

Georg Rechberg aber blieb nicht in dem kleinen Fiſcherdorfe, das, hart am Strande gelegen, in der Nähe eines altberühmten, romantiſchen nordiſchen Buchenwaldes, bei denen, welche die Seebäder lieben, immer mehr in Aufnahme kommt, ſondern nahm in dem einſamen und doch prächtig eingerichteten Schweizerhauſe im Walde Quartier, in dem gewöhnlich die Reiſenden nur eine Nacht zuzubringen pflegen, um von der Spitze der Kreideklippen, zu ihren Füßen das grauwallende, nebelumhüllte Meer, den Sonnenaufgang zu ſehen. Nach dem vollſtändigen Schiffbruch ſeiner Pläne war es für Georg nothwendig, eine Weile mit ſich allein zu leben und ſich allmählig wieder in Wahrheit in jene Stimmung der Gleichgültigkeit zu finden, die er bei dem Abſchied von dem Hauſe in der Prora nur erkünſtelt hatte und die er doch für „das Princip ſeines Daſeins“ erklärte. Am Geſtade der See, an den melancholiſchen Ufern des düſtern Teichs, um den aus der Heidenzeit die Schatten der in ihm ertränkten Jungfrauen und Sclaven ſchweben, wollte er das verlorene Gleichgewicht

wiedergewinnen. In dieſen gründunkeln Fluten, wenn Wolken und Nebel wie eine Geiſterſchaar aus Walhalla in rieſigen Zügen über die leiſe flüſternden Baumwipfel zogen, oder in einer Vollmondnacht, wenn der magiſche Schimmer dieſes wunderbaren Geſtirns auf dem Waſſer ruhte, in dem Röhricht ſpielte, um die feinen Spitzen des Schilfs ein goldenes Netz webte, war das Bild der Göttin gebadet worden, von der ſie den Namen trug. Raſch genug war Georg von all ſeinen Hoffnungen herabgeſtürzt worden, nur wenige Stunden hatte ſeine Bethörung gedauert, aber es war der erſte Unfall, der gegen ſeine Berechnung ihn getroffen, ihn, den Günſtling des Glücks! der, weil er nach ſeiner Anſicht immer nur Mäßiges und Verſtändiges gewünſcht, ſich gewöhnt hatte, auch die Erfüllung ſeiner Wünſche als ein Natürliches, wie ſich von ſelbſt verſtehend, zu betrachten. Aber ſpiele nur einer mit der launiſchen Göttin! Noch Jeder hat erfahren, daß ſie ſich in dem Augenblick von ihm wandte, wo er ſicher glaubte, ſie am Gewand feſtzuhalten. Nicht Hertha's Liebreiz allein hatte dieſen tiefen Eindruck auf Georg hervorgebracht; ſchönere, anmuthigere Mädchen waren ihm ſchon begegnet und ohne Eitelkeit durfte er ſich ſagen, daß ein Mann wie er, wohlhabend, weltmänniſch gebildet, nicht abſtoßend durch ſein Geſicht oder ſeine Haltung, unter

den Schönsten eine freie Wahl haben könnte; es war das Ganze all dieser Zufälle, in denen sie als die glänzendste, hervorragendste Gestalt erschien, das seine Ruhe in Unruhe, seine Gleichgültigkeit in ein schmerzliches Leiden verwandelt hatte. Liegt nun in der stillen Betrachtung der Natur wirklich ein Heilmittel für das kranke Gemüth, oder ist es nur ein gefälliger, lieblicher Wahn, der allmählig aus den Behauptungen der Dichter sich auch in die Herzen der Anderen geschlichen hat? Georg wenigstens merkte nur, daß seine Schwermuth wuchs, und während er gekommen war, den freien Blick, den er sonst über Menschen und Dinge besessen, wiederzugewinnen, trübte sich sein Auge mehr und mehr. Zu den Fröhlichsten hatte er nie gehört, jetzt drohte seine Stimmung in die finsterste Verschlossenheit und Bitterkeit umzuschlagen. Darum wollte er fort, aus der Einsamkeit des Waldes und des Strandes sich in das wilde Getümmel einer Weltstadt stürzen. Ist einer einmal durch Schuld oder Mißgeschick — wenn nicht beides nur dieselbe Erscheinung des einen uns beherrschenden Schicksals ist, der wir verschiedene Namen beilegen — aus dem gewohnten Kreis seines Lebens und seiner Anschauungen gerissen, treibt er wie ein steuerloses Schiff eine Weile von einem Aeußersten zum Entgegengesetzten. So auch Georg, allein er konnte sich

nicht leicht von den Stätten trennen, die er in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft wie ein irdiſches Paradies begrüßt. Er hatte ihren Frieden, ihre Düſterkeit lieb gewonnen. Auch ihm wie einſt Geſchlechtern, die jetzt vergeſſen ſind, rauſchten dieſe Wipfel ſo eigen zu; auch ihm zeigte ſich in der Tiefe des Meeres, wenn er an einem ſtillen Abend, bei ſinkender Sonne, auf einem Fiſcherboot hinausfuhr, die „verſunkene Wunderſtadt"; er war auf dem beſten Wege, ein Träumer und ein Narr zu werden. Sogar eine Beſchäftigung, die er früher eifrig getrieben und dann vernachläſſigt hatte, nahm er wieder auf: er fing an, einige Aquarellſkizzen von den Kreideklippen des Ufers, den ſchönſten Stellen des Buchenwaldes zu entwerfen. Was ihn zuletzt forttrieb, war das Eintreten ſtürmiſcher, kalter, nebelgrauer Tage, die einen frühen Herbſt verkündigten. Das Unwetter verdarb ihm vollends die Laune; er brach auf, um den Herbſt und Winter in Paris zu verbringen.

Doch war es, als wollte die Inſel ſich ihm, ehe er auf keine Wiederkehr von ihr ſchied, noch einmal im Schmuck all ihrer Reize, in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen. Im glänzenden Sonnenſchein durchflog er auf dem trefflichen Wagen ſeines Wirths den Wald; thaufeucht, dunkelgrün waren Wege und Lichtungen; die

wenigen gelbröthlichen Blätter an den Bäumen brachten nur ein lebendigeres Farbenſpiel hervor, und dann das Meer.... „Treulos wie die Welle“, ſagte Georg, an Hertha denkend, das Wort Shakſpeare's und wandte ſich ab.

Um die Mittagszeit erreichten ſie die Rüſternallee, die, von der großen Fahrſtraße abbiegend, nach Lauken führt. „Dort liegt Lauken“, deutete der Kutſcher nach dem ſtattlichen grauen Herrenhauſe hinüber; er ſchien es zu bedauern, daß ſie nicht dorthin führen, wo ſie ein ganz anderes Mittagseſſen finden würden, als in dem elenden Haidekrug, in dem Georg zu raſten befohlen hatte. War nun hier eine gefährliche Stelle des Wegs oder wollte er dem Herrn eine kleine Bedenkzeit geben, um ſich ſtatt des Kruges für Lauken zu entſcheiden — der Kutſcher mäßigte den ſchnellen Lauf ſeiner Pferde. Und plötzlich tauchte da auch der Gedanke in Georg auf: „Du willſt doch ſehen, welch Ende dein Vetter genommen“... Noch aber hatte er dem Kutſcher nicht zugerufen: „Fahr' zu!“ — da ſtand wie aus der Erde gewachſen Herr Hans in ſeinem knappen grünen Jagdrock unter den Rüſtern; er ſchwenkte ſeinen runden ſchwarzen Hut, auf dem eine Adlerfeder ſteckte... Ehe ſich Georg zu einem Entſchluß beſinnen konnte, war der Vetter ſchon zu dem Wagen herangeeilt und ſagte: „Wirklich, Sie ſind's, Herr Georg Rechberg! Und

wollten vorüber, an meinem Hauſe vorüber! Wir glaubten, Sie hätten längſt auf einem anderen Wege unſere Inſel verlaſſen und ſich meinem Dank entzogen. Nun aber halte ich Sie und feſter als in der Schlucht der Prora! Nach Lauken, Kutſcher, dorthin!"

Mit ſchnellem Satz ſprang Georg aus dem Wagen; Auge in Auge ſahen ſich beide Männer und ſchüttelten ſich die Hände. Meinte es einer unredlich?

„Meinen Glückwunſch zu Ihrer Geneſung! Der Arzt verſicherte zwar bei meinem Fortgange aus dem Förſterhauſe, jede ernſtliche Gefahr ſei vorüber und Sie gerettet" . . .

„Ich weiß, wie freundlich und rückſichtsvoll Sie ſich gegen mich bewieſen. Und ich, wie ein Tölpel und ein Raufbold bin ich Ihnen entgegengetreten! Die Narbe auf meiner Stirn hier wird mir ein Denkzeichen für alle Zeit ſein, Ihrer Ritterlichkeit und meiner Wildheit! Und dann — das Liegen im Bett, das Stillſitzen in den dumpfigen Stuben, das hat mich curirt! Ja, lachen Sie nur! Ich bin vorſichtig geworden und bringe es in der Geduld und Beſonnenheit mit den Jahren noch ſo weit wie Sie!"

„Nicht doch! Es muß jeder ſeine Eigenthümlichkeit wahren, ſoviel er kann; nur ſoll er nicht die der anderen verletzen!"

„Das iſt's, die Grenze kennen! Darüber werden im Grunde alle Proceſſe geführt. So, da ſind wir in Lauken. Noch einmal, herzlich willkommen!"

Mit einem Gefühl, das ſo wunderlich aus Verdruß und Staunen, aus Trübſinn und Neugier ſich miſchte, daß er den rechten Ausdruck nicht dafür finden konnte, ſchritt Georg über die Schwelle des Hauſes. Hatte Hertha dem Junker ſeine Bewerbung erzählt? Von ſeiner Abſicht geredet, das Gut zu kaufen? Ja, hatte nur der Inſpector geſchwiegen? Oder war Hans Lauken in glücklicher Unwiſſenheit über alles, was ſeit ſeinem Sturz in jenen ereignißvollen Stunden vorgefallen? Jetzt erfüllte er jede Pflicht des gaſtfreien Wirths in einer Weiſe, wie ſie ſo höflich, gefällig und gewinnend Georg ihm nicht zugetraut. Trotz ſeines Unmuths und Argwohns empfand er das Wohlthuende dieſer einfachen Treuherzigkeit. Dies und jenes Zimmer des weitläufigen Hauſes zeigte Hans Lauken dem Vetter, ein und ein anderes Andenken war noch von Anna, Georg's Mutter, zurückgeblieben; ein alter, ausgeblaßter Teppich, den ſie geſtickt; eine Bibel, auf deren vorderm Blatt ihr Name ſtand, in jener Kammer hatte ſie ihren „erſten Traum" geträumt, wie Hans in einer poetiſchen Anwandlung ſagte.

„Ja", ſchlug er fröhlich in die Hände, „machen Sie

nur große Augen! Woher ich die alten verſtaubten Sachen habe? Aus der Trödelkammer des Hauſes. Eine Freude mußt' ich Ihnen bereiten — ſo ließ ich ſie herausſuchen; es lebt noch ein altes Mütterchen auf dem Gute, auf deren Knieen die Anna geſeſſen, die wußte gut Beſcheid. Wären Sie ſelbſt nicht hierher gekommen, ich hätte Ihnen die Dinge nach Ihrer Heimath zugeſchickt. Aber" —

„Aber?"

„Ich hatte eine Stimme im Herzen, die ſprach: er kommt nach Lauken. Der Förſter und ſeine Frau behaupteten zwar das Gegentheil, Sie waren ja wie verſchollen."

„War's doch meine Abſicht bei dieſer Reiſe geweſen, eine Zeit lang in der Stille zu leben. Und nach unſerem Ritt bedurfte ich der Ruhe."

„Wie ich. Nur hatten Sie das beſſere Theil getroffen und blieben geſund. Hat es Ihnen droben gefallen?"

„Ich kenne wenig Landſchaften, die ſich ſo tief und unvergänglich meiner Seele eingeprägt hätten"

„Hertha — wollte ſagen Fräulein von Witting iſt auch Ihrer Anſicht. Iſt gar zu einſam für mich und eintönig. Allein Sie beide verſtehen das beſſer wie ich. Und Sie wollen nun fort?"

„Ich gehe nach Paris.“

„Hm, Paris! Drei ganze Tage war ich dort, dann macht' ich, daß ich wieder hinauskam. Ich bin zu dumm für die Stadt, überall ſtieß ich an, überall hatte ich Händel und war mir doch bewußt, zu keinem abſichtlich die Veranlaſſung gegeben zu haben. Mit meinem harten Schädel renne ich draußen in der Welt an jede Mauer, ich brauche die Haide und das Meer zum Gedeihen!“

Das ſprachen ſie, als ſie ſchon am Eßtiſch ſaßen, und Hans unterbrach ſich wiederholt ſelbſt mit einem „Langen Sie doch zu!“ „Trinken Sie doch!“ Sein Gaſt ſchien ihm nicht die genügende Eßluſt zu haben, um allen Feinheiten der provinzialen Küche, den Lieblingsgerichten der Inſelbewohner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

„Ich begreif's“, antwortete Georg auf ſeine letzten Worte; „Sie ſind hier geboren, Sie haben ein ſchönes Gut, mancherlei Erinnerungen knüpfen Sie an den Boden. Es iſt ein altes Bild, von dem Menſchen, der wie der Baum ſeine Wurzeln in dem ihm günſtigen Erdreich ausſtreckt und auf einer kleinen Scholle zur ſtolzen Höhe erwächſt. Uns Stadtleuten geht es anders. In jedem Jahr verändert ſich uns der Anblick der Heimath; für Alle mag ſie freundlicher und wohnlicher

werden, für den Einzelnen nicht. Wäre ich wie Sie ein geborener Landwirth, ich lebte und ſtürbe auch auf meiner Scholle."

„Wie die klugen Leute doch ſo hübſch in Worte faſſen können, was wir empfinden! Aber bei alledem hatte ich auch hier lange keine Ruhe. Heute trieb es mich ungeſtüm hinaus und morgen noch ungeſtümer zurück."

„Fortan nicht mehr, hoffe ich!"

Junker Hans wiegte lachend den Kopf: „Denk's auch! Es hat ausgeſtürmt."

War er einig, verſöhnt mit Hertha? Doch beherrſchte ſich Georg wie der beſte Schauſpieler: „Eingelaufen in den Hafen? Gut Heil!"

„Erwiedere den Wunſch — Möge Ihre Reiſe glücklich, heiter und genußreich ſein!"

Die Gläſer klangen aneinander.

„Das hört ſich beinahe an", meinte Rechberg ſcherzenden Tons, als ſagten der Herr Vetter: „Glück auf den Weg!"

„Aber nicht für heute und nicht für morgen! Wenn zwei Männer ſo zuſammenſtoßen wie wir, und es giebt kein Unglück, müſſen ſie gute Freunde werden. Als wir von dem Jägerhauſe fortritten, dachte ich: Er oder Du! Nein, ich will ehrlich ſein: ich dachte nicht daran,

daß Sie mit heiler Haut aus dem Strauß mit mir heimkehren würden. Aber Hochmuth iſt immer ein böſes Ding; ich trug den Denkzettel davon, den ich Ihnen beſtimmt hatte."

„Nicht mein Verdienſt! Warum wurde Ihr Rappe ſcheu? Im Anfang wollte mir's Niemand glauben; Hans Lauken vom Pferde geſtürzt — das war eine Unmöglichkeit, ein Wunder! Das Fräulein von Witting" —

„Das Fräulein! Was ſagte die? Warum ſtocken Sie? Schalt mich wohl tüchtig aus?"

„Ich thue vielleicht nicht recht, eine Aeußerung zu wiederholen, die ihr die Beſorgniß, der Schmerz über Ihren Unfall erpreßt — allein wenn's vorüber iſt, ſo glücklich vorüber wie Ihre Krankheit, noch dazu, wo wir ſo behaglich zuſammen ſitzen, klingt's drollig! Erſchrecken Sie nicht: das Fräulein meinte, ich möchte wohl nicht ganz ſchuldlos an Ihrem Sturze ſein."

„Das hätte Hertha geſagt?" Er ſetzte das Glas, wie in Gedanken, unberührt nieder.

„Ja, die Weiber!" lachte Georg bitter. „Wer kennt ſie? Der Liebesgott ſcheint doch nicht Sie allein verwundet zu haben, mein Vetter! Ein kleiner, ein ganz kleiner Pfeil muß auch in dem Herzen des Fräuleins ſtecken. Sich mit Ihnen verheirathen will ſie nicht, aber ſie war gleich bereit, mich als Mörder anzuklagen, als Sie

verwundet dalagen. Drollig und doch wieder merkwürdig für den Pſychologen! Schade, daß wir ſo wenig Muße im Leben haben und durch die Verhältniſſe in unſern Forſchungen beſchränkt ſind! So manches Problem, das uns in Verwunderung ſetzt, ließe ſich löſen, wenn wir es bis zu ſeinem Urſprung verfolgen, nach allen Seiten hin betrachten könnten. Könnten und dürften! Da haben Sie wieder die Grenze, von der Sie ſprachen. Und keiner ſpringt hinüber, er ſei denn ein Dämon oder ein Engel. Und ich, Sie ſehen es ſelbſt, ich bin keines von beiden."

„Liſtig ſind Sie, Herr Vetter, liſtig! Haben es doch gleich gemerkt."

„Was gemerkt? Daß Sie dem Fräulein lieb waren? Nicht gleich, aber bald."

„Und ich brauchte vier Jahre und dieſe Narbe, um meiner Sache ſicher zu ſein."

„Ein wenig ſpröde, ein wenig ſchnöde, ſo behandeln alle Mädchen treue Liebe."

„Hertha nicht", ſagte Hans eifrig. „Sie iſt der Stolz, allein auch die Aufrichtigkeit ſelber. Würde ich um ſie geworben haben, wie die irrenden Ritter um ihre Damen, wenn ſie's nicht werth wäre? Sie müſſen ſie nicht nach der Kälte und Schroffheit beurtheilen, in die ſie ſich jetzt gehüllt, ſie hat ein Lächeln, bezaubernd

wie Frühlingsſonnenſchein. Wenn ſie will, iſt ſie die ſchönſte und anmuthigſte der Frauen, da wundert man ſich nur, daß die Welt ihr nicht zu Füßen fällt."

Es war gut, daß der Junker ſich in die Begeiſterung hineinredete, ſonſt würde ihm das Erbleichen ſeines Gaſtes aufgefallen ſein. Einen wilden Sturm erregten ſeine Worte in Georg's Herzen, verführeriſcher als je, feenhaft gaukelte ihm das Bild Hertha's vorüber, er entdeckte keine Uebertreibung in Lauken's ſchwärmeriſcher Schilderung, ſahen ſie doch beide das Mädchen mit denſelben Augen an, und als der Junker innehielt und rief: „Ich bin ein Thor! Man ſoll ſeine Geliebte nicht preiſen; der Zuhörer nickt lächelnd, als ſtimme er zu, und ſagt ſich doch innerlich: nur gemach, bei uns blühen auch noch Roſen!" konnte Georg ſeine Verlegenheit nur dadurch verbergen, daß er ſein Glas ſchweigend hinunterſtürzte.

„Das war der Abſchiedstrunk!" Er ſtand auf.

„Fort wollen Sie? Bewahre! So raſch werden Sie den tollen Lauken nicht los. Sie bleiben eine Nacht unter meinem Dach. Vetter, ich ſchulde Ihnen mein Leben, denn ein anderer hätte ſich in Ihrem Fall ſchwerlich beeilt, ſeinem Gegner ſo ſchnell Hülfe zu holen, und ſoll Ihnen nicht einmal danken dürfen! Seit lange iſt kein beſſerer Mann in dieſem Hauſe geweſen."

„Kein beſſerer Mann! Wenn das Fräulein dieſe meine Rechtfertigung erführe“ —

„Noch heute ſoll ſie's! Ich bringe Sie zu ihr; Sie ſind ihr nicht böſe? Frauenzunge hat keinen Zaum.“

„Die Liebe ſprach aus ihr, wie ſollte ich zürnen? Allein wie mir ſcheint, habe ich eine Taktloſigkeit begangen, ich ſage das Fräulein, ich hätte ſagen ſollen: Ihr Fräulein Braut. Meinen Glückwunſch und meine Ergebenheit und Verehrung Ihrer Verlobten.“

Wenn alle Saiten einer Aeolsharfe zerſprungen ſind, mag der Wind wehen, wie er will, ſie giebt keinen Ton mehr. Mit ihr verglich Georg ſein Herz. Sein Abenteuer war zu Ende.

Langſam knöpfte er ſeinen Rock zu. „Leben Sie wohl! Ich darf nicht länger zögern.“

„Auch nicht, wenn es die Entdeckung eines Problems gilt?“

„Es iſt ja nun kein Problem mehr.“

„Freilich; die Ehe iſt das Grab der Liebe, ſingen die Poeten. Aber Hertha iſt dennoch kein alltägliches Geſchöpf.“

„Keiner iſt tiefer davon überzeugt als ich“ . . . er hatte die Handſchuhe angezogen und griff nach ſeinem Hute.

„Alſo kein Halten! Sie ſind ein pünktlicher Mann, feſt, unabänderlich in Ihrem Beſchluß. Eine Bitte jedoch weigern Sie mir nicht, ich begleite Sie bis an das Förſterhaus.“

Den alten Teppich hatte er ſchon ſorgſam zuſammenwickeln und in Georg's Wagen legen laſſen. „Zur Erinnerung an Lauken“, ſagte der Junker.

Als ſie beide einſtiegen, entfuhr Georg die Frage: „Wohnt das Fräulein noch bei dem Förſter?“

„Ja, ſie will erſt im Ausgange dieſes Monats nach dem Städtchen.“

„Fahr' langſam!“ bedeutete Georg dem Kutſcher.

Da lag nun die Schmale Haide wieder im Sonnenuntergang; ihm war es, als ſei er geſtern erſt mit ihr darüber hingegangen; und doch waren inzwiſchen die Ericas abgeblüht, das Grün des Ginſters fahl geworden, ein graubrauner Ton herrſchte vor.

„Der Sommer zieht dahin“, ſagte nach längerem Schweigen Hans Lauken zuerſt.

Georg nickte nur, antworten mochte er es nicht, aber er dacht's: „für mich zumeiſt“.

„Hertha hat Ihnen erzählt, wie wir uns kennen lernten, aber Sie wiſſen nur die Hälfte unſerer Geſchichte und ich habe die Furcht, Sie ſcheiden mit nicht allzu günſtiger Meinung von uns. Die Hand her,

Vetter! Sei aller Groll zwiſchen uns vergeſſen und wenn Hertha Sie gekränkt, vergeben Sie's auch ihr. Sie hat viel Kummer gehabt und die Menſchen haben ihr ſo Uebles nachgeredet, daß ſie bei den andern wohl auch ſchlimme Gedanken und Thaten vorausſetzen konnte. Der Prinz hat ſie geliebt und ſie ihn wieder. Iſt das ein Unrecht? Hans Lauken iſt ein Strohkopf, daß er ſie nimmt, meint der und jener. Aber hab' ich ein Recht auf ihre Vergangenheit? Kann ich fordern, daß ſie keinen andern Mann geliebt, ſelbſt ehe ſie von meiner Neigung wußte? Die erſte Liebe eines Mädchens ſein, vielleicht iſt es das Schönſte! Indeſſen nicht alle können dieſen Treffer ziehen. Ich kam nun gar zu ſpät. Sie und der Prinz liebten ſich beinahe ſchon ein Jahr, bevor ich mit ihr bekannt wurde. Und dann lief noch mancher Tag dahin, ehe es ſo weit kam, daß ich nicht mehr von ihr laſſen konnte. Nicht ſie, der Prinz betrog mich. Hätte mir der aufrichtig geſtanden: Ich liebe das Mädchen, und wäre mir das Herz darüber gebrochen, ich wäre gegangen. Statt deſſen trieb er mich vorwärts; er war ſeines Sieges ſicher und wollte ſich dabei noch an der Niederlage eines Nebenbuhlers weiden. Das war das Schlimme. Wenn einer mir den Bruderkuß gegeben und geſagt hat: „Fortan du und du, Hans Lauken!“ dann hab' ich kein Mißtrauen.

In mir iſt keine Ader des Argwohns — war keine, das iſt richtiger, kein Tropfen Galle. An all dem dummen Gerede von einer Liebſchaft zwiſchen Hertha und dem Prinzen iſt nichts: das war mein felſenfeſter Glaube. Sie haben klügere Augen, Vetter Rechberg, Sie“ —

„Ich? Ich glaube nicht an die Treue und Aufrichtigkeit der Menſchen.“

„Hätt' ich doch Ihren Kopf gehabt! Oder doch lieber nicht, der Kopf hätte nicht zu meinem Herzen gepaßt. Das ging eine Weile zwiſchen uns dreien hin und her. Hertha wurde kälter, zurückhaltender gegen mich, als ſie zu ahnen anfing, daß ich ſie liebte. Ich konnte es ihr nicht verdenken, es mochte ihr durch den Sinn fahren, daß ihr Vater mit dem meinigen unſere Verheirathung ſchon abgeredet, ohne uns nur zu fragen, und überdies, da ſie reich war, lag's nahe, in meiner Liebe die kluge Berechnung eines Mannes zu ſehen, den ihr Vermögen, nicht ihre Schönheit geblendet. Bei einem Feſte brach der künſtliche Bau dann über uns allen zuſammen. Iſt niemals gut mit der Lüge, indeſſen das Licht, das die Wahrheit bringt, verbrennt oft mit der Lüge uns ſelbſt. Das Leben iſt ein ſolches Ineinander von Falſchheit und Wahrheit, daß wenn die eine einen Tag lang allein herrſchte, die Welt und die Geſellſchaft in Trümmer fielen. Auf dem Feſte wurde

ich eiferſüchtig. Der Prinz huldigte ihr in einer Weiſe, die keinen Zweifel mehr an ſeiner Liebe geſtattete. Der tolle Hans eiferſüchtig, das war doppeltes Feuer! Wir hatten einmal Shakſpeare's „Othello" geleſen, der Prinz, ſie und ich; mir war Othello da wie ein Hans Dampf erſchienen, nun befand ich mich in ſeiner Lage, war in ſeiner Wuth. Mitten während des Balles ſah ich Hertha ſich entfernen und in den Park hinabgehen, ich ihr nach. Es war eine mondhelle Sommernacht. In einem Pavillon verſchwand ſie endlich meinen Blicken. Gucken Sie mir nicht in das Geſicht; ich beging eine ſchändliche Handlung, ich horchte. Der Prinz war darin. Sie machte ihm Vorwürfe: es müſſe klar werden zwiſchen uns dreien, wie vielen Verdächtigungen er ſie heute wieder ausgeſetzt. Indem glaubte ich von dem Laubgang her, an deſſen Ende der Pavillon ſtand, Schritte zu hören, Schritte, die näher kamen. Ich ſchlug mit der geballten Fauſt gegen die Thür. Ein unterdrückter Schrei Hertha's — der Prinz ſprang wohl zum Fenſter hinaus, ich weiß es nicht, ich hatte die Thür aufgeriſſen, beſinnungslos, blindwüthig wie ich war. Ich hatte die Hand erhoben — wahrhaftig, ich begriff Othello. „Die Sache will's, mein Herz, die Sache will's!" Im vollen Licht des Mondes ſtand ſie mir gegenüber, blaß, ſtarr, ſie trug ein weißes Kleid und ſah aus wie eine Mar-

morgeſtalt, ich hätte ſie niederſchlagen können. Sprachen wir? Sprachen wir nicht? „Mein Vater!“ rief ſie plötzlich und ſank ohnmächtig ihm zu Füßen. Der ſtand hinter mir, als hätte ihn ein böſer Geiſt herauf-beſchworen. Was hätten Sie da in meiner Lage gethan, Vetter Rechberg?“

„Vetter Lauken, Sie handelten wie ein Ehrenmann, wie ein Ritter aus der guten alten Zeit, daß Sie dem Fräulein Ihre Hand anboten — ich wäre eine Stunde nachher abgereiſt. Wir handeln in ſolch ängſtlichen Augenblicken nicht wie wir wollen, wir handeln, wie unſer Blut rollt.“

„Sie mögen recht haben. Ich aber war mit Hertha verlobt. Ob ſie den Prinzen noch liebte, ob nicht — ſie ſchenkte ihm keinen Blick mehr, nicht um eines Strohhalms Breite wich ſie von der Treue ab, die ſie mir gelobt. Aber zwiſchen uns ſtand doch der Schatten dieſes Ereigniſſes. Wir hatten nie darüber geſprochen und bis zu meinem Sturz und meiner Krankheit war ſie im Unklaren, ob ich damals den Prinzen im Pavillon geſehen oder nicht. Doch hielt ſie ſich nicht für werth, meinen Namen zu tragen.“

„Sie liebte Sie eben zu ſehr.“

„Und der Gedanke an jene Nacht machte aus mir ſelbſt einen ſchlechten Reiter, als wir hier hindurch-

jagten. Ich hatte wieder meine Hand im Zorn gegen ſie geballt; in Ihnen ſpiegelte mir die tollgewordene Phantaſie“ . . .

„Doch nicht den Prinzen oder des Mohren Lieutenant Caſſio vor?“ lachte Georg, ſich ſelbſt überwindend.

„Leider. Wir hätten beide um einen Irrthum den Hals brechen können.“

Da waren ſie am Förſterhauſe. Zum Glück für Georg, der neuen Aufenthalt fürchtete, war es ſtill und leer auf dem Hofe. Nur ſie ſtand am Fenſter, ſie winkte mit dem Tuch. Ihre Züge konnte Georg in der Dämmerung nicht deutlich erkennen, auch ſchwebte ihm gleichſam ein Flor vor den Augen. Eins ſah er — ſie trug ſtatt des ſchwarzen ein blaues Kleid und am Buſen eine weiße Roſe.

Die Männer umarmten ſich, aus dem Wagen ſprang Hans Lauken . . .

„Galopp!“ ſagte Georg ſeinem Kutſcher und ſchloß die Augen.

Hin ſauſte der Wagen, als ſäße Lucifer darin.

„Sie wäre doch keine Frau für Dich geweſen“, dachte er. „So iſt's gut, wie es gekommen. Aber that nun mein Wille etwas dazu oder iſt's Beſtimmung? Das Walten eines Naturgeſetzes, das wir nicht verſtehen,

das uns despotisch beherrscht? Entspringt die Liebe aus der Seele? Zieht nur ein dunkler Naturtrieb dieses Weib zu diesem Mann? Sind wir freie, selbständige Wesen, sind wir Marionetten?"

So grübelte er lange — die empfindlicher werdende Kühle des Abends schreckte ihn aus seinen Träumereien auf; er öffnete die Augen und wickelte sich dichter in seinen Mantel. Dann sah er zurück. Vom Försterhause keine Spur mehr, keine Spur der Schmalen Haide; sie fuhren auf wohlgepflasterter Straße. Nichts mehr von dem tollen Junker, nichts mehr von ihr — alles dahin in dem Nebel des Herbstes, im Dunkel des Abends.

„Morgen bin ich auf der See", sagte Georg halblaut. „Es lebe das Meer und der kommende Tag!"

Druck von August Grimpe in Hannover.